

School of Theology at Claremont



1001 1367319

Vom Judentum zum Christentum

von

A. Bauer

Wissenschaft



und Bildung

GERMAN



LIBRARY

Southern California
SCHOOL OF THEOLOGY
Claremont, California

Aus der Bibliothek
von
Walter Bauer

geboren 1877
gestorben 1960

Wissenschaft und Bildung

Einzel Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Im Umfange von 150—180 Seiten

Geh. 1 M. · In Leinenband 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer besten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten. :: :: :: :: Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten.

Der weitere Ausbau der Sammlung wird planmäßig durchgeführt. Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.



Aber die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Geb. M. 1.80

für Jugend und Volk

Geb. M. 1.80

Herausgegeben von Konrad Höller und Dr. Georg Ulmer
Reich illustrierte Bändchen im Umfange von 140 bis 200 Seiten
.....

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. M. B u e s s e n. 2. Aufl.

„Unter den zahlreichen, für ein größeres Publikum berechneten botanischen Werken, die in jüngster Zeit erschienen sind, beansprucht das vorliegende ganz besondere Beachtung. Es ist ebenso interessant wie belehrend.“

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Die Heide. Von W. W a g n e r.

„Alles in allem — ein liebenswürdiges Büchlein, daß wir in die Schülerbibliotheken eingestellt wünschen möchten; denn es gehört zu jenen, welche darnach angetan sind, unserer Jugend in anregender Weise Belehrung zu schaffen.“

Land- u. Forstwirtsch. Unterrichtszeitung.

Im Hochgebirge. Von Prof. E. K e l l e r.

„Auf 141 Seiten entrollt der Verfasser ein so intimes, anschauliches Bild des Tierlebens in den Hochalpen, daß man schier mehr Belehrung als aus dicken Wälzern geschöpft zu haben glaubt. Ein treffliches Buch, das keiner ungelesen lassen sollte.“

Deutsche Tageszeitung.

Vulkan und Erdbeben. Von Prof. Dr. B r a u n s.

Es ist erfreulich, daß hier eine erste Autorität des Faches ihre Wissenschaft in den Dienst der Allgemeinheit gestellt hat. Der behandelnde Stoff ist von allgemeinstem Interesse, besonders seit auch bei uns in Deutschland wiederholt größere Erdererschütterungen sich einstellten und das Woher und Warum sich auf aller Lippen drängt.

Aus Deutschlands Urgeschichte. Von G. S c h w a n t e s. 2. Aufl.

„Eine klare und gemeinverständliche Arbeit, erfreulich durch die weise Beschränkung auf die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft; erfreulich auch durch den lebenswarmen Ton.“

Frankfurter Zeitung.

Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt. Von Dr. W. G o t h a n.

Der Verfasser bespricht zunächst die geologischen Grundbegriffe, geht dann auf die Art der Erhaltung der fossilen Pflanzenreihe ein und schildert die Vorgeschichte der großen wichtigsten Gruppen des Pflanzenreiches der Jetzt- und Vorzeit.

✓
Wissenschaft und Bildung

Einzel Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

142

BR
129
J8
B3
Dom Judentum zum
Christentum

Von

Dr. Adolf Bauer, 1855-1919

o. ö. Prof. an der Universität Wien



1917

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Alle Rechte vorbehalten.



Druck von Harzer Graphische Kunstanstalt K. Angerstein, Wernigerode.

Vorwort.

Verschiedene Gründe, zuletzt und am längsten der Krieg, verzögerten bis nun den Abdruck des seit August 1913 fertig vorliegenden Manuskriptes. So groß die Versuchung war bei der Korrektur Zusätze zu machen, habe ich dennoch an dem damals Niedergeschriebenen nichts geändert. Aber hier mögen ein paar durch Eindrücke aus den letzten drei Jahren veranlaßte Bemerkungen Platz finden, die mit dem Gegenstande des Buches zusammenhängen.

Seit Kriegsbeginn ist von den Kämpfenden der Beistand höherer Mächte allseitig ersleht, ja sogar hüben und drüben ihre Hilfe in sichere Aussicht gestellt worden. Gläubige Bekenner des Christentums haben mit richtigem Gefühl dabei immer nur den Namen Gottes und nicht den Christi gebraucht: Christus vincit ist kein Schlachtruf mehr wie ehedem und militia Christi ist in ihrer ursprünglichen Bedeutung ein überwundener Standpunkt.

Der Weltkrieg erwies vor allem sogleich bei seinem Beginn die Schwäche aller internationalen Vereinigungen, um so mehr als sie durch traditionelle Voraussetzungen nicht in dem gleichen Maße beschwert waren wie Judentum und Christentum: Sozialdemokratie, internationaler Pazifismus und Freimaurerei fielen auseinander.

Die Sozialdemokratie gab, erhebender noch in Deutschland als in Frankreich, ein denkwürdiges Schauspiel: Millionen international Verbundener nahmen sogleich die nationale und staatliche Pflicht zur einzigen Richtschnur und traten ohne Bedenken und ohne zu deuteln bedingungslos in Reih' und Glied. In Italien leisteten sie allerdings kurzen Widerstand, der hervorgerufen war durch die beispiellose Gewissenlosigkeit, mit der die Regierung und die Dynastie unter Mitschuld der Abgeordneten das Volk in den Krieg trieben. Auch in England kamen der Liberalismus und Sozialismus nicht zu Wort; denn hier verstand es die Regierung das um seine souveräne Gewalt längst betrogene Parlament mit heuchlerischer Devotion vor vollendete Tatsachen zu stellen und sich so dessen Gefolgschaft zu

sichern. Die Freimaurerei, obwohl älteren Ursprunges als die Sozialdemokratie, versagte gleichfalls als einigende Macht: zwischen den Rogen der kriegsführenden Staaten wurde wie 1870 so jetzt abermals das Tischtuch entzweigesehritten.

Die Angehörigen der christlichen Kirchen standen sich ebenfalls sogleich als erbitterte Gegner in verschiedenen Lagern gegenüber. In ihren religiösen Betrachtungen anlässlich des Krieges griffen sie wiederum, teils ausdrücklich, teils stillschweigend, beide auf das Alte Testament zurück, stellten aber dabei verschiedene der ihm zugrunde liegenden Anschauungen in den Vordergrund.

Es liegt mir ferne zu verkleinern, was Millionen christgläubiger Soldaten im Felde an ihrem Glauben gehabt, was christliche Priester in der Front und daheim als Seelsorger, Patrioten und Menschen in diesem Kriege Großes geleistet haben. Allein viele katholische Bischöfe und Prediger sprachen, ohne sich nach einer Seite hin festzulegen, zumeist nur davon, daß Gott den Krieg zur Strafe für die Sünden der Menschheit gesendet oder wenigstens zugelassen habe. Damit wiederholten sie die Auffassung der Propheten und des nachexilischen Judentums von dem seinem Volke zürnenden Jahve. In dem Hervorkehren dieses jüdischen Gedankens lag aber eine kurzfristige Gefährdung des guten Gewissens unseres Volkes. Sein gesund gebliebener tapferer deutscher Kern nahm trotz solcher bedrohlicher fremder Einflüsse zum Glück keinen Schaden.

Vertreter der protestantischen Kirche vergaßen nicht so sehr, daß sie als Deutsche in einem gerechten Kampfe zu stehen hätten; sie knüpften daher meist an die älteren israelitisch-judäischen Bestandteile des Alten Testaments und die diesen zugrunde liegende Denkweise an. Ein hervorragender protestantischer Erforscher des Neuen Testaments dankte in richtiger Erkenntnis dieses Zusammenhanges Gott dafür: „daß unser Volk in seiner Bibel auch das Alte Testament zu eigen habe, das harte Buch der Kriege Jahves, und im Alten Testament den Psalter, das schimmernde Arsenal einer heroischen Religion.“

Auch der jetzt seltener gewordene, zu Kriegsbeginn von Angehörigen beider Konfessionen oft wiederholte Spruch „Gott strafe England“, gegen den sich in katholischen Kreisen schüchterner Widerspruch geltend machte, war aus demselben alttestamentarischen Geiste geboren.

Gott Vater ist also vielen Bekennern des Christentums noch immer vornehmlich der strafende Herr, der sich sein ursprünglich krie-

gerisches Wesen zum Teil bewahrt hat oder es doch in Kriegsläufen wieder annimmt. In allem dem lebte also in diesem Kriege ein Stück Judentum als fremdes Erbe unserer religiösen Vergangenheit wieder auf, das nie ganz verloren gegangen war.

Bei der kirchlichen Stellungnahme zum Kriege und bei dem Bestreben die Kampfesstimmung zu steigern wurde aber deshalb von allen Seiten wieder auf das Alte Testament zurückgegriffen, weil bei diesem Anlaß und zu diesem Zweck aus dem Neuen und beim Christentum nichts zu holen war. Die weltumfassende und doch weltfremde Friedenslehre Jesu, die den Begriff des irdischen Vaterlandes überhaupt nicht kennt, konnte von sich aus den Gläubigen die einfachen und selbstverständlichen Richtlinien nicht geben, deren sie bedurften, als mit dem Kriege die große Schicksalsfrage an sie herantrat. Nicht einmal Versuche das Neue Testament als der Kriegsstimmung wenigstens nicht gegensätzlich zu erweisen, konnten gelingen (Th. Birt: Was heißt Liebet Eure Feinde, Marburg 1915).

Darum wird auch der Friede dem Christentum kaum jenen Aufschwung bringen, den viele Kirchliche als Nachwirkung des Krieges erwarten.

Allein von Christentum, und von der notwendigen Rückkehr zum Christentum sprechen heute noch manche andere, wenn auch nicht gerade von einem kirchlichen Standpunkte aus; denn der Sinn des Wortes Christentum ist verwickelt und vieldeutig geworden. So bezeichnen H. St. Chamberlain und F. W. Foerster gleichmäßig ein gesteigertes Christentum als die große Errungenschaft, die dem deutschen Volke nach seinem Siege gewahrt werden soll, allein beide verstehen darunter Verschiedenes. Für Foerster, den Apostel einer internationalen Pädagogik, ist Christentum ein wertvolles, ja unentbehrliches erzieherisches Hilfsmittel; bei dem Englandhasser Chamberlain schillert das Wort nach der Farbe des Antisemitismus. Weil nicht nur Haß sondern auch Feindschaft mit Foersters ethischem Ideal der Selbstüberwindung männlicher Charaktereigenschaften unvereinbar sind, bekämpft er Chamberlains englandfeindliche Haltung, und will Politik, gleichgültig wie sie von anderer Seite betrieben wird, nach den Grundsätzen bürgerlich-religiöser Moral gemacht haben. Auch solche Bestrebungen werden schwerlich Erfolg haben.

Denn alle internationalen Einrichtungen, sowohl die alten religiösen, wie die jüngeren sozialer und humanitärer Art, Völkerrecht,

Genfer und Haager Verträge erwiesen sich in demselben Augenblick machtlos, als das Dasein in Frage stand und an die Gewalt berufen wurde. Darum ist auch sehr zu bezweifeln, daß die internationale Sozialdemokratie, die der Zahl nach im Kriege die größten Opfer gebracht hat, dafür geeignet ist und im Stande sein wird, ihre frühere Stellung wiederzugewinnen, indem sie mit gefährlichen und unhaltbaren Schlagworten jetzt am Werke ist den Frieden in die Wege zu leiten.

Kraftvoll zeigten sich dagegen im Kriege nur die uralten, im Kampf die Menschen einigenden und zu Höchstem befähigenden Bande, die längst vor Judentum und Christentum sich bewährt hatten: die Treue des wehrhaften Volkes zur angestammten Dynastie und zu den Bundesgenossen, militärische Zucht, das Bewußtsein staatlicher und nationaler Zugehörigkeit.

Darum wird der Gewinn nicht groß sein, den Bekenntnisse und Kirchen, internationale Verbände und angeblich souveräne Körperschaften aus diesem Kriege davontragen. Das vollstümliche Fürstentum der Mittelmächte, ihre Feldherren und ihre Heere, ihre Staaten und ihre Völker sind es, die in dem aufgenötigten Ringen gegen eine anders denkende Welt ihre Probe zu bestehen haben, gegen eine Welt, die von der Macht der in alten Traditionen schlummernden und in ihnen wirksamen Ideale keine Ahnung hat. Wie bisher werden diese Ideale auch endgültig unsere Fahnen zum Siege führen. Verstehen die Sieger aus den Ereignissen zu lernen, erfüllen sie freiwillig Forderungen der Gegenwart, soweit sie sich als notwendig erwiesen haben, dann werden die uralten, bewährten, immer noch entwicklungsfähigen, dem staatlichen Zusammenleben zugrundeliegenden Einrichtungen gefestigt und im Glanze neuer Machtfülle vor der Welt bestehen zu deren Heil.

Schließlich darf hier noch ein kurzes Wort der Entstehung der Arbeit und persönlichem Gedenken gewidmet sein.

Die erste Anregung zu ihrer Abfassung war dieselbe wie bei dem 78. Bändchen dieser Sammlung: ich hatte bei den wissenschaftlichen Hochschul-Ferialkursen in Salzburg über ein verwandtes Thema gesprochen.

Das Manuskript schrieb ich im Sommer 1913 nächst Radegund in der ländlichen Waldstille eines Häuschens nieder, das eine herrliche Rundsicht über die Grazer Ebene, die Mittel- und Oststeiermark bis zu den südlichen Alpenketten hin gewährt. Diesen schönen

Aufenthalt dankte und danke ich der Freundschaft von Dr. Paul Reininghaus.

Von der Beigabe eines Anhanges mit Stellen- und Literaturnachweisen habe ich aber diesmal abgesehen. Für Nichtfachleute haben Anmerkungen wenig Interesse, fachmännisch Gebildete erkennen auch ohne solche, aus welchen Quellen ich geschöpft, wo ich mit Dank und Zustimmung die Forschungen anderer benutzt habe, wo ich von ihnen abweiche und was Ergebnis eigener Arbeit ist.

Meinem früheren Grazer Kollegen R. C. Kufula habe ich für seine Beihilfe bei der Korrektur und für die Anregung zu danken, der ich in der Beigabe eines Abschnittes über die Sibyllenorakel nachgekommen bin.

Wien, Ostern 1917.

A. B.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	9
1. Die Anfänge der jüdischen Geschichtsschreibung	17
2. Jüdisch-hellenistische Apologeten	33
3. Jüdische Prophetien	41
4. Die Anfänge der Geschichtsschreibung bei den Griechen	54
5. Herodot von Halikarnaß	62
6. Thukydides von Athen	74
7. Die griechische Weltgeschichte in hellenistischer Zeit	93
8. Die christliche Weltgeschichte	114
9. Das Fortwirken jüdischer Anschauungen in der christlichen Ge- schichtsschreibung	140
Namen- und Sachenverzeichnis	148

Einleitung.

In dem „Vom Griechenthum zum Christenthum“ betitelten 78. Bändchen dieser Sammlung habe ich dargelegt, daß sowohl im modernen Staat als auch in der christlichen Religion Anschauungen fortleben, die im Griechenthum, genauer gesagt im Zeitalter des Hellenismus ihren Ursprung haben.

In einem Büchlein geringen Umfangs war es selbstverständlich unmöglich, alle Beziehungen zwischen dem Griechenthum und dem modernen Staate einerseits und zwischen dem Griechenthum und der christlichen Religion anderseits erschöpfend darzustellen. Soweit Griechenthum und Christenthum in Betracht kamen, begnügte ich mich daher zu zeigen, daß eines der Hauptdogmen der christlichen Kirchen dem ältesten Christenthum durchaus fremd war, daß es vielmehr in der griechischen Religion wurzelt und erst aus dieser in die christliche Eingang gefunden hat. Der Glaube an den von einer Jungfrau geborenen Gottessohn entstammt, wie ich dargetan habe, durchaus nicht dem Anschauungskreis des historischen Jesus und seiner palästinensischen Umgebung. Für diese ist Jesus vielmehr nicht nur stets ein Mensch und der Messias gewesen, sondern es ist sogar bezeugt, daß unter seinen nächsten Angehörigen sich solche befanden, die an seiner messianischen Sendung Zweifel hegten.

In eine überirdische Sphäre wurde Jesus vielmehr erst nach seinem Tode erhoben. Dazu gab den ersten Anlaß eine Vision des Petrus, der aus dem Hofe des Hohenpriesters den übrigen flüchtigen Jüngern nach Galiläa gefolgt war. Aus dieser Vision schöpfte Petrus den festen Glauben an die leibliche Auferstehung des Hingerichteten; er kehrte nach Jerusalem zurück und sammelte dort den zerstreuten Anhang des Meisters zur ersten Christengemeinde, die sich in dem gemeinsamen unerschütterlichen Glauben an die erfolgte Auferstehung und an die baldige Wiederkunft Jesu zusammenschloß. Dieser Ausgangspunkt der Erhöhung des irdischen Jesus über die Menschlichkeit, der Glaube an eine leibliche Auferstehung von den Toten, ist seinem Wesen nach jüdischen Ur-

sprungs und für uns im Buche Daniel und in den Makkabäerbüchern zuerst bezeugt. Mit der Unsterblichkeitslehre der griechischen Philosophen wie mit den Zukunftsverheißungen griechischer volkstümlicher Mysterienreligionen und mit ihren ein Fortleben im Jenseits verbürgenden Weißen hat dieser jüdische Glaube ursprünglich zwar nichts gemein, aber er ließ sich trotzdem in jene griechische Anschauungsweise einfügen und ihr anpassen. Als beide Vorstellungskreise sich zu berühren begannen, gingen sie rasch ineinander über, und so wurde vom Hellenismus auch diese auf einer grobsinnlichen Grundlage ruhende jüdische Vorstellung auf eine höhere Stufe gehoben. Schon Paulus tat dies, indem er den jüdischen Glauben an eine förmliche Wiederbelebung der Leichen seiner den Griechen anstößigen Fassung entkleidete und ihn dem griechischen Unsterblichkeitsglauben dadurch annäherte, daß er den einen „Herrn“ Jesus Christus als Gegenstand des Kultes neben die Gottheit stellte.

Diese Verschmelzung und Umbildung jüdischer Grundvorstellungen wurde dadurch fortgesetzt, daß immer mehr Legenden hellenistischen Ursprungs zu dem ältesten Bestand der Überlieferung hinzu traten, je weiter sich der Kreis griechischer Bekenner des Christentums ausdehnte. So wurde der von den Leichen Auferstandene des Judentums, dessen Wundmale die Jünger betastet hatten, zum Gottessohn von der Jungfrau und selbst ein Gott. In solcher Umgestaltung war er als ein überirdisches Wesen griechischer Denkweise und Auffassung schon vollends nahe gebracht.

Neben dem Glauben an die Auferstehung blieb aber für die erste Christengemeinde in Jerusalem von nicht geringerer Wichtigkeit ihr unerschütterter Glaube an die messianische Sendung Jesu und an seine Wiederkunft. Die Überzeugung derer, die in Jesus bei seinen Lebzeiten den Messias erkannt hatten, schien zwar für den Augenblick durch die Katastrophe als Täuschung erwiesen. Als nun die Vision des Petrus aus tiefster Gedrücktheit das erste Licht für die Zukunft hatte aufleuchten lassen, ergaben sich bald für den jüdischen Anhang Jesu verschiedene Möglichkeiten an dem bei Lebzeiten als Messias verehrten, nunmehr Auferstandenen als ihrem Messias auch noch weiterhin in der Gemeinde der ersten Christen festzuhalten. Allem Anschein nach war es die aus Daniel stammende Bezeichnung des Messias als des Menschensohnes und die ihr zugrunde liegende Vorstellung, die dafür den Ausgangspunkt bildete. Damit war auch eine Läuterung und Steigerung der bisher giltigen jüdischen Anschauungen innerhalb des Christentums verbunden. An die Stelle des

älteren, durch die Ereignisse vernichteten, realistisch gerichteten Messiasglaubens traten jetzt Hoffnungen und Erwartungen von transzendentelem Inhalt; es entstand ein Ideal, dem irdische Vorgänge überhaupt nichts mehr anhaben konnten. In dieser neuen Fassung war zugleich der messianische Glaube des Judentums den Griechen ebenso weit näher gebracht wie der jüdische Auferstehungsglaube in seiner Umbildung durch Paulus; beide konnten nun auch ohne Anstoß zu erregen in griechischen Kreisen Wurzel fassen.

Diese Vorgänge lehren, daß bei der Bildung christlicher Anschauungen das Jüdische nicht nur sehr wesentlich sondern geradezu Grundlage und Ausgangspunkt war. Es lag also nur an dem gewählten Gegenstande, wenn ich in meinen früheren die Beziehungen von Griechentum und Christentum behandelnden Ausführungen auf die hellenistischen Elemente im Christentum den größeren Nachdruck legte, und ich durfte dies um so mehr tun, als das Christentum erst dadurch, daß der Hellenismus darin Eingang fand, zur Weltreligion geworden ist. Darum mußte ich in meiner Darstellung die jüdischen in der christlichen Lehre enthaltenen Elemente in den Hintergrund treten lassen; dasjenige aber, was über judenchristliche Legenden im Gegensatz zu heidenchristlichen, was über das Alte Testament als Religionsurkunde des Christentums und über den Messiasglauben gesagt war, ließ gleichwohl keinen Zweifel darüber, daß die Wurzel und das erste Wachstum des Christentums nicht im Hellenismus sondern im palästinensischen Judentum zu suchen sind. Dafür hätten sich noch sehr viele andere Beweise anführen lassen, z. B. daß das Pascha, das heute als christliches Hauptfest begangen wird, ursprünglich ein jüdisches Fest ist, ferner daß die ältesten Christen Juden waren und Juden bleiben wollten, daß unsere Woche aus dem Judentum übernommen ist und anderes Allbekanntes mehr.

Fassen wir zusammen: geschichtlich betrachtet liegt der Ursprung der christlichen Religion in der im Judentum wurzelnden, dieses aber überwindenden Lehre und in dem Leben Jesu sowie in dem Glauben seiner ersten palästinensischen Anhänger an seine messianische Sendung und seine Auferstehung. Zur Weltreligion wurde das Christentum dadurch, daß es aus den engen räumlichen Schranken des Judentums in die Welt des Hellenismus hinaustrat und in dieser überaus rasch eine große Zahl von Anhängern gewann. Das brachte mit sich, daß sich viele dem Hellenismus

eigentümliche Elemente zu dem ursprünglichen jüdischen Bestande hinzugesellten und manche jüdische religiöse Ansichten im Sinne verwandter hellenistischer umgestaltet wurden. Eine solche Verbindung von Jüdischem mit Hellenistischem trat nun weder zum ersten noch zum letzten Male in den Anfängen der christlichen Religion in die Erscheinung.

Lange vor dem Auftreten Jesu hatte vielmehr das Judentum schon zum Hellenismus Beziehungen gewonnen und daraus war schon einmal eine ähnliche Synthese jüdischer und hellenistischer Elemente entstanden wie in der christlichen Religion. Sie liegt vor in der jüdischen Geschichtsschreibung der hellenistischen Zeit. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich später nochmals in der christlichen Weltgeschichtsschreibung, wie wir sie seit den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts n. Chr. kennen. In allen drei Fällen vollzieht sich der Verschmelzungsprozeß einander fremdartiger Bestandteile in gleicher Weise: wie in der christlichen Religion das Jüdische das Ursprüngliche, das Hellenistische das später Hinzugekommene ist, so besteht auch der Kern der jüdisch-hellenistischen Geschichtsschreibung aus jüdisch-nationaler Überlieferung, und um ihn herum lagern sich hellenistische Bestandteile; ganz ebenso ist auch wiederum die christliche Weltgeschichte aus der jüdischen Geschichtsschreibung hervorgegangen, und wiederum traten bei ihrer Entstehung dem Griechentum entnommene Bestandteile hinzu. Denn beide, die jüdisch-hellenistische Geschichtsschreibung der letzten vorchristlichen wie die christliche Geschichtsschreibung seit dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert, sind ursprünglich nichts anderes als Bearbeitungen des Alten Testaments, beide treten jedoch von allem Anfang an in griechischem Gewande auf und wenden sich an griechische Leser. Verschieden ist aber die Aufnahme, die sie fanden. Solange die antike Kultur lebenskräftig blieb, lehnte sie die Anschauungen ab, die jüdische Hellenisten und Apologeten des Judentums vertraten und so blieben die der jüdisch-hellenistischen Geschichtsschreibung zugrunde liegenden Anschauungen zunächst wirkungslos. Dies änderte sich aber seit dem Auftreten des Christentums; die griechische christliche Geschichtsschreibung des zweiten und der folgenden Jahrhunderte n. Chr. machte sich die jüdischen Anschauungen auf ihrem ganzen Gebiete ausschließlich zu eigen und gab ihnen dadurch eine sehr weite Verbreitung. So kam es, daß die aus dem Judentum stammenden der christlichen Universalgeschichte zugrunde liegenden Anschauungen für alle späteren Ge-

schichtswerke durch das ganze Mittelalter und die Neuzeit maßgebend blieben.

Eine andere Synthese ähnlicher Art liegt in den Sibyllensprüchen vor, in denen sich aber Hellenisches mit Jüdischem und Christlichem in etwas anderer Weise verband als die hellenistischen und jüdischen Elemente in der christlichen Geschichtsschreibung: hier bildete das Alte Testament, dort eine Abart der religiösen Poesie der Griechen den Ausgangspunkt und die weitere Entwicklung ist daher hier und dort ebenfalls verschieden.

Der Ursprung der Sibyllendichtung ist wahrscheinlich im griechischen Kleinasien zu suchen und die Dichtung selbst ein Produkt kleinasiatischer Religion, in der vorgriechische und griechische Elemente verbunden waren, wie denn der Name Sibylle sich aus griechischem Sprachgut nicht erklären läßt. Prophezeiungen wie die der griechischen Sibylle von Erythrai scheinen bald auch an andere Orte und andere Prophetinnen geknüpft worden zu sein und werden schon bei Heraklit, Aristophanes und Platon erwähnt. Die Sammlung dieser zum Teil also sehr alten Sprüche entwickelte sich dann in hellenistischer Zeit zu einer besonderen literarischen Gattung. Damals beteiligten sich an der Abfassung solcher Dichtungen, wie es scheint, zuerst vornehmlich alexandrinische Juden, die von der Verwandtschaft der griechischen Sibyllensprüche mit ihrer eigenen prophetischen Literatur angezogen wurden und zur Fortdichtung angeregt fühlten. Besonders die Sibylle des Berossos mit ihren aus babylonischer Überlieferung stammenden Bezugnahmen auf die Sündflut und den Turmbau mag hier die Brücke hergestellt und Bezugnahmen der jüdischen Sibyllen auf die gleichen im Alten Testament vorliegenden Überlieferungen veranlaßt haben. So entstand also nach griechischem Vorbild eine jüdische Sibyllendichtung in griechischer Sprache, die den Griechen unter anderem auch zeigen sollte, daß die Weisheit der Sibylle der jüdischen Überlieferung keineswegs fremd sei.

Diese jüdische Sibyllendichtung zeigt nun allerdings dieselbe Benutzung des Alten Testaments, denselben Einfluß der Daniel'schen Prophezeiung und der jüdischen Eschatologie, ja sogar auch dieselbe stoffliche Anordnung wie die jüdisch-christliche Universalgeschichte: in solchen jüdischen Spruchsammlungen wird ebenfalls Geschichte angefangen von der Sündflut und dem Turmbau bis auf eine in die Gegenwart mündende römische Kaisergeschichte dargestellt.

Zu diesen beiden Bestandteilen tritt dann in der erhaltenen Sammlung der *Oracula Sibyllina* noch eine dritte Schicht christlichen Ursprunges hinzu, die zum guten Teile ebenfalls nicht aus bloßen Interpolationen und Fälschungen besteht, sondern sich als selbständige Fortdichtung nach dem Vorbilde erweist, das Hellenismus und Judentum gegeben hatten.

Die Übereinstimmung der Sibyllenpoesie mit der christlichen Weltgeschichte reicht sogar noch etwas weiter. Die jüdisch-christliche Geschichtsschreibung mit allen ihren aus dem Judentum stammenden Besonderheiten wirkte noch über das Altertum hinaus auf das Mittelalter, ja bis in die neueste Zeit nach. Dieselbe Erscheinung ist auch bei der Sibyllenpoesie zu beobachten; auch sie überbrückt die Grenzen, die pedantische Schematisierung zwischen Altertum, Mittelalter und Neuzeit gezogen hat; wie J. Geffcken in den preussischen Jahrbüchern 1901 dargelegt hat, reicht ein ununterbrochener Zusammenhang von der erythräischen Sibylle herab bis zu der Prophetin des Klosters Lehnin und ihren auf die Hohenzollern bezogenen Weissagungen.

Die Sibyllenprüche bilden also auf den sehr zahlreichen Wegen, auf denen sich im Christentum Hellenistisches mit Jüdischem verschmolzen hat, allerdings eine wichtige Etappe. Allein in dieser Dichtung machte sich der Einfluß des Judentums und die Abhängigkeit vom Alten Testament dennoch niemals so nachhaltig geltend wie in der christlichen Geschichtsschreibung, weil eben die Sibyllenliteratur griechischen Ursprunges ist und sich schon in hellenistischer Zeit, ehe das Judentum sich ihrer bemächtigte, als selbständige Gattung innerhalb der griechischen Literatur entwickelt hatte. Daher konnte sie ihre griechische Eigenart trotz des jüdischen und christlichen Einschlages besser behaupten, während die christliche Weltgeschichte ganz und gar ins Schlepptau des Judentums geriet.

Von der christlichen Weltgeschichte, einem wenig bekannten Erbe des Judentums, dessen Nachweis mir als Historiker nahe liegt, soll auf den folgenden Blättern die Rede sein. Dadurch wird zugleich das oben in den äußersten Umrissen gezeichnete Bild vom Werden der christlichen Religion nach der Seite ihrer jüdischen Voraussetzungen hin ergänzt. Wiederum soll wie in dem früher erschienenen Bändchen aus einer großen Zahl gleichartiger Erscheinungen, deren Übereinstimmung die Brücke zwischen Judentum und Chri-

stentum schlägt und das Fortleben jenes in diesem beweist, eine einzelne herausgegriffen werden, um sie auf dem zu Gebote stehenden Raum möglichst allseitig zu betrachten und bis in die Gegenwart herab zu verfolgen. Denn wie das Dogma von der Gottheit Jesu sich als ein Erbe des Hellenismus erwiesen hat, das uns durch das Christentum vermittelt wurde, so handelt es sich diesmal um ein Erbe des Judentums, das ebenfalls durch christliche Vermittlung auf uns kam und sich bis in die jüngste Zeit zäh im modernen geistigen Besitzstand behauptete, nicht nur bei den Gläubigen der christlichen Konfessionen sondern auch noch über das Zeitalter der Aufklärung hinaus bei unabhängig denkenden Schriftstellern, obwohl die Wissenschaft längst festgestellt hatte, daß die Grundlage, auf der die jüdisch-christliche Ansicht über Anfang und Verlauf der Weltgeschichte ruht, hinfällig, das ganze System ein Wahngesbilde sei.

Bis vor kurzem bildeten nämlich die mythischen Überlieferungen der Juden über den Ursprung ihres Volkes, über ihre ältesten Wohnsitze und ihre geschichtlichen Schicksale den Anfang der Welt- und Menschheitsgeschichte überhaupt, gleichviel ob sie von Deutschen, Franzosen, Engländern oder Amerikanern dargestellt wurde. Im Religionsunterricht der christlichen Kirchen ist diese verkehrte Anschauung noch heute maßgebend; dagegen beginnt in unseren Lehrbüchern der Geschichte die Weltgeschichte heute ausnahmslos nicht mehr mit dem jüdischen Volke sondern mit den ältesten geschichtlich beglaubigten Staatswesen der Aegypter und Babylonier; die Juden treten erst verhältnismäßig spät in den Zusammenhang der altorientalischen Geschichte ein. Es bleibt also jetzt den nachdenklichen unter unseren Kindern überlassen, wie sie sich mit dem Widerspruch abfinden, der zwischen dem Religions- und Geschichtsunterricht besteht. Für die Älteren unter den heute Lebenden begann aber die Weltgeschichte auch im Geschichtsunterricht wenn nicht wie in der Religionsstunde mit dem ersten Menschenpaar und dem Paradiese so doch mit der Einwanderung Abrahams im Lande Kanaan.

Es ist ferner noch nicht lange her, daß Einteilungen der Weltgeschichte in sechs Zeitalter oder in vier Weltmonarchien üblich waren; auch diese sind jüdischen Ursprunges, sie sind hervorgegangen aus Deutungen jüdischer Prophetien, die zwar sehr bald durch den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse widerlegt wurden, die man aber dennoch durch künstliches Umdeuten deshalb aufrecht

zu halten bestrebt war, weil sie im letzten Ende aus den als kanonisch angesehenen Religionsbüchern der Juden stammten.

Daß mythische Überlieferungen wie die vom Paradies, von der Sündflut oder den Patriarchen dem Volke, das sie geschaffen hat, als seine älteste Geschichte gelten, ist an sich durchaus nicht auffallend sondern sogar als die Regel zu beobachten; noch die ersten wirklichen Geschichtsschreiber knüpfen fast überall an den Mythos an und beziehen dessen Inhalt als ersten Abschnitt in ihre Darstellung ein. Aber schwer verständlich scheint es, wenigstens auf den ersten Blick, daß der offenkundige Mißgriff, Mythos und Geschichte zu verwechseln, durch zwei Jahrtausende immer wiederholt werden konnte, und noch schwerer ist zu verstehen, wie der Mythos eines bestimmten Volkes an den Anfang der Geschichte aller Völker als deren gemeinsame Urgeschichte gesetzt werden und bis vor kurzem an dieser bevorzugten Stelle verbleiben konnte.

Dies erscheint um so unverständlicher, wenn man sich erinnert, wie im 5. Jahrhundert v. Chr. in Athen schon einmal die Erkenntnis gewonnen worden war, daß der Inhalt mythischer Erzählungen nicht Geschichte sei, sondern daß mythische Erzählungen nur über den Kulturzustand zur Zeit ihrer Entstehung nicht aber über Ereignisse und Personen dieser Zeit Aufschluß geben können. Diese für alle historische Forschung grundlegende Erkenntnis hatte Thukydides in der Einleitung zu seiner Geschichte des peloponnesischen Krieges vorgetragen; sie war aber schon im Altertum nahezu vollständig wieder verloren gegangen und mußte daher erst in unserer Zeit aufs neue errungen werden. Die richtige Erkenntnis des Thukydides hat also dasselbe Schicksal gehabt wie die ebenfalls schon im 5. Jahrhundert von dem Pythagoräer Philolaos gemachte, um 280 v. Chr. von Aristarchos von Samos wieder aufgenommene Entdeckung, daß die Erde sich im Kreis um ein Zentralfuer bewege. Auch diese Wahrheit wurde von den späteren antiken Astronomen aufgegeben und durch das aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert stammende Handbuch des Ptolemäus vollends verdrängt, so daß sie von Kopernikus geradezu wiederentdeckt werden mußte.

Es waren also sehr starke beharrende Kräfte am Werk, die hier wie dort den schon einmal erzielten Fortschritt der Erkenntnis zu nichte machten und einer traditionell feststehenden, aber irrigen Anschauung wieder zum Siege verhalfen: im alten Griechenland und

in Rom waren es die allgemeine Bildung und die sie vermittelnden seit dem Niedergang der Wissenschaft alles beherrschenden Hand- und Schulbücher, in der christlichen Welt dagegen war es die auf allen Gebieten gültige von einer Religionsurkunde abhängige kirchliche Lehre, die sich auch die Schule dienstbar gemacht hatte.

Wie sich der Kampf zwischen dem überlieferten Glauben und der fortschreitenden Erkenntnis auf diesem Gebiete erst im Altertum und dann wieder in der Gegenwart vollzogen hat, wie es kam, daß ein schon im Altertum in der Theorie und Praxis siegreich überwundener Irrtum sich dennoch in einem besonderen Falle bis fast in die Gegenwart als feststehende Wahrheit erhalten konnte, soll im folgenden dargelegt werden.

Durch die in diesen beiden Bändchen besprochenen Zusammenhänge des Christentums mit Hellenismus und Judentum ist selbstverständlich weder das Wesen des Christentums als Religion noch seine geschichtlich wirksame Kraft erschöpfend erklärt. Es gibt zwar noch viele andere nachweisbare Beziehungen nach beiden Seiten, die hier nicht erörtert werden konnten. Aber auch wenn sie alle besprochen und aufgezeigt wären, so würden dennoch immer wieder neue Fragen auftauchen, die nicht alle befriedigend beantwortet werden können. Sowenig als ein einzelner Mensch, auch wenn er keiner der führenden Geister ist, kann eine Religion aus ihren für uns erkennbaren Voraussetzungen *restlos* verstanden werden. Dieses Eingeständnis ist von der Wissenschaft ohne Umschweife zu machen. Wer aber bei dieser Sachlage zu wissen behauptet, wo die Grenze des den Menschen Erkennbaren verläuft, und daß jenseits der von ihm angenommenen Linie das göttliche Wunder beginnt, magst sich eine Einsicht an, die gerade dem Gläubigen übel ansteht.

1. Die Anfänge der jüdischen Geschichtsschreibung.

Mittelpunkte eines weitreichenden Verkehrs und einer Verwaltung, die weite Räume umspannte und Millionen von Menschen zusammenfaßte, gab es im Altertum schon in sehr früher Zeit. Im 15. Jahrhundert v. Chr. saßen im ägyptischen Theben mächtige Könige, deren Reich sich von den Katarakten des Nil bis weit nach Vorderasien und an den Euphrat erstreckte. An ihrem Hofe trafen amtliche Berichte und Briefe palästinensischer und anderer

asiatischer Fürsten ein, die von kundigen Beamten aus den einheimischen Sprachen ins Agyptische übersetzt wurden. Backsteintäfelchen, auf denen in Keilschrift solche Briefe und Berichte verzeichnet sind, wurden uns durch einen zufälligen Fund in Tell-el-Amarna, der Residenz des Königs Amenhotep IV., wiedergeschenkt. Gleichlautende Texte eines zwischen Ramses II. und dem Könige der Cheta geschlossenen Staatsvertrages ungefähr aus dem Jahre 1250 v. Chr. sind sowohl in Hieroglyphen geschrieben auf den Tempelwänden Agyptens als auch in Boghaz-Köi, der Residenz des Chetaköniges, in der einheimischen Sprache aufgezeichnet gefunden worden. Nicht minder weite Räume wie die Pharaonen dieser Zeit überschaute später der Blick des persischen Großkönigs, dessen Reichskanzlei in vier Sprachen: Persisch, Elamitisch, Babylonisch und Griechisch amtierte, seitdem Kyros sich die Königreiche von Susiana, Medien, Babylonien, die Lyder und schließlich auch die Griechen Kleinasiens untertan gemacht hatte.

Alle diese orientalischen Despoten verstanden aber von der großen in ihre Hände gelegten Macht keinen anderen Gebrauch zu machen als ihre materiellen Güter zu mehren und der knechtischen Abhängigkeit ihrer Untertanen dienliche Einrichtungen zu schaffen. Ihre Staatsordnungen und ihre Verwaltung können nur mit dieser Einschränkung als hervorragende Leistungen gelten. Ihnen und ihren zahllosen Untertanen blieb es versagt aus der Fülle ihrer Erfahrungen und aus einer weitreichenden Anschauung dauernden geistigen Besitz für die Menschheit zu gewinnen. In keinem dieser riesigen Reiche hatte die Philosophie oder die Geschichtsschreibung eine Stelle gefunden. Zu wertvollen, für die Zukunft der Menschheit bedeutsamen Leistungen auf geistigem Gebiet erwiesen sich nur zwei kleine von den Persern unterworfenen Völker befähigt: die Israeliten und die Griechen. Nur bei ihnen erstickte der Geist nicht im stumpfen orientalischen Untertanengehorsam.

Wie sich bei den Israeliten dieser Geist anfänglich auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung selbständig betätigte und entfaltete, aber nur zu bald in die Fesseln des Dogmatismus und eines alles Leben beherrschenden orientalischen Kirchentums geschlagen wurde, soll uns hier zunächst beschäftigen.

Die Beantwortung dieser Frage hängt allerdings eng mit der anderen in jüngster Zeit viel erörterten zusammen, wie eigentlich die geschichtliche Literatur überhaupt entstanden ist und was ihr im

engeren Sinne des Wortes zuzurechnen sei. Diese grundsätzliche Seite des Problems kann hier nur gestreift werden. Sie darf deshalb bei Seite gelassen werden, weil über den Punkt, auf den es hier ankommt, kein Streit besteht: die Königslisten, Annalen und Bauinschriften, die uns aus den orientalischen Großreichen inschriftlich erhalten sind, können noch nicht als Geschichtswerke gelten. Denn die verschiedenen Motive und Absichten, die für diese Aufzeichnungen den Anlaß gaben, haben mit den Antrieben nichts gemein, die erst bei den Israeliten, dann bei den Griechen eine wirkliche Geschichtsschreibung hervorbrachten. Auch bei den Römern liegen die Verhältnisse ähnlich wie im Orient: ihre Geschichtsschreibung geht von der Stadichronik aus und bleibt zunächst in diesen engen Rahmen eingeschlossen; die aus dieser Chronik stammende annalistische Darstellungsform wurde noch von Livius und Tacitus festgehalten. Ihre Entwicklung von jenen dürftigen Anfängen aus, die den Namen der Geschichtsschreibung meist noch nicht verdienen, ist aber nicht mehr selbständig vor sich gegangen sondern sie vollzog sich seit der Mitte des 3. vorchristlichen Jahrhunderts so ganz und gar unter dem Einfluß griechischer Vorbilder, daß wie die Orientalen so auch die Römer aus der Zahl der Völker ausgeschieden werden müssen, die selbständig von bloßer Aufzeichnung der Tatsachen zu einer Geschichtsschreibung gelangt sind. Auch die Geschichtsschreibung der Kulturvölker Europas hat sich abermals unter dem Einfluß des griechisch-römischen und, soweit sie christlich gefärbt ist, des israelitischen Vorbildes entwickelt.

Soweit es sich also um Geschichtsschreibung im höheren Sinne des Wortes und nicht um bloße Vorstufen dazu handelt, bleiben als selbständig geschaffene literarische Leistungen nur die Geschichtswerke der Israeliten und der Griechen übrig. Nur diese beiden Völker haben, und zwar unabhängig voneinander, selbständig schaffende und individuell gestaltende Persönlichkeiten hervorgebracht, die dem geschichtlichen Stoff ihr eigenes Gepräge aufdrückten. Dabei zeigen aber die Geschichtswerke dieser beiden sonst von einander grundverschiedenen Völker dennoch eine Anzahl übereinstimmender Züge. Diese Übereinstimmungen dürfen somit als Ergebnis der ursprünglichen Antriebe zur Geschichtsschreibung angesehen werden und ihre Betrachtung lehrt uns die Ursprünge der Geschichtsschreibung überhaupt kennen. Es wird daher nötig sein im folgenden bei der Besprechung der israelitischen Geschichtsschreibung vorgreifend schon einiges auch über die ältesten Geschichtswerke der Griechen zu sa-

gen, obwohl davon in späteren Abschnitten noch eingehender wieder die Rede sein wird.

Die ohne jedes fremde Vorbild aus dem Volke selbst heraus entstandenen Geschichtswerke der Israeliten haben infolge besonderer Umstände Aufnahme in die Sammlung ihrer religiösen Schriften, in das Alte Testament, gefunden, aus denen sie erst herauszulösen sind. Nimmt man nun diese Ausscheidung vor, so zeigt sich, daß die ältesten Geschichtswerke der Israeliten zum Teil genau dieselben Elemente enthalten wie die der Griechen, des Hefataios und des Herodot. Wie diese beiden an den Mythos und die epische und genealogische Dichtung unmittelbar anknüpfen und darin die älteste Geschichte ihres Volkes sehen, so beginnt auch das Alte Testament mit mythischen Erzählungen von der Erschaffung der Welt und des Menschen und mit den langen Reihen der Patriarchengenealogien. Das 10. Kapitel der Genesis, die Geschichte vom Turmbau von Babel, von der Völkerzerstreuung über die ganze Erde und von der Abstammung und Verwandtschaft der Völker, der Abschnitt des Alten Testamentes also, der griechisch als der *Diamerismos* bezeichnet wird, gibt eine Darstellung des Weltbildes; ihr entsprechen in den ältesten griechischen Geschichtswerken sowohl die *Periegesis* des Hefataios als auch die geographisch-ethnographischen Abschnitte in dem Geschichtswerke des Herodot. Den ionischen Novellen, die noch bei Herodot einen so breiten Raum einnehmen und die er so unübertrefflich zu erzählen versteht, stellen sich viele der Erzählungen im Alten Testament, z. B. die von Samson, Gideon, David und Absalom an die Seite.

Wir finden also sowohl in den Anfängen der israelitischen wie in denen der griechischen Geschichtsschreibung in gleicher Weise den Mythos, die Novelle und die Länder- und Völkerkunde als elementare Bestandteile vertreten. Daraus dürfen wir schließen, daß in dem menschlichen Interesse an solchen Dingen die ersten und ursprünglichsten Antriebe zu poetischen und prosaischen Aufzeichnungen geschichtlichen Inhaltes gelegen sind. Man stellt sich die Fragen und sucht sie zu beantworten: Woher stammt das Menschengeschlecht? Welche Schicksale hat es in seinen Anfängen gehabt? Wie ist die von ihm bewohnte Erde beschaffen? Welche Taten der Vorfahren, Götter, Heroen und Menschen, verdienen um ihrer Größe und Besonderheit willen im Gedächtnis festgehalten zu werden?

Die Art, wie auf diese Fragen Antwort gegeben wird, erscheint uns auf den ersten Blick manchmal absonderlich. Wir können zwar verstehen, daß sagenhafte Erzählungen wie die vom Paradies bei Hörern und Lesern lebhaftes Interesse erweckten. Aber bestreulich scheint es, daß der historische Sinn auch an endlosen Namenreihen und an verwickelten Genealogien Befriedigung fand. Dennoch ist gerade das Interesse an solchen ausführlichen Namenslisten bei den Israeliten und Griechen schon in der ältesten Zeit vorhanden und noch sehr lange lebendig geblieben. Zu den alttestamentlichen Geschlechterreihen, Namenslisten und Genealogien bilden der Schiffs-katalog bei Homer, die Eöen des Hesiod und die Irrfahrten der Io bei Alschylos schlagende Analogien. Noch in einem platonischen Dialog antwortet der Sophist Hippias von Elis auf die Frage, an welchem Stoffe seine Zuhörer in Sparta das größte Gefallen finden: an Heroen- und Menschengenealogien, an Städtegründungen und überhaupt an alten Überlieferungen. Solche Kataloge und Listen sind ferner auch in der frühchristlichen Geschichtsliteratur ebenso häufig wie in der jüdischen und griechischen. Es scheint uns fast unglaublich, um von den Genealogien Jesu bei Lukas und Matthäus ganz abzusehen, wie viel derartiges Material beispielsweise Hippolytos in seiner Chronik und Josepos in seinem Merkbuch ihren Lesern zumuten, für wie wichtig also solche bloße Namensaufzählungen eingeschätzt wurden. Allein augenscheinlich sind solche leere Namenslisten nur für uns Moderne inhaltlos und langweilig geworden und sie finden sich darum in Geschichtsbüchern nicht mehr oder doch seltener als vordem, weil das historische Interesse sich anderen Dingen zugewendet hat. Ganz erloschen ist es aber auch heute immer noch nicht; man darf nicht übersehen, daß sowohl in adeligen Kreisen heute noch viele für solche Personalien lebhafteste Teilnahme aufbringen, und daher viele auch heute noch verblüffend reiche Kenntniße an genealogischen Tatsachen besitzen, als auch daß unsere Kinder im Geschichtsunterricht sich für Namenreihen von Königen, Kaisern und Päpsten wenigstens interessieren sollen, obwohl diese für sie häufig nichts als bloße Namen bleiben. Genealogie und Geschichte haben also doch von Alters her enge, noch nicht ganz unterbrochene Beziehungen zu einander bewahrt.

Neben diesen Übereinstimmungen in der Geschichtsschreibung der Juden und Griechen bestehen aber, wie das bei zwei so verschieden gearteten Völkern nicht anders zu erwarten ist, sowohl von allem Anfang an als auch besonders in der weiteren Entwicklung sehr

erhebliche Unterschiede. Vor allem ist von Anfang an die Mischung der Elemente eine andere. Bei den Israeliten und Judäern nimmt die Periegeese einen viel geringeren Raum ein als bei den Griechen, weil diese Seefahrer und ein Handelsvolk, jene aber Ackerbauer und Nomaden, beide vom Meere abgeschnitten waren. Ein anderer Unterschied betrifft die Auffassung des Verhältnisses zwischen der Gottheit und den Menschen. Dieses wird von den Geschichtsschreibern Israels viel mehr als das eines Herrn zu seinen Knechten aufgefaßt als bei den Griechen. Die Gottheit ist für den Griechen zwar auch ein sehr mächtiger Herr, der sich im Kriege allenfalls hilfreich erweist, aber der griechische Gott fordert niemals, daß seine Befenner Andersgläubige bekriegen und sie vernichten oder ihm neue Befenner zuführen. Bei den Griechen bleiben die Siege, auch wenn die Götter dazu augenscheinlich geholfen haben, dennoch Taten, deren sie sich als Menschen rühmen und die den Stolz des Gemeinwesens bilden, dem die Sieger angehören; in Israel siegt im Kampfe die Gottheit selbst und die Glaubensstreiter sind nur ihr Werkzeug.

Noch viel entschiedener aber unterscheidet sich die Geschichtsschreibung beider Völker in ihrer späteren Entwicklung. Während bei den Griechen, wie noch näher auszuführen ist, eine gerade und überaus rasch ansteigende Linie von Hekataios und Herodot zu der Begründung der Geschichte als Wissenschaft durch Thukydides hinanführt, zweigt bei den Juden der Weg schon sehr bald nach einer ganz anderen Richtung ab, und sehr früh schon tritt bei ihnen sogar ein vollkommener Stillstand in der Entwicklung ein. Die Geschichtsschreibung der Israeliten konnte ferner den bedeutsamen politischen Inhalt niemals erreichen, den die griechische schon bei Herodot aufweist, denn die Israeliten und Judäer waren von ihren mächtigen Nachbarn und zeitweiligen Herrn viel abhängiger als die Griechen von den Ägyptern und Persern. So fehlte es den Israeliten und Judäern von allem Anfang an einer eigenen politischen Geschichte und an dem Bewußtsein politischer Macht und Selbstständigkeit. Als dann vollends Israeliten und Judäer nach dem grausamen assyrischen Brauch aus ihrer Heimat deportiert wurden, war die Nation überhaupt vernichtet. Im Exil entstand das eigentliche Judentum, d. h. an die Stelle der Nation trat eine Kirche, die dann aus Babylon nach Palästina übertragen wurde, nachdem die Perser die Rückkehr in die Heimat erlaubt hatten. Infolge dessen wurde nun auch die gesamte vorhandene historische Literatur aus-

schließlich im kirchlichen Sinne überarbeitet, mit dem Geseze zusammengefaßt, als Offenbarungsurkunde angesehen und als unverbrüchlich festzuhaltende Richtschnur vom ganzen Volke Gottes beschworen. So verdorrten bei den Juden sehr bald jene Kräfte, die ursprünglich wie bei den Griechen zur Entwicklung der Historie als einer selbständigen literarischen Gattung getrieben hatten.

Die Erkenntnis dieser Tatsachen ist ein Ergebnis der wissenschaftlichen Kritik des alten Testaments, die mit den Forschungen des französischen Arztes Astruc 1753 beginnt. Eine der grundlegenden Beobachtungen, auf denen die Kritik des alten Testaments ruht, ist nun in allerneuester Zeit geradezu urkundlich bestätigt worden: jene Konzentrierung des Kultes im Tempel von Jerusalem, die nach der vulgären mit dem Alten Testament übereinstimmenden und aus ihm abgeleiteten Vorstellung von Anfang an das jüdische Volk als eine einzige große Kirche erscheinen läßt, gehört in Wahrheit nicht an den Anfang sondern erst in eine verhältnismäßig späte Zeit. Daraus folgt, daß im Alten Testament eine irtümliche, den wahren Sachverhalt geradezu umkehrende Darstellung vorliegt.

Da aber die Ergebnisse der wissenschaftlichen Kritik des Alten Testaments immer noch vielfach angefochten werden und aus Meinungsverschiedenheiten, die Einzelheiten betreffen, gefolgert wird, daß auch die Hauptsachen noch weiterhin bezweifelt werden dürfen, so ist es vor allem notwendig, auf den erwähnten glänzenden Beweis für die Zuverlässigkeit der historischen Kritik des Alten Testaments kurz einzugehen. Er ist durch die Auffindung und kürzlich erfolgte Veröffentlichung aramäischer Papyrustexte aus Elephantine gewonnen worden.

Dieser Fund besteht aus Urkunden und Geschäftspapieren des 5. Jahrhunderts v. Chr., die aus dem Besitz von Mitgliedern einer jüdischen Soldatenkolonie stammen. Diese jüdischen Kolonisten befanden sich während der persischen Herrschaft an der Südgrenze Ägyptens und bildeten dort eine selbständige Gemeinde. In Elephantine hatten sie nun, wie ihre Urkunden lehren, ihren eigenen Jahvetempel als Kultusmittelpunkt. Er war von den Ägyptern zerstört worden, und mit den Vorkehrungen zu dessen Wiederaufbau befaßt sich eine Anzahl dieser Texte. Abgesehen von vielen anderen für das ältere vorkanonische Judentum interessanten Einzelheiten erbringen also diese Urkunden ganz unabhängig von

den bisher aus dem Alten Testament gezogenen, zu demselben Ergebnis führenden Schlüssen den Beweis, daß diese Diasporajuden zu Anfang des 5. Jahrhunderts noch ihren eigenen Tempel hatten und ihn zu Ende des fünften vordhriftlichen Jahrhunderts wiederherstellen wollten. Damals kam somit die kirchliche Konzentrierung des ganzen Judentums in Jerusalem, die Beschränkung des ganzen Kultus auf den nach dem Exil wiedererrichteten Tempel Davids noch nicht vollständig durchgeführt gewesen sein.

Wenn also die Überlieferung, die im Alten Testament niedergelegt ist, im Widerspruche dazu die Sache so darstellt, als ob schon seit David der Kult auf dessen Tempel beschränkt gewesen sei, ja als ob schon zur Zeit der Wanderung des Volkes der Kult an die Stelle gebunden gewesen wäre, wo sich jeweils die Bundeslade befand, so verlegt sie absichtlich den Zustand, der im 5. Jahrhundert, also in nachexilischer Zeit, noch im Werden war und damals von der maßgebenden kirchlichen Autorität angestrebt wurde, um ein paar hundert Jahre nach rückwärts. Die Verschiebung nach rückwärts soll mithin eine damals neue Institution des jüdischen Priester- und Gottesstaates mit dem Glanze und der Würde hohen Alters ausstatten und so die Einführung des Neuen erleichtern und fördern, ja es soll geradezu der Anschein erweckt werden, als ob es sich gar nicht um eine Neuerung sondern nur um die Wiederherstellung eines Zustandes handle, der zu Anfang der staatlichen Existenz der Nation schon einmal vorhanden war.

Diese Erscheinung ist keineswegs auf die jüdische Überlieferung beschränkt. Dieselbe Tendenz wie in solchen Abschnitten des Alten Testaments ist vielmehr in den Überlieferungen der verschiedensten Völker, besonders deutlich in der Tradition über die Entstehung und Entwicklung der römischen Verfassung zu beobachten. So sind in den römischen Annalen die erstmaligen Gesetze, welche die Berufung von dem Spruche des Magistrats an die Volksversammlung, die Verbindlichkeit der Beschlüsse der Plebejerversammlung für das Gesamtvolk, die Besetzung der einen Consulstelle mit einem Plebejer und die Verwendung des Gemeindelandes betreffen, durchweg zurück datiert. Solche angeblich ältere Gesetze wurden bei den Römern gleichfalls erst in die Überlieferung eingeschwärzt, als in erheblich späterer Zeit derlei politische Fragen auf der Tagesordnung standen, um das Neue, das angestrebt wurde, als etwas schon einmal Dagewesenes erscheinen zu lassen, dessen bloße Wiederherstellung gefordert werde. Wie bei den Römern politische, so

waren es bei den Juden religiöse Gründe, die diese Erfindungen und damit eine durchgreifende Umbildung der Tradition bewirkten. Das Ergebnis war aber in beiden Fällen das gleiche: so entstanden Darstellungen des Verlaufes der geschichtlichen Vorgänge, die das gerade Gegenteil ihrer wahren Abfolge behaupteten. Indem man spät Gewordenes an den Anfang als feststehendes und Unveränderliches verschob, wurde die überall auf der Welt vorhandene Entwicklung willkürlich ausgeschaltet und dadurch ein historisch ganz unmöglicher Hergang geschaffen; dies war jedoch den praktischen Zwecken seiner Urheber sehr dienlich, da es sowohl bei den Römern als auch bei den Israeliten gelang, dieser Tendenzdarstellung allgemeine Anerkennung zu verschaffen.

Wie in der römischen Verfassungsgeschichte so ist es auch in der Geschichte des Judentums der modernen kritischen Forschung gelungen solche Umkehrungen der wahren Abfolge der Ereignisse in großer Zahl nachzuweisen. Dadurch wurde es möglich, nicht nur aus der vulgären Tradition den wahren, von dem überlieferten grundverschiedenen tatsächlichen Sachverhalt zu ermitteln, sondern auch den literarischen Prozeß klarzulegen, durch den diese Umgestaltung bewirkt wurde.

Es ist daher geboten, hier auf die Ergebnisse der alttestamentlichen Kritik in Kürze einzugehen und sowohl zu zeigen, wie sich geschichtlich die Bildung des einheitlichen Staates Davids und Salomons vollzogen und wie dieser sich weiterhin entwickelt hat, als auch kurz klarzulegen, welches Schicksal die sehr alten historischen Überlieferungen der Israeliten und Judäer bei ihrer Aufnahme in die jüdische Religionsurkunde durch vorgenommene Überarbeitungen erfahren haben.

Dabei kann an sehr Bekanntes angeknüpft werden: an die uns aus dem Religionsunterricht von Jugend an geläufigen Erzählungen des Alten Testaments, die uns mit Recht um ihres ethischen und literarischen Wertes willen ebenso teuer sind wie die bei Herodot und anderen griechischen Erzählern erhaltenen Novellen. Diese Erzählungen sind uns als eine einheitlich fortlaufende Darstellung der Schicksale des israelitischen Volkes von der Erschaffung der Welt bis in die Zeit der Makkabäer, ja noch mehr, als eine Darstellung der Anfänge menschlicher Geschichte überhaupt vorgetragen worden, und sie sind daher auch als etwas Einheitliches in unserer Erinnerung lebendig.

Die Kritik, welche die Entstehungsgeschichte der Schriftsammlung ermittelte, die das Christentum als den Kanon des Alten Testaments übernahm, hat jedoch festgestellt, daß diese Einheit trügerischer Schein ist. Diese Erzählungen sind in Wahrheit weder der Zeit noch dem Ursprung nach einheitlicher Herkunft: sehr Altes und verhältnismäßig Spätes, Israelitisches und Judäisches, Profanes und Religiöses, Sagen und historische Berichte sind nach und nach in einem Jahrhunderte umfassenden Zeitraum zu dem Ganzen verschmolzen worden, das wir jetzt als Altes Testament bezeichnen.

Von diesem verschiedenen Ursprung seiner Bestandteile hat sich sogar im Alten Testament selbst, so sehr es eine Einheit anstrebt, noch ganz deutliche Kunde erhalten. Die israelitischen und judäischen Stämme erscheinen immer nur auf ganz kurze Zeit unter so mächtigen Fürsten wie David und Salomon mit einander vereinigt; vorher führen sie ein getrenntes Dasein und sie fallen auch nach Salomons Tod sofort wieder auseinander; neben dem Nordreich Israel steht wieder das Südreich Juda. Auch läßt sich aus den Angaben des Alten Testaments selbst noch deutlich erkennen, daß diese beiden Königreiche, die dann nebeneinander fortbestehen bis zu ihrer Vernichtung durch die Assyrer und Babylonier, einen ganz verschiedenen Ursprung hatten. Die Nordstämme waren Ackerbau treibende Gebirgsbewohner, die Südstämme dagegen sind von Haus aus Nomaden und Viehzüchter. Beide hatten ursprünglich gar keine Gemeinschaft, ihre ältesten Berührungen stammen vielmehr erst aus der Zeit, da sie beide, die Nordstämme von ihren Bergen herab, die Südstämme aus der Wüste vordringend, in das Kanaanäische Kulturland erobernd einbrachten, das schon viel höher entwickelt und zum Städtebau vorgeschritten war. Während und nach dieser Eroberung nahmen besonders die Nordstämme die höhere Kultur der unterworfenen Kanaanäer an.

Den Zeitpunkt, wann diese erste Berührung der Israeliten mit den Judäern und die Eroberung Kanaans stattgefunden hat, können wir jetzt auf Grund von Urkunden, die in Ägypten gefunden worden sind, zwar nicht aufs Jahr, aber doch mit wünschenswerter Genauigkeit feststellen. Die schon einmal erwähnten in Tell-el-Amarna zum Vorschein gekommenen Keilschrifttäfelchen belehren uns, daß hebräische Beduinen noch zu Ende des 15. Jahrhunderts v. Chr. als Bedränger Jerusalems aufgetreten sind; damals also bestand das judäische Südreich noch nicht, sondern die Judäer unternahmen

noch Angriffe gegen Jerusalem, lebten daher selbst noch als Nomaden in den benachbarten Gebieten.

Diese verschiedene Herkunft und ursprüngliche Selbständigkeit der Israeliten und Judäer, die erst unter David und Salomon zu einem Staate vereinigt wurden, ist in der Tradition nicht nur möglichst verwischt worden, sondern man suchte sogar die Zusammengehörigkeit beider Stämme von den ältesten Zeiten her, wie dies auch anderwärts geschehen ist, durch willkürlich erfundene Genealogien und durch die Zurückführung auf gemeinsame Stammväter zu erweisen. Allein gegen die Macht der Tatsachen konnte auch die geschickteste genealogische Dichtung nicht aufkommen, und so finden sich in den Berichten des Alten Testaments heute noch immer Beweise genug für die ursprüngliche Verschiedenheit der beiden Stämme, die erst durch mächtige Fürsten zur jüdischen Nation und dann durch kluge Priester, Propheten und Schriftsteller zur jüdischen Kirche zusammengeschweißt worden sind.

Die ursprüngliche Verschiedenheit der Nord- und Südstämme wurde durch ihre historischen Schicksale seit ihrer Festsetzung in Kanaan sogar noch vergrößert. Denn sie gerieten in ihrer weiteren Entwicklung unter den Einfluß der beiden großen Kulturstaaten des alten Orients, zwischen denen sie jetzt angesiedelt waren, und zwar wurden die Nordstämme von Babyloniern und Assyriern, die Südstämme von Ägypten her beeinflusst. Daher stammt die eigentümliche, aber bei einem halbenweges zwischen Memphis und Babylon ansässigen Volke nicht überraschende Mischung babylonischer und ägyptischer Elemente, die sich in den Sagen des Alten Testaments beobachten läßt. Sie tritt in allbekannten Erzählungen zu Tage. Es genügt daran zu erinnern, daß wir zu der biblischen Erzählung von der Sündflut einen babylonischen Parallelbericht kennen, der so auffallende Übereinstimmungen aufweist, daß er direkt oder indirekt mit dem biblischen zusammenhängen muß; und da nun der keilinschriftliche Bericht in viel früherer Zeit literarisch festgelegt wurde als der biblische, da ferner die babylonische Kultur sehr viel älter und höher war als die der israelitischen Bauern, so muß der babylonische Bericht als das Vorbild der im Alten Testament erhaltenen literarischen Fassung der israelitischen Erzählung angesehen werden. Andererseits finden sich aber im Alten Testament nicht nur einige ägyptische Namen, sondern die Geschichte von Joseph und Potiphar hat auch eine sehr auffallende Analogie in dem ägyptischen, auf einem Papyrus erhaltenen Märchen von

den beiden Brüdern Anupu und Batau. Wenn wir solche Vorbilder und Parallelen der biblischen Sagen feststellen, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob eine direkte Entlehnung der uns zufällig erhaltenen babylonischen und ägyptischen Fassungen durch die hebräischen Schriftsteller stattgefunden hätte, sondern es sind meist vermittelnde Zwischenglieder anzunehmen. An der Tatsache der verschiedenen Herkunft der Israeliten und Judäer und an der Feststellung, daß bei diesen Stämmen und daher auch in der Überlieferung des Alten Testaments sich zwei verschiedene Kulturkreise kreuzen und durchschneiden, ändert diese losere Auffassung des Abhängigkeitsverhältnisses jedoch nichts. Die dem Alten Testament zugrundeliegende Auffassung von der Einheit des Volkes Gottes von Anbeginn an und von seiner isolierten Stellung unter den Völkern des alten Orientes ist also falsch und erst spät in die alten Überlieferungen hineingetragen worden.

Nur die ältesten Bestandteile der im Alten Testament uns vorliegenden Überlieferungen können daher zuverlässige Auskunft bieten. Sie zeigen ein von den späteren Überarbeitungen ganz verschiedenes Bild. Das älteste historische Stück z. B., das im Alten Testament vorliegt, das Lied der Prophetin Debora, gedichtet anläßlich der um die Mitte des 13. Jahrhunderts v. Chr. geschlagenen Schlacht am Berge Ta'anach im Tale des Wischon, ist ein zeitgenössisches Zeugnis des Sieges von zehn israelitischen Stämmen über die Kanaanäer. Es lehrt uns aber, daß selbst diese zehn Stämme noch gar nicht zu einer dauernden staatlichen Verbindung gelangt waren. Wie am Ende des 15. Jahrhunderts die Judäer um Jerusalem, so ringen also auch im 13. noch die israelitischen Bergbewohner mit den älteren Ansiedlern um den Besitz der fruchtbaren Täler und Ebenen. Es sind Kämpfe derselben Art wie die von den Aequern, Volskern und später den Samniten gegen die Römer um den Besitz von Latium und Kampanien geführten Kriege. Zu den ältesten geschichtlichen Überlieferungen im Alten Testament zählen ferner noch einige andere Bestandteile im Buche der Richter, einzelne Erzählungen von Gideon, Abimelech, Saul und David, sowie die sehr häufig ausdrücklich zitierten, den Büchern der Königsherrschaften zugrunde liegenden und ihren Kern bildenden Annalen der beiden Reiche von Israel und Juda.

Die ursprüngliche Verschiedenheit von Israel und Juda, die wir im Gegensatz zu der später künstlich gemachten Einheit feststellen

konnten, beschränkte sich aber nicht auf die Stammesverschiedenheit, die Herkunft und die Wohnsitze, die wirtschaftlichen Grundlagen und die fremden Kultureinflüsse, sondern sie gibt sich auch in der Religion zu erkennen. Dies tritt sogleich in die Erscheinung, nachdem unter Jeroboam sich Israel und Juda wiederum getrennt hatten. Bei den Südstämmen, den Judäern in Jerusalem, wird Jahve verehrt, bei den Nordstämmen in Betel und Dan der kana-anäische Baal. Der Gott Jahve, der angeblich von Anfang an der Gott Israels und Judas gewesen sein soll und sein Gesetzgeber Mose sind vielmehr ursprünglich bei den Südstämmen heimisch und von diesen erst allmählich bei den Nordstämmen eingeführt, ja ihnen zum Teil geradezu mit Gewalt aufgedrängt worden. Dasjenige, was in der Überlieferung des Alten Testaments als Religion des geeinten Volkes Gottes sich schließlich durchgesetzt hat, was ihr den allgemeinen Charakter gibt, ist Eigentum der Südstämme, ist jüdisch. Freilich konnte dadurch, was an altisraelitischen Überlieferungen vorhanden war, nicht mehr ganz beseitigt werden. So sind gerade die ältesten historischen Bestandteile des Alten Testaments zwar israelitischen und nicht jüdischen Ursprunges, daneben wiegen aber die schließlich siegreichen, aus Judäa stammenden religiösen Grundanschauungen deshalb vor, weil jüdische Propheten bei den israelitischen Stämmen eine starke und erfolgreiche Propaganda betrieben. Auch in religiöser Hinsicht bestanden also Gegensätze zwischen den beiden ursprünglichen Volksbestandteilen, die man später zu beseitigen bestrebt war. Dennoch ist der Widerspruch der altisraelitischen Bestandteile des Alten Testaments zu der Jahvereligion der Südstämme auch jetzt noch deutlich zu erkennen. Mit Recht bemerkt E. Meyer, dem die letzten eingehenden Untersuchungen über diesen Gegenstand zu danken sind, es sei ein wahrer Hohn, daß die im Alten Testament enthaltenen altisraelitischen Bestandteile gleichwohl dem Judentum wie dem Christentum als heilige Schriften gelten, obwohl sie den religiösen Anschauungen des Judentums wie des Christentums auf Schritt und Tritt entgegenstanden und entgegenstehen. Diese seltsame Erscheinung ist aber nicht auf Israel, Juda und das daraus hervorgegangene Christentum beschränkt.

So unlogisch sie zu sein scheint, ist sie doch vorhanden und durch die wunderlichen Zufälligkeiten bedingt, die bei der Entstehung der heiligen Bücher aller Religionen gewaltet haben, in denen fast durchweg sich gegenseitig ausschließende Anschauungen, ja sogar ur-

ursprünglich gar nicht zur religiösen Literatur Gehöriges (z. B. Lyrik und Historisches) schließlich doch zu einem Ganzen vereinigt wurden.

Derselbe Dualismus wie in der staatlichen und religiösen Entwicklung tritt auch in einer damit zusammenhängenden Äußerlichkeit des Alten Testaments zu Tage, die Astruc schon 1753 beobachtet hatte. Die Gottheit wird bald mit der Benennung Jahve, bald mit Elohim bezeichnet und diesen verschiedenen Benennungen entsprechen ganz unvermittelt und rein äußerlich aneinandergefügte Parallelerzählungen derselben Ereignisse, in deren einer die Gottheit Jahve, in der anderen Elohim genannt wird. In diesen Doppelersählungen ist das allmähliche Entstehen unseres Alten Testaments aus ursprünglich selbständigen Bestandteilen mit Händen zu greifen. Durch die Beobachtung Astrucs war also schon eine im Groben zutreffende Quellenscheidung im Alten Testament gefunden; die Kritik ist heute allerdings weiter gekommen und unterscheidet sowohl innerhalb der jahvistischen wie der elohistischen Überlieferung wiederum mehrere Stufen.

Der langwierige und verwickelte literarische Prozeß, der zur Bildung des Alten Testaments in der uns vorliegenden Form geführt hat, wurde, indem man von Astruc's Beobachtung ausging, seither durch zahlreiche Forschungen klargelegt und stellt sich in der Hauptsache folgendermaßen dar.

Um die Mitte des 9. Jahrhunderts v. Chr., nach der vollständigen Trennung der beiden Reiche unter König Ahab, als durch Elia und andere Propheten die Jahvereligion auch bei den israelitischen Nordstämmen gepredigt wurde, fasste ein Autor zum erstenmale die vorhandenen sagenhaften Erzählungen und historischen Überlieferungen zu einem Gesamtwerke zusammen; darin gebrauchte er wie seine Vorlage für Gott die Bezeichnung Jahve. In seiner Arbeit war er ähnlich wie Hesiod und die ältesten in Prosa schreibenden Jonier unter den Griechen bemüht, die in den vorliegenden Traditionen vorhandenen Widersprüche auszugleichen und die ursprünglich sehr rohe Auffassung von Jahve, dem Stammesgott der Südstämme, ethisch zu vertiefen und so eine den Anschauungen seiner eigenen Zeit angemessene höhere Vorstellung von der Gottheit zu verbreiten. Seine Erzählungen von der Erschaffung der Welt und des Menschen und von dessen Verbreitung über die Erde verfolgen ebenso wie die sehr viel jüngeren Periegesen der ionischen Griechen den Zweck, ein Bild der damals bekannten Welt in seinem Werke zu entwerfen.

Etwa hundert Jahre später behandelte ein zweiter Schriftsteller, der Elohist, dasselbe Material ebenfalls in einem besonderen Werke. Wahrscheinlich noch vor der Gesetzgebung durch den König Josia von Juda im Jahre 621 v. Chr. wurden die beiden Werke schonend und ziemlich äußerlich zu einem einzigen verarbeitet. Beide Autoren, der Jahvist sowohl als der Elohist, sind schon schriftstellerische Persönlichkeiten, die aus dem von ihnen verarbeiteten Material individuelle Leistungen gestalteten; sie sind also als Geschichtsschreiber anzusehen wie Hekataios und Herodot bei den Griechen. Die Werke, die sie schufen, stehen literarisch betrachtet, weit höher als die annalistischen Aufzeichnungen, die sie selbst vorfanden und verwerteten, weit höher als die in den orientalischen Großreichen entstandenen Chroniken, Regentenlisten oder Annalen. Sowohl der Jahvist wie der Elohist suchten schon die für Denkende brennenden Fragen über das Verhältnis der Menschen zur Gottheit, über den Ursprung der Welt und des Menschen und die Schicksale des Menschengeschlechts zu beantworten. Diese Probleme wollten sie lösen, und darum zeichneten sie auf, was sie an Überliefertem vorfanden, was sie dachten und glaubten; auf solche Fragen wollten sie Antwort erteilen. In den inschriftlich erhaltenen Berichten der Orientalen sucht man dergleichen vergeblich. Diese beiden Schriftsteller sind daher als die ältesten wirklichen Geschichtsschreiber anzusehen, von denen wir Kenntnis haben. Mit ihnen ist aber die unabhängige und von fremdartigen Zwecken unbeeinflusste Geschichtsschreibung bei den Israeliten und Juden zugleich abgeschlossen: auf allen folgenden Entwicklungsstufen sind kirchliche Gesichtspunkte so ausschließlich maßgebend, daß ihnen das historische Interesse untergeordnet wird.

Im Jahre 621 v. Chr. führte König Josia von Juda eine religiöse Reform bei seinem Volke durch. Sie vollzog sich äußerlich in der Form, daß behauptet wurde, im Tempel sei eine Religionsurkunde aufgefunden worden; auf diese Urkunde wurde das ganze Volk in feierlicher Weise vereidigt. Dieses Gesetz ist uns noch in der im jetzigen Alten Testament fälschlich als Deuteronomion, als zweites Gesetz, bezeichneten Urkunde erhalten. Da jedoch ihre Bestimmungen den unabhängigen nationalen Staat zur Voraussetzung haben, so stammt sie notwendig aus der Zeit vor dem Exil und gehört nicht an die Stelle, an der wir sie jetzt finden. Später wurde aber, wie gleich zu zeigen ist, ein noch älteres Gesetz fingiert und deshalb mußte das Gesetz von 621 in der schließlichen,

uns im Alten Testament vorliegenden Zusammenfassung aller älteren literarischen Bestandteile an die zweite Stelle rücken und es wurde darum als Deuteronomion bezeichnet.

Einige Jahrzehnte nach dieser Gesetzgebung von 621, im Exil, fand dann eine mit möglichster Schonung ausgeführte abermalige Bearbeitung der beiden Geschichtswerke, des jahvistischen und elohistischen, statt, und in diese wurde auch der Wortlaut des Gesetzes vom Jahre 621 aufgenommen. Dadurch vollzog sich zum erstenmale die im Alten Testament so auffällige Vereinigung rein historischer und religiöser Bestandteile der Überlieferung; so begann ein Verschmelzungsprozeß weltlicher und geistlicher Literatur, bei dem die weltliche in den Dienst geistlicher Tendenzen gestellt wurde, und dies führte schließlich dazu, daß ursprünglich rein historische, also profane Aufzeichnungen den Charakter religiöser Schriften annahmen, ja daß man solchen profanen Schriften sogar kanonische, d. h. allgemein verbindliche Bedeutung zuschrieb und sie ebenso für göttlich geoffenbarte Wahrheit erklärte wie die rein religiösen Bestandteile. Das sogenannte deuteronomistische Geschichtswerk ist eine solche „religiöse“ Urkunde mit vorwiegend weltlichem Inhalt.

Nach dem Ende des Exils und nach der Wiederherstellung des Tempels veröffentlichten Ezra und Nehemia ein aus dem Exil mitgebrachtes Gesetzbuch, auf das abermals das ganze Volk durch Eidschwur feierlichst verpflichtet wurde. Dieses Gesetz, das ebenfalls in die form einer göttlichen dem Mose gewordenen Offenbarung gekleidet war, trug den seit dem Jahre 621 geänderten Verhältnissen Rechnung. Es verzichtete auf den nationalen Staat, errichtete an dessen Stelle den Gottesstaat und die Priesterherrschaft und ist somit der Ausdruck und die Vollendung des Sieges des Judentums, der sich im Exil vollzogen hatte: der Hohepriester trat an die Stelle des Königs und die angeblich einem Stamme angehörigen, von dem fingierten Stammvater Levi abgeleiteten Priester bekamen in diesem Kirchenstaat eine bevorzugte Stellung.

Die Veröffentlichung und Annahme dieses Gesetzes fand im Jahre 444 v. Chr. statt, im selben Jahre, da wahrscheinlich Herodot Athen verließ und sich an der Gründung von Thurioi in Unteritalien beteiligte. Im Anschluß an diese kirchliche Gesetzgebung und in ihrem Geiste wurde nun auch die historische Überlieferung abermals bearbeitet. Was dabei zustande kam, nennt man das priesterliche Geschichtswerk oder den Priesterkoder; auch das

deuteronomistische Geschichtswerk hat darin für die Zeit bis zum Tode Josuas Aufnahme gefunden. So sind die uns heute vorliegenden sogenannten fünf Bücher Mose's und das Buch Josua entstanden, zu denen später noch die Bücher der Königsherrschaften hinzukamen. Dann tritt aber in der Entwicklung der historischen Literatur bei den Juden, soweit sie hier in Betracht kommt, ein vollkommener Stillstand ein; man ist von nun an nur mehr darauf bedacht das Vorhandene zu bewahren. Erst weit später sind noch zwei neue große Gruppen von Schriften zu diesen Bestandteilen zugewachsen: die Schriften der Propheten und die sogenannten Hagiographen, die ebenfalls noch in den Kanon aufgenommen wurden. Im 2. nachchristlichen Jahrhundert ist aber damit ein Ende gemacht und die Zahl der heiligen Bücher endgiltig abgeschlossen worden. Diese Sammlung galt von nun an, wie viele der darin enthaltenen Schriften schon längst, für die gläubigen Juden ebenso wie der Koran für die Bekenner Muhameds als unverbrüchliche Richtschnur bei der Entscheidung religiöser, geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Fragen.

2. Jüdisch-hellenistische Apologeten.

In ihren Sagen, die in den ersten Büchern des Alten Testaments enthalten sind, erheben die Israeliten gleich vielen anderen Völkern des Altertums in begreiflicher Einseitigkeit den Anspruch das älteste Volk der Erde zu sein. Im Pentateuch und den folgenden Büchern wird aber auch, und zwar weit einseitiger noch als in den Überlieferungen anderer Völker, die älteste Geschichte der Juden als die älteste Geschichte der ganzen Welt überhaupt aufgefaßt. Sie spielt sich nach dieser Darstellung so ab, als ob Gott, seit er die Welt erschaffen hatte, sich nur um sein auserwähltes Volk bekümmert hätte. Von allen anderen Völkern wird nur dann Notiz genommen, wenn sie mit den Israeliten und Judäern in Berührung kommen. Diese national einseitige Geschichtsauffassung, die durch die religiöse Tendenz des Alten Testaments ins Ungeheuerliche gesteigert wurde, ist das gerade Gegenteil der geschichtlichen Wahrheit. Die israelitisch-jüdischen Stämme sind vielmehr nicht nur spät in die Geschichte eingetreten, sondern sie sind auch in ihrem geschichtlichen Leben ganz und gar abhängig von den beiden ihnen benach-

barten Großstaaten des alten Orients, von Aegypten einerseits, Babylonien und Assyrien andererseits. Nur dann, wenn innere Schwäche, Thronstreitigkeiten oder Angriffe von außen die Macht der Pharaonen oder der Könige des Ostens banden, konnten es die Israeliten und Juden vorübergehend zu einer selbstständigen staatlichen Stellung bringen, wie dies z. B. zur Zeit Davids und Salomons der Fall war. Sonst waren sie, deren Land zu dem stets strittigen Grenzgebiet zwischen zwei Großmächten gehörte, bald von der einen, bald von der anderen in ihrer eigenen staatlichen Entwicklung beschränkt und zur Ohnmacht verurtheilt.

Gerade von diesen fundamentalen Thatsachen der ältesten israelitisch-jüdischen Geschichte weiß aber die verhältnismäßig spät entstandene, von nationaler Eitelkeit getragene und auf einen religiösen Ton abgestimmte Überlieferung des Alten Testaments gar nichts. Sie weiß nichts davon, daß, wie uns die Denkmäler im Niltale gelehrt haben, Jahrhunderte lang die Aegypter das Land beherrscht und daher regelmäßig Tribut bezogen haben; sie weiß auch nichts von dem Bestande eines großen Reiches syrischer Semiten, die unter dem Namen der Hysos in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts v. Chr. über Palästina und bis nach Aegypten hin geherrscht haben; sie weiß endlich nichts von den Angriffen durch Fremdvölker, die im 13. Jahrhundert aus Syrien kamen, Palästina in Mitleidenschaft zogen und sich gleichfalls bis nach Aegypten ausdehnten.

Allein so wenig brauchbar für den Historiker das Bild ist, das in den Büchern des Alten Testaments von der Geschichte der Israeliten und Judäer gezeichnet wird, so werden wir diese Berichte als poetische Schöpfungen religiös gestimmter Verfasser nicht leicht zu hoch einschätzen. Der Vorstellung aber, daß sie Geschichte seien, und den Bestrebungen sie heute noch als solche zu halten, muß aufs entschiedenste entgegengetreten werden.

Gerade diese national einseitige, dem Alten Testament zugrundeliegende irrtümliche Gesamtauffassung ist nun aber seit der letzten im 5. Jahrhundert v. Chr. erfolgten Gesetzgebung von den Juden mit immer größerer Entschiedenheit verfochten und auch über die Kreise des Judentums hinaus verbreitet worden. Dies wurde, wie schon erwähnt, in erster Linie dadurch bewirkt, daß schon im 5. Jahrhundert v. Chr. die Thora, später die Schriften der Propheten und noch vor dem Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr.

auch die der Hagiographen kanonische Geltung und dogmatischen Charakter gewannen. So wurde zunächst innerhalb des Judentums die erst nach dem Exil in dem restaurierten Priesterstaat aufgekommene Ansicht zum Dogma, daß die sagenhafte Urgeschichte ihres eigenen Volkes, und zwar sowohl ihre israelitischen wie ihre jüdischen Bestandteile, die authentische von Gott selbst geoffenbarte und von Mose aufgezeichnete Darstellung der menschlichen Geschichte überhaupt enthalte.

Diese Anschauung blieb vorläufig um der den Griechen unverständlichen Sprache willen auf die Befenner der jüdischen Religion beschränkt. Daran änderte sich auch nicht viel, als im 3. Jahrhundert v. Chr., um den Bedürfnissen der in der Diaspora unter Griechen lebenden Juden, die die eigene Sprache schon verlernt hatten, zu genügen, griechische Übersetzungen des Alten Testaments angefertigt wurden, unter denen die alexandrinische, die sogenannte Septuaginta, die wichtigste nicht nur deshalb ist, weil sie sich bis heute erhalten hat. Denn die gebildeten Griechen der hellenistischen Zeit und vor allem die literarisch tätigen unter ihnen nahmen von dem ihnen jetzt zugänglichen Inhalt des Alten Testaments keinerlei Notiz. Sie verhielten sich orientalischen Literaturen gegenüber überhaupt ganz ablehnend und beachteten auch die zur selben Zeit entstandenen griechischen Übersetzungen und Bearbeitungen der einheimisch ägyptischen und babylonisch-assyrischen Überlieferung durch Manetho und Berossos ebensowenig wie das Alte Testament.

Die ablehnende Haltung der Griechen gegen die griechische Übersetzung des Alten Testaments wurde noch verschärft durch den Gegensatz zwischen Griechentum und Judentum überhaupt, der ebenso alt ist wie die Berührung beider Völker in Palästina und in der Diaspora. Die Abgeschlossenheit der Juden, die Besonderheiten ihres Kultus und ihrer Lebensführung, ihr ausgesprochenes Selbstbewußtsein, ihr Stolz darauf das älteste Volk der Welt zu sein und allein unter allen Völkern dem wahren Gotte zu dienen und ihr Streben Proselyten zu machen stießen die Griechen ab, erzeugten in ihren Kreisen Vorurteile und gaben Anlaß zu Angriffen aller Art. Dieser Gegensatz entlud sich unter anderem auch in einem literarischen Streite, mit dem sich viele Schriften befaßten, von denen Reste noch bis auf uns erhalten geblieben sind.

Schon um die Zeit, da die Septuaginta entstand, bearbeiteten und kürzten griechisch schreibende Juden die Schriften des

Alten Testamentes in freier Weise, um den Griechen, die sich mit dem trotz der Übersetzung für sie nach wie vor fremdartigen Ganzen nicht befassen wollten, eine bessere Meinung von ihrer Religion beizubringen und eine bessere Einsicht in die Geschichte ihrer Vergangenheit zu verschaffen, vor allem aber deshalb, um den Griechen den Beweis zu liefern, daß das jüdische von ihnen gering geschätzte Volk nicht nur eine ebenso alte sondern sogar eine in noch viel ältere Zeiten zurückreichende Überlieferung voll höchster Weisheit und tiefsten ethischen Gehaltes besitze. Auf diese Weise wurde durch hellenistische Juden in Auszügen und freien Bearbeitungen die im Alten Testament niedergelegte national einseitige Geschichtsauffassung der Juden zuerst den Griechen bekannt gemacht. Die griechisch schreibenden jüdischen Apologeten traten also den Griechen gegenüber mit dem Anspruch auf, daß in ihrer nationalen Tradition die Anfänge der Menschheitsgeschichte überhaupt in authentischer Form berichtet seien. Diese Auffassung lehnten die Griechen selbstverständlich ebenfalls ab und daher spitzte sich der literarische Gegensatz zwischen Juden und Griechen immer ausschließlicher auf die Frage zu, welches von beiden Völkern, Griechen oder Juden, das ältere sei; chronologische Erörterungen bilden deshalb in den meisten Überresten der Werke dieser jüdischen Hellenisten den Ausgangspunkt.

Solche chronologische Darlegungen gab der älteste von diesen uns bekannten Autoren, Demetrios, der zu Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. schrieb, fast ausschließlich. Diese geschichtlichen Darstellungen der an den Pentateuch sich anschließenden jüdischen Hellenisten begannen naturgemäß mit der Erschaffung der Welt, die auch bei Josephus Flavius in seiner 93 n. Chr. vollendeten jüdischen Archäologie noch den selbstverständlichen Anfang bildet. Aber bald begnügten sich diese Schriftsteller nicht damit den Inhalt des Alten Testamentes wiederzugeben und chronologische Schlüsse daran zu knüpfen, sondern schon Eupolemos um 150 v. Chr., Artapanos und andere, von deren Werken wir noch beträchtliche Überreste besitzen, gingen zu einem noch viel freieren Verfahren über: sie deuteten die Angaben des Alten Testamentes willkürlich aus, fügten offenkundige Erfindungen hinzu und paßten sich, um die Gegner zu gewinnen, so viel als möglich griechischer Denkweise und griechischem Geschmack in ihren Schriften an, ohne deshalb eine der für die Anschauungen des Judentums wichtigen Behauptungen preiszugeben.

So leiteten sie aus dem Alten Testament die Behauptung ab, Mose habe seine vortrefflichen und philosophischen Gesetze schon zu einer Zeit gegeben, da in Griechenland, biblisch gesprochen, noch die Sündflut herrschte; das ist der Zweck und der Sinn des in diesen Schriften behaupteten Synchronismus: Mose bei den Juden — die Flut des Ogyges bei den Griechen. Das jüdische Volk stand somit nach dieser Pseudochronologie der Juden schon auf einer sehr hohen Kulturstufe, längst bevor in Griechenland Gesetzgeber und Weise auftreten konnten. Bei dem damaligen Stande historischer Kritik folgten aber aus dem höheren Alter der jüdischen Kultur ohne weiteres Entlehnungen durch die Griechen, und bei der offenkundigen Tendenz dieser jüdischen Hellenisten ergab sich nun aus solchen Feststellungen sofort der weitere Schluß: die griechische Weisheit und Kultur ist ein bloßer Ableger der jüdischen. Auf Grund desselben Schlusses hat z. B. auch Herodot nicht nur athenische Gesetze sondern auch griechische Götter als aus Aegypten entlehnt bezeichnet, nachdem er auf seiner ägyptischen Reise von dem höheren Alter der ägyptischen Kultur Kenntnis erhalten hatte. Auch eine Erklärung, wie diese Anleihen der Griechen bei den Juden zustande gekommen waren, fand sich leicht. Die jüdisch-hellenistischen Apologeten beweisen die Abhängigkeit der Griechen von jüdischen Vorbildern auf Grund des willkürlich erfundenen Synchronismus Mose = Flut des Ogyges durch die folgende Argumentation: Mose verkündete, wie man aus dem Alten Testament entnahm, seine Weisheit in Aegypten, nach Aegypten kamen späterhin, wie die Griechen selbst erzählten, einzelne ihrer Gesetzgeber und Philosophen um sich zu belehren, und so lernten sie aus dem Munde der Aegypter die Weisheit des Mose kennen und wurden indirekt seine Schüler.

Andere wieder behaupteten, Mose sei identisch mit Musaios, dem Lehrer des Orpheus, der in Griechenland als der Verfasser der Religionsurkunde der Orphiker angesehen wurde; damit galt flugs als erwiesen, daß die griechischen Mysterien Ableger des Judentums seien. Andere stellten ganz willkürlich die Behauptung auf, Abraham habe alle Völker die Astronomie gelehrt, Mose in Aegypten die Buchstabenschrift erfunden, die Philosophie erdacht, sich aber auch als großer Kriegsheld bewährt, so daß ihm schließlich göttliche Verehrung zuteil wurde. Diese letzte Behauptung entspringt einer durchaus unjüdischen Denkweise, sie ist vielmehr rein hellenistisch; kein jüdisch denkender Schriftsteller konnte von sich aus auf den Gedanken verfallen, daß ein Mensch um seiner Verdienste

willen zum Gott erhoben worden sei wie Herakles. Wohl aber ist diese Vorstellung den Griechen durchaus geläufig. Hier zeigt sich also sehr deutlich, wie in dem literarischen Kampfe zwischen Judentum und Griechentum eine Gestalt der jüdischen Sage ihres Wesens entkleidet wurde, um sie den hellenistischen Denkenden näher zu bringen und sie diesen in ihrer Größe und Bedeutung anschaulich zu machen. Genau derselbe Vorgang hat sich später wiederholt: Jesus wurde gleichfalls zum Gottesohne und Gott, um ihn dem Hellenismus in seiner überragenden Größe zu veranschaulichen. Was aber bei Mose wahrscheinlich nur der kluge Einfall eines einzelnen jüdischen, mit dem Hellenismus vertrauten Apologeten ist, vollzog sich bei Jesus im Kreise seiner hellenistischen Bekenner unwillkürlich und entsprang ihrem echten Glauben, der seine legendenbildende Kraft in solcher Form betätigte und darum auch hellenistische Legenden den überkommenen jüdischen Zügen des Jesusbildes hinzugesellte.

Neben der erwähnten Ablehnung und Zurückhaltung der Griechen gegen die jüdische Überlieferung und ihre Apologeten war für die Juden noch ein anderer Umstand peinlich. Die ältere griechische Literatur ignorierte sie gänzlich. Der erste Grieche, der die Juden wirklich kannte und sie in seinem Geschichtswerke nennt, ist Hekataios von Abdera aus der Zeit des ersten Ptolemäers, also erst aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. Dies Schweigen aller älteren Autoren empfanden die hellenistischen Apologeten des Judentums als Geringschätzung und suchten ihr dadurch entgegenzuwirken, daß sie fälschlich behaupteten: Herodot, Hellanikos im 5., Aristoteles im 4. Jahrhundert hätten schon ihres Volkes oder doch Palästinas Erwähnung getan. Es ist höchst charakteristisch, in welcher Weise diese rein erfundenen Behauptungen begründet wurden. Hellanikos hatte z. B. unter den aus der Drachensaat emporgewachsenen Sparten einen mit Namen Udaïos genannt; ihn deutete einer der bei Josephus genannten jüdischen Hellenisten ohne weiteres als Judaïos und damit hatte er glücklich den Eponymos der Juden in der griechischen Sage untergebracht. Auch wurde in ebenso gefälschten Erzählungen, die durch gefälschte Urkunden belegt wurden, von Huldigungen berichtet, die Alexander d. Gr. und vornehme Römer dem Judengotte dargebracht haben sollten, und es wurde von unerhörten Privilegien erzählt, die bei solchen Anlässen dem Volke der Juden angeblich gewährt worden seien.

Dennoch drangen die jüdischen Hellenisten mit ihren anspruchs-

vollen und durchaus grundlosen Behauptungen, durch die sie als Unterdrückte sich bei ihren Gegnern zur Geltung bringen wollten, keineswegs durch. Es gelang ihnen nicht, auf das Alte Testament gestützt, den Griechen glaubhaft zu machen, daß die hellenische Kultur ein bloßer Ableger der viel älteren jüdischen sei. Die Griechen verharteten vielmehr bei der Gepflogenheit alles Jüdische ebenso gering zu schätzen wie die sonstigen einheimischen Traditionen der Orientalen. Dies gilt auch von den endlosen, mit der griechischen Götter- und Heroenchronologie unvereinbaren ägyptischen Königsreihen, die noch Herodot so gewaltig imponiert hatten, daß er die Meinung aussprach, die Griechen seien Kinder im Verhältnis zu den Ägyptern. Seit der Zeit des Herodot waren aber die Griechen selbstbewußter geworden und lehnten daher, was Manetho aus den ägyptischen, Berossos aus den keilschriftlichen Quellen in griechischer Sprache boten, fast durchweg ab. Nur von einem hervorragenden griechischen Gelehrten, von Eratosthenes aus Kyrene, dem Begründer der wissenschaftlichen chronologischen Forschung in Alexandria, wird eine Liste ägyptischer Königsnamen mit Übersetzungen der Namen ins Griechische angeführt, die an die *Onomastica sacra* der christlichen Literatur erinnert und den Beweis enthalten würde, daß Eratosthenes sich ausnahmsweise mit den Denkmälern der alt-ägyptischen Literatur beschäftigte, — wenn die Liste echt wäre. Sie gilt aber vielen Forschern als eine Fälschung; andere halten sie zwar im wesentlichen für echt, jedoch für entstellt durch Interpolationen; aber auch die Vertreter ihrer ganzen oder teilweisen Echtheit erklären die Liste für wertlos; sie würde also auch dann, wenn sie aus einem der vielen Werke des Eratosthenes stammte, doch nur bestätigen, daß von einer einläßlichen und auch nur einigermaßen erfolgreichen Beschäftigung mit den ägyptischen Quellen nicht einmal bei diesem in Ägypten lebenden gelehrten Griechen gesprochen werden kann.

In den Kreisen der gebildeten Griechen erwiesen sich also alle Bemühungen der jüdischen Apologeten als erfolglos; ihre religiöse Propaganda aber war in den unteren Schichten der hellenistischen Gesellschaft keineswegs vergeblich. Hier gewannen sie vielmehr Anhänger und Teilnehmer ihres Kultes, von denen es verschiedene Grade gab: die Proselyten, die am Gottesdienst teilnahmen und sich auch der Beschneidung und den Speisegesetzen unterwarfen, und die als „Gottesfürchtige“ bezeichneten Heiden, Kultteilnehmer, die jedoch nicht beschnitten waren. Alle diese Anhänger des Judentums gehörten den niederen Schichten des Volkes an, denn es wird als

eine Ausnahme und Besonderheit hervorgehoben, daß Neros Gemahlin, Poppaea Sabina, Proselytin war; überdies gehört auch dieses einzige Beispiel des Erfolges jüdischer Propaganda in der höchsten Gesellschaft einer späteren Zeit an, in der die Hinneigung zu orientalischen Kulte auch in den höheren Kreisen schon häufiger war als im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. Mögen aber auch schon früher solche Fälle vereinzelt vorgekommen sein und zur gelegentlichen Begünstigung jüdischer Kultgenossen durch Griechen geführt haben, so hatte das doch nicht mehr zu bedeuten als die Teilnahme vornehmer und abergläubischer Leute an irgend welchen anderen orientalischen Mysterien; von einer Schätzung des Judentums in heidnischen gebildeten Kreisen kann dennoch nicht gesprochen werden. Nur in einem einzigen Punkte ist eine greifbare Wirkung der jüdischen Literatur auf die griechische zu beobachten, sie ist jedoch auf gewisse religiöse Texte beschränkt, ganz allgemeiner Art und ebenfalls erst in nachchristlicher Zeit deutlicher erkennbar. Norden hat gezeigt, daß der eigenartige und erhabene Stil der alttestamentlichen Propheten und Psalmisten auf die Griechen eine starke Wirkung ausübte und zur Nachahmung reizte, weil sie dieser religiösen Prosa der Juden in ihrer eigenen Literatur nur Platon zur Seite zu stellen und daher in dieser Richtung zur Nachahmung eines fremden Vorbildes Anlaß hatten.

Im übrigen aber haben sich die Griechen ihrer ausgesprochenen Eigenart gemäß mit dem, was das Judentum literarisch bieten konnte, so wenig wie mit den sonst vorhandenen orientalischen Literaturen befaßt, auch nicht als die jüdische Literatur ihnen im griechischen Gewande dargeboten worden war. Indem die Griechen aber bei der bloßen Ablehnung verharrten, verwarfen sie gerade dasjenige Hilfsmittel der Forschung und leisteten auf die Materialien von vornherein Verzicht, die uns seit der Entstehung der Kritik des Alten Testaments und seit der Entzifferung der altorientalischen Schriftsysteme in Stand gesetzt haben an die Stelle des verkehrten Bildes der Weltgeschichte, das im Alten Testament entworfen ist, ein richtiges zu setzen. Der Streit darüber, welches der beiden Völker, Juden oder Griechen, das ältere sei, ist also im Altertum von beiden Seiten mit nationaler Einseitigkeit und mit ganz unzureichenden Gründen sowie auch mit unerlaubten Mitteln geführt worden. Die Argumente, die dabei hüben und drüben vorgebracht wurden, sind uns teils aus den Bruchstücken der Schriften der früher erwähnten jüdisch-hellenistischen Autoren, teils, soweit die

antisemitische Seite in Betracht kommt, besonders durch Apion zur Genüge bekannt, um festzustellen, daß weder die Griechen noch die Juden bei dem Stande der historischen Forschung in hellenistischer Zeit fähig waren eine solche Streitfrage in der rein wissenschaftlichen Weise anzufassen und zu lösen, die uns seit dem vergangenen Jahrhundert als selbstverständlich gilt.

3. Jüdische Prophetien.

In der Sammlung der Schriften des Alten Testaments nehmen unmittelbar nach dem Pentateuch und den historischen Büchern die Schriften der Propheten einen breiten Raum ein. Sie rühren von Männern her, die nicht der offiziellen Priesterschaft angehörten, gleichwohl aber auf die Ausbildung und Verinnerlichung der Jahvereligion den stärksten Einfluß geübt und für deren Propaganda bei den Nordstämmen das Meiste geleistet haben. Damit wird auch für das Judentum die Tatsache erwiesen, die in der Geschichte aller Religionen zu beobachten ist, daß nicht die berufsmäßigen Priesterschaften sondern religiös veranlagte Laien auf dem Gebiete der Religion sich vorzugsweise schöpferisch tätig erweisen. Die jüdischen Propheten sind die Vertreter des das ganze Alte Testament beherrschenden Gedankens, daß die irdischen Schicksale des israelitisch-judäischen Volkes stetig von seinem Gotte Jahve gelenkt werden und daß es je nach Verdienst belohnt und bestraft werde. Sie nehmen daher besonders Gefahren und Bedrängnis durch auswärtige Feinde zum Anlaß ihrer Predigt; sie drohen, daß Jahve sich des Auslandes bedienen werde, um sein Volk für seine Untreue und seine Sünden zu strafen. Sie trösten aber auch in Tagen der Trübsal durch den Hinweis auf den Beistand und die Hilfe Jahves, der dem Volke jetzt ebenso wie den Vätern als Retter erstehen werde, wenn es sich ihm nur wieder zuwende und anvertraue. Sie berufen sich in ihren Schriften häufig auf Visionen, auf Aufträge, die ihnen Jahve im Traume erteilt habe, und weisen bevorstehende Ereignisse.

Propheten und ihre Prophezeiungen sind bei den semitischen und den durch sie beeinflussten Völkern der Erde bis auf den heutigen Tag als Träger religiöser Ideen und Reformen sehr geläufige Erscheinungen, ihre Prophezeiungen ergehen häufig als Mittel zur Ver-

wirklich religiöser Reformideen, sind aber nicht auf die semitischen Völker beschränkt. Auch die ägyptische Literatur enthält aus allen Zeiten, vom Ende des alten Reiches bis ins 8. Jahrhundert v. Chr. prophetische Schriften, die mit denen des Alten Testaments nicht nur im allgemeinen sondern in ihrem Schema und Aufbau so große Übereinstimmungen aufweisen, daß ein literarischer Zusammenhang der altägyptischen und jüdischen Prophetien mit E. Meyer und Reizenstein als sehr wahrscheinlich gelten muß.

In den ägyptischen Prophetien tritt ein Weiser oder eine gottbegeisterte Persönlichkeit von niederer Abkunft, z. B. ein Töpfer, ja sogar ein redendes Tier, z. B. ein Lamm, vor den König und verkündet ihm die Zukunft. Beim letzten Wort seiner Rede stirbt der Prophet, wird feierlich bestattet und die Worte, die er gesprochen hat, werden aufgezeichnet. Der Inhalt dieser Prophezeiungen ist durchaus schematisch: es wird das Kommen einer Schreckenszeit angekündigt, fremde Völker werden in Ägypten einbrechen und die Ägypter knechten, die Vornehmen werden erschlagen, die Tempel geplündert, die Heiligtümer geschändet werden; der König wird gefangen gehalten oder in die Fremde weggeführt. Dann aber wenden die Götter Ägypten wieder ihre Gnade zu, ein neuer König vertreibt die Fremden, stellt die Ordnung im Lande her und regiert lang und glücklich. Ganz ebenso folgt bekanntlich in den prophetischen Schriften des Alten Testaments auf die Schilderung einer Zeit der Heimsuchung, der Vernichtung der Selbständigkeit des Volkes und der Zerstörung des Tempels die Beschreibung der Herrlichkeit des durch Jahves Gnade wiederhergestellten Reiches unter einem geliebten Herrscher aus altem Geschlecht, der sich alle Völker untertan macht.

Das Schema ist also ganz traditionell, es wird von den altägyptischen wie von den jüdischen Propheten gleichmäßig angewendet und ist daher vermutlich bei diesen von jenen entlehnt oder doch von Ägypten her beeinflusst. Den jüdischen Prophetien ist dagegen die Motivierung eigentümlich, sie haben also die wahrscheinlich aus Ägypten übernommene Form mit einem neuen Inhalt erfüllt, die entlehnten Gedanken ethisch vertieft: sie suchen und finden in ihrer Predigt für das drohende Strafgericht eine sittlich-religiöse Schuld und erhöhen so die rein nach Belieben strafende Gottheit der ägyptischen Prophetien in ihren Schriften zu einer ethischen Macht.

Diese altägyptischen und jüdischen Prophezeiungen sind, sofern sie sich nicht bloß in ganz allgemeinen Ankündigungen und Schilderungen ergehen, sondern wenn sie ganz bestimmte Ereignisse vorherverkünden, frühestens in der Zeit entstanden, da diese Ereignisse sich vorhersehen ließen, meist aber haben sie erst nach diesen Ereignissen ihre uns jetzt vorliegende Fassung erhalten. Solche Anspielungen und Bezugnahmen auf kommende Dinge dienen uns daher als Hilfsmittel die Entstehungszeit solcher prophetischer Schriften festzustellen. Wenn in solchen Prophezeiungen bestimmt charakterisierte Ereignisse erwähnt werden, so sind sie selbstverständlich niemals wirklich vorhergesagte Vorgänge der Zukunft, wohl aber sind solche Prophezeiungen unanfechtbare historische Zeugnisse für die darin erwähnten Ereignisse, auch wenn diese anderweitig nicht überliefert sind.

Aus dem Alten Testament, nicht zuletzt eben aus dessen prophetischen Schriften lernen wir auch die Zukunftshoffnungen der israelitischen und jüdischen Religion kennen. Nach Wellhausens Darlegung ist ihre älteste Form der Glaube an das Gericht Jahves, d. h. man erwartet, besonders in kritischen Zeiten, daß Jahve sich für sein Volk einsetzen und seine Gegner vernichten werde. Das ist die volkstümliche Vorstellung, der jedoch die Propheten entgegen treten. Sie weisen darauf hin, daß das Gericht Jahve's, wenn es kommt, Israel ebenso treffen werde wie die Heiden, und sie folgern daraus, daß nur die Umkehr von der Sünde und ein gottgefälliges Verhalten Israel retten können. Erst dann, wenn dieser Wandel vollzogen ist, treten nach der prophetischen Lehre die populären Zukunftshoffnungen in ihr Recht. Nur die Gläubigen in Israel und Juda, die um ihrer Treue und Frömmigkeit willen dem Gerichte nicht anheimgefallen sind, werden eine Zukunft erleben, in der Davids Reich wieder aufgerichtet wird und über die Heiden herrscht; dann wird der Messias als König triumphieren. Bewirkt aber wird diesen ältesten Anschauungen zufolge der Wandel durch Jahve und nicht durch den Messias.

Die Lehre der Propheten, die den Glauben an das Gericht Jahves zur ethischen Besserung des Volkes auswerten wollen und daher der naiven Vorstellung entgegentreten, als ob die bloße Zugehörigkeit zum Volke Gottes ein Privilegium gewähre und von den Schrecken des Gerichtes befreien könne, rechnet also sowohl in der Gegenwart wie in der Zukunft mit den realen historischen Verhältnissen: ein in der Vergangenheit, zu Davids Zeit, schon ein-

mal erreichtes glanzvolles Dasein soll nach dem Gerichte Jahves wiederkehren. Diese Zukunftserwartungen wurden jedoch naturgemäß abermals umgestaltet, seit die Nation durch das Exil aufgehört hatte als solche zu bestehen: die Erwartungen der religiösen Gemeinden in Babylon und in Jerusalem nahmen in nachexilischer Zeit nicht nur eine andere Richtung sondern steigerten sich zugleich ins Ungemessene. Nicht mehr auf die Wiederherstellung der irdischen Macht, wie sie zur Zeit Davids bestanden hatte, also auf eine historische Möglichkeit, richteten sich jetzt die eschatologischen Hoffnungen des Judentums sondern auf ein mit dem Gericht verbundenes und vor diesem eintretendes Wunder Jahves, dessen schreckhafte Vorzeichen allein erkennbar sein werden. Die Folge dieses Wunders, dem die Heiden zum Opfer fallen, wird das Reich Gottes oder des Himmels sein, wie man sich jetzt ausdrückt. Auf die alte folgt diesem Glauben gemäß eine neue Ära; sie wird eingeleitet durch die Auferstehung der Toten, denn die jetzige Welt muß zu Grunde gehen, damit das Reich Gottes entstehen kann. Wer bei dem Gerichte gerecht befunden wird, geht ein ins Paradies, die Ungerechten, zu denen alle Heiden gehören, kommen in die Gehenna zur ewigen Strafe.

Im Exil wurden also die Hoffnungen auf die Wiederherstellung der Nation durch Jahve endgiltig begraben, phantastische Erwartungen traten an ihre Stelle und gaben seither der jüdischen Eschatologie einen utopischen Charakter. Dieser steigerte sich in der Folge immer mehr und mehr durch die neuen Schläge, die das Judentum in der Religionsverfolgung des Antiochos Epiphanes erlitt, die ihm dann Pompeius durch die Entweihung des Tempels im Jahre 63 v. Chr. zufügte, sowie durch die drohenden Gewaltakte des Caligula und die Aufstände der Folgezeit. Aus diesen Stimmungen heraus sind die dem Judentum eigentümlichen Apokalypsen zugleich als Ausläufer der prophetischen Literatur entsprungen.

Allein trotz aller dieser Umbildungen wird dennoch die alte Anschauung nicht ganz aufgegeben sondern sie kehrt in nachexilischer Zeit in einer etwas anderen Fassung wieder: man erwartet jetzt die Wiederherstellung des Judentums von dem Messias und zwar noch vor dem letzten Gericht und vor der Aufrichtung des Gottesstaates; das unter der Herrschaft des Messias restituierte Judentum bildete somit diesen Anschauungen gemäß eine Vorstufe des Reiches Gottes und eine Zwischenstufe zwischen der Gegenwart

und dem Reiche Gottes, das erst am Ende der Dinge steht. Man glaubt, daß dieses messianische Reich, das aus dem in Palästina vorhandenen Volke gebildet wird, längere Zeit bestehen werde, gelegentlich wird auch schon in der jüdischen Literatur seine Dauer auf ein Jahrtausend bemessen. Auf das tausendjährige Reich erst folgt dieser Anschauung gemäß das Gericht und dann das ewig dauernde Gottesreich mit den ewig Lebenden und den ewig Verdammten. Diese letzten Umgestaltungen der eschatologischen Erwartungen des Judentums treten uns zwar erst in den nach der Zerstörung Jerusalems entstandenen Apokalypsen entgegen, die Anfänge dieses Glaubens reichen aber bis in die Zeit vor dem Auftreten Jesu zurück.

Aus diesem jüdischen Glauben an das tausendjährige messianische Reich entwickelte sich dann in Verbindung mit Ausdeutungen einiger Stellen des Alten Testaments ein Schema für die Darstellung der Weltgeschichte, das weit über das Judentum hinaus überaus lange festgehalten wurde: das System der die Vergangenheit und Zukunft gleichmäßig umfassenden Weltwoche oder der Chiliasmus, der uns in voller Ausbildung allerdings auch erst in christlichen Quellen begegnet, dessen Ursprung jedoch ebenso unzweifelhaft schon in der jüdischen Tradition zu suchen ist. Denn diesem System ist unter anderem dieselbe uns fremdartige Neigung zur Zahlenspiellerei eigen, die auch sonst in der jüdischen Literatur schon früh und häufig begegnet und die auch bei den für chronologische Zwecke verwendeten Jobelperioden und in der Weissagung von den Daniel'schen Jahrwochen zu beobachten ist. Von diesen beiden dem chiliaistischen ähnlichen, aber älteren jüdischen Systemen soll daher zunächst kurz die Rede sein.

Im 2. vorchristlichen Jahrhundert ist eine nur in äthiopischer Übersetzung erhaltene Schrift entstanden, die sogenannte kleine Genesis oder das Buch der Jubiläen. Sie gehört in den Zusammenhang der früher besprochenen jüdisch-hellenistischen Bearbeitungen des Alten Testaments, ist aber nicht wie diese für Griechen sondern für Juden geschrieben und enthält eine Parallelerzählung zu der Darstellung im Alten Testament, die mit der Erschaffung der Welt beginnt und bis zur Einführung des Pascha reicht. Der Zeitraum der israelitischen Geschichte, der bis zum Einzug in Kanaan sich erstreckt, wird in dieser Schrift in ganz schematischer Weise in 50 Jobelperioden zu 49, d. h. zu 7×7 Jahren, eingeteilt und in dieses Schema werden die einzelnen Ereignisse derart eingepreßt, daß

jedes genau nach dem Monat, dem Jahr, der Jahrwoche und dem Jubeljahre datiert erscheint. Diese Genauigkeit ist trügerischer Schein; der Verfasser verfuhr mit der größten Willkür, da die Angaben des Alten Testaments so genaue Zeitbestimmungen überhaupt nicht gestatteten. Das Werk ist an sich aber ein Beweis dafür, daß in der jüdischen Literatur eine starke Neigung für solche mittels Zahlentunstücken gewonnene, scheinbar höchst exakte Pseudochronologien vorhanden war.

Auch das zweite oben angeführte Beispiel für die Beliebtheit solcher Zahlenspielerereien stammt noch aus vorchristlicher Zeit und ist im Buche Daniel enthalten. Der Prophet Jeremias hatte an einer Stelle davon gesprochen, daß zwischen dem Aufbau des Tempels und der Ankunft des Messias 70 Jahre verstreichen würden. Zur Zeit der Entstehung des Buches Daniel waren diese 70 Jahre längst verstrichen, ohne daß der Messias erschienen wäre. Um nun gleichwohl die Prophezeiung zu halten, erklärte der Verfasser des Danielbuches diese 70 Jahre seien nicht als Jahre sondern als Jahrwochen, daß heißt als 7×70 Jahre, zu verstehen. Die Berechnung und chronographische Festlegung dieser 490, ebenfalls als geoffenbarte Wahrheit geltenden Jahre für die Zeit vom Tempelbau bis zur Geburt Jesu haben bekanntlich später den christlichen Chronologen noch ganz gewaltige Schwierigkeiten bereitet.

In ähnlicher Weise wie die angeblichen Jahrwochen des Daniel ist nun auch durch Ausdeutung einiger anderer Stellen des Alten Testaments der Begriff der Weltwoche entstanden. Die Erzählung des Buches Genesis, daß die Welt in sechs Tagen erschaffen worden sei und am siebenten Tage der Herr geruht habe, wurde mit dem 90. Psalm verbunden, der besagt: tausend Jahre sind in deinen Augen wie der gestrige Tag, der vorüber ist. Wie die Jahre des Jeremias als Jahrwochen so wurden in diesem Falle die Tage der Schriftstelle als Jahrtausende gedeutet und daraus gefolgert, daß der Welt und der Menschheit ein 6000 jähriger Bestand, eine Weltwoche, von Gott gewährt sei. Damit verband sich der früher erwähnte Glaube an eine 1000 jährige Dauer des messianischen Reiches und so war ein allumfassendes Schema für die Geschichte und die Zukunft des Menschengeschlechtes gewonnen. Diese Vorstellung scheint schon das Zahlensystem der Septuaginta beeinflusst zu haben, denn die Ziffern der Patriarchenreihen vor und nach der Flut, die Dauer des Aufenthaltes in Agypten, die Regierungsdauer der Richter und Könige unterscheiden sich in der

Septuaginta nicht nur von denen des hebräischen Textes erheblich, sondern sie weisen auch die Tendenz auf, das Schema der Weltwoche zum Ausdruck zu bringen.

Zu einem ganz festen, zur Einteilung der Vergangenheit verwendeten Schema der Weltgeschichte ist dann die Weltwoche, wie später noch auszuführen sein wird, in der christlichen Geschichtsschreibung geworden, die also auch in dieser Hinsicht wie in so vielen anderen vom Alten Testament und von dessen jüdischer Auslegung abhängt. Dabei schwankte man anfänglich ebenso wie in der jüdischen Eschatologie darüber, ob im Jahre 6000 seit Erschaffung der Welt das Gericht oder erst der Beginn des Weltjabbats, das messianische Reich, kommen werde. Allein die alten mit diesen Hoffnungen verknüpften jüdischen Vorstellungen mußten nun bei ihrer Übernahme ins Christentum abermals etwas abgeändert werden, denn für die Christen war der Messias schon erschienen; man sprach also jetzt nicht mehr von der *A*nkunft sondern von der *W*iederkehr des Messias. So ist der christliche Glaube an die Wiederkunft des auferstandenen Jesus als letztes Glied an die lange Kette eschatologischer Erwartungen angefügt worden, die aus dem Judentum ins Christentum herübergespannt ist.

Auch für die Christen erwies sich die baldige Erfüllung ihrer auf das Gottesgericht gestellten Zukunftshoffnungen als eitel, und daher kam nun auch bei ihnen wie bei den Juden schließlich der Glaube zu allgemeiner Annahme, daß der Beginn des 1000 jährigen messianischen Reiches, nicht aber das Gericht und das Weltende nach Ablauf des sechsten Jahrtausends zu erwarten sei.

Mit dem Glauben an das Gericht Jahves war von allem Anfang auch bei den frommen Juden Furcht und Schrecken verbunden. Ein Gefühl der Unsicherheit des irdischen Daseins blieb auch in der Christenheit bestehen, obwohl man sich in den robuster denkenden unteren Schichten der Bekenner der neuen Lehre das messianische Reich als eine Art von Schlaraffenland ausmalte. Dennoch waren die Vorstellungen von der Wiederkunft des Messias, der Aufrichtung seines Reiches und von dem darauf folgenden Gericht so sehr mit Furcht und Schrecken verbunden, daß die Kirche schon bald bedacht sein mußte, verfrühten chiliaistischen Erwartungen und den damit verknüpften Beunruhigungen in ihren Gemeinden entgegenzutreten. Dies konnte zunächst nicht anders bewerkstelligt werden, als daß man den chiliaistischen Glauben selbst zwar unangetastet

ließ, sich aber bemühte aus der Schrift nachzuweisen, der Beginn des messianischen Reiches und das Gericht seien noch in weiter Ferne und vor dem Jahre 6000 der Welt nicht zu erwarten. Die ersten Bekämpfer der eschatologischen Befürchtungen der Christenheit traten daher mit Berechnungen hervor, denen zufolge die erste Anwesenheit des Messias auf Grund des chiliaistischen Schemas auf die Mitte des sechsten Jahrtausends festgestellt wurde. In den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit, in denen diese Rechnungen angestellt wurden, durfte man also auf sie gestützt glauben, daß das Ende der Dinge noch ferne sei. Aber auch das genügte für die Dauer nicht. Im Mittelalter traten daher wieder andere Rechnungen an deren Stelle; dennoch bestanden im Jahr 1000 n. Chr. bekanntlich wiederum die schlimmsten Befürchtungen vor dem unmittelbar bevorstehenden Weltende und dem jüngsten Gerichte in der Christenheit, die auch heute noch ihr Ende nicht gefunden haben. Von Zeit zu Zeit treten immer wieder gläubige Toren auf, die auf Grund von Träumen und Schriftauslegungen den Zeitpunkt des jüngsten Gerichtes genau vorherzusagen sich vermessen. Die christlichen Kirchen können eben solche falsche Propheten nicht los werden, solange sie den Glauben an das Gericht festhalten, den sie aus dem Judentum als eines ihrer Dogmen herübergenommen haben.

Die Weltwoche mit allem, was an dieser Vorstellung hängt, ist also das e i n e der beiden aus dem Judentum stammenden weltgeschichtlichen Schemata, die von dem Christentum als Erbe übernommen wurden. Seit dem Ende des 1. Jahrhunderts tritt ihm bei den Juden, seit dem Ende des 2. Jahrhunderts bei den Christen ein z w e i t e s an die Seite, die Lehre von den Weltmonarchien, die wiederum aus den Prophezeiungen des Buches Daniel, also ebenfalls aus dem Alten Testament abgeleitet wurde.

Das Buch Daniel ist, wie Porphyrios schon zu Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. gezeigt hat, nicht von dem bekannten Propheten dieses Namens sondern dreieinhalb Jahrhunderte später von einem Unbekannten verfaßt, der seinen Prophezeiungen durch den fingierten Verfasseramen größeres Gewicht geben wollte. Die pseudonyme Schrift selbst enthält die Beweise, daß sie erst zur Zeit der Bedrückung des Judentums durch den syrischen König Antiochos Epiphanes, also zwischen 167 und 164 v. Chr., von einem Juden verfaßt ist. Dieser seiner späten Abfassung wegen, für die man anfänglich noch eine richtige Empfindung besaß, wurde das

Buch Daniel trotz des Verfassernamens und trotz des prophetischen Inhaltes nicht unter die prophetischen sondern unter die hagiographischen Schriften, also in die jüngste Gruppe der kanonischen Schriften des Alten Testaments eingereiht.

Es enthält theils Geschichtserzählung, theils Träume und Visionen des babylonischen Königs Nebukadnezar und des angeblichen Verfassers, des Propheten Daniel, zu denen geschichtliche Auslegungen gegeben werden. Für die Auffassung der Weltgeschichte als einer Aufeinanderfolge von vier Weltmonarchien gewannen von den darin enthaltenen Erzählungen besonders ein Traum des Nebukadnezar und die Vision des Daniel von vier dem Meere entsteigenden Ungeheuern und deren Deutung auf vier große Weltreiche ausschlaggebenden und lange währenden Einfluß. Fast 2000 Jahre lang ist Weltgeschichte bewußt und unbewußt nach diesem jüdischen Schema geschrieben worden.

Nebukadnezar schaut im Buche Daniel im Traum eine riesige Bildsäule, deren Haupt von Gold, Brust und Arme von Silber, Bauch und Lenden von Erz, die Füße theils von Eisen theils aus Ton gefertigt sind. Ein Stein löst sich los, stößt an die Füße der Bildsäule und zermalmt sie. Diesen Traum legt Daniel, der herbeigerufen wird, dahin aus, daß mehrere große Reiche aufeinander folgen werden. Auf das gegenwärtige des Nebukadnezar werde ein geringeres, dann ein drittes von Erz folgen, das über die ganze Welt gebietet, dann werde ein viertes Reich kommen stark wie Eisen und endlich ein geteiltes Reich, theils stark wie Eisen und theils zerbrechlich wie Ton, und in dieser Zeit des getheilten Reiches werde Gott sein Reich auf Erden begründen, das in Ewigkeit bestehen wird.

Das Traumgesicht des angeblichen Daniel selbst, das er im ersten Jahre Belsazars, Königs von Babel, geschaut und aufgezeichnet haben will, schildert, wie dem Meere zuerst ein Löwe mit Adlerflügeln und mit dem Ansehen und Herzen eines Menschen entsteigt, dann folgt ein zweites Tier vom Ansehen eines Bären mit drei Rippen im Rachen, dann ein drittes wie ein Panther anzusehen mit vier Flügeln und vier Häuptern, dem die Herrschaft gegeben ward, und hierauf ein viertes Ungeheuer mit großen eisernen Zähnen, das alles zermalmt und zertritt. Zehn Hörner trägt es auf dem Kopf und zwischen ihnen steigt ein kleines Horn auf, das Vermessenes redet, und vor ihm werden die anderen Hörner ausgerissen.

Dann kommt das letzte Gericht, das vierte Tier wird wegen der vermessenen Reden des kleinen Hornes getötet und nun erscheint einer wie der Menschensohn in den Wolken, dem ein ewiges Reich verliehen wird.

Diese vier Ungeheuer deutet Daniel auf vier Königreiche, die sich auf Erden erheben, worauf das Volk Gottes das Reich in Ewigkeit besitzen wird. Die zehn Hörner des vierten Tieres sind zehn Könige, dann kommt ein elfter, der drei von jenen demütigt, Lasterungen gegen den Höchsten ausstößt, seine Heiligen bekriegt, ihre Festzeiten und ihr Gesetz ändern will; dreiundeinhalb Jahre werden sie in seiner Gewalt sein und darauf folgt das letzte Gericht.

Aus einem folgenden dritten Traumgesicht ergibt sich im Zusammenhang mit diesen beiden als ganz sicher, daß diese vier großen Reiche das babylonische, medische, persische und das Reich Alexanders des Großen und seiner Nachfolger sind. Das kleine Horn, das lästert und die Juden an der Ausübung ihres Kultes hindert, bezeichnet klärllich die zur Zeit der Aufzeichnung schon bestehende Gewaltherrschaft des Antiochos Epiphanes, der die Juden zum griechischen Kultus zwingen wollte, im Tempel in Jerusalem dem olympischen Zeus einen Altar errichtete, den Hohenpriester zwang Schweinefleisch zu essen, die heiligen Bücher im Tempel mit Schweinebrühe begießen ließ und eben durch diese Gewalttaten die makkabäische Erhebung hervorrief. Aus der Erwähnung der dreieinhalbjährigen Dauer dieser Schmach Israels ergibt sich die Zeit der Abfassung der Schrift nach dem Tode des Antiochos Epiphanes 164 v. Chr., falls jene Zahl nicht ein späterer Zusatz ist. In diesen Zeiten der ärgsten Bedrückung will, wie so viele der alten Propheten, auch der Verfasser des Buches Daniel seine Glaubensgenossen durch den Hinweis trösten, daß die Schmach nicht von Dauer sein werde, sondern daß das Ende der Dinge und das Reich Gottes unmittelbar bevorstehen.

Die dieser Prophezeiung zu Grunde liegende Vorstellung, daß der Verlauf der bisherigen Geschichte in einer Abfolge großer Weltreiche sich vollzogen habe, ist allerdings nicht auf das Judentum beschränkt, sondern sie wird uns auch in den universalgeschichtlichen Werken der Griechen und Römer aus dem Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr. und aus dem Anfang des ersten Jahrhunderts n. Chr. wieder begegnen. Allein dabei besteht ein sehr wesentlicher Unterschied. Wenn Diodor, Trogus Pompeius und Nikolaos von

Damaskus eine Anzahl von großen Reichen unterscheiden, die sich folgen und ablösen in der Beherrschung des größten Teiles der Welt, so sind diese ihrer Zahl und ihren Namen nach das Ergebnis durchaus profaner und individueller Meinungen dieser Schriftsteller und kein feststehendes Geschichtsschema; diese antiken Weltmonarchien haben ferner nichts mit dem eschatologischen Glauben des Judentums gemein, von dem die Weltmonarchien des Daniel untrennbar, ja aus dem sie geradezu hervorgegangen sind. Wenn uns also seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. in der christlichen Geschichtsschreibung neben der Weltwoche die Weltmonarchien, jene allmählich verdrängend, lange Zeit als unverbrüchlich festgehaltene Einteilungsgrundlage begegnen werden, so ist diese Grundlage unzweifelhaft der jüdischen und nicht der antiken Literatur entlehnt und eben darum in der christlichen Literatur so zähe festgehalten worden, weil sie sich auf die Autorität des Alten Testaments stützte.

Fassen wir das bisher Besprochene zusammen, so hat sich in den beiden letzten Abschnitten feststellen lassen, wie die jüdisch-hellenistischen Literaten zunächst ganz vergeblich bemüht waren den Griechen den Beweis zu liefern, daß die Anfänge der Menschengeschichte in den Büchern des Alten Testaments authentisch überliefert und daß die Juden das älteste Volk der Erde seien. Ebenso wenig konnten sich ferner, solange die antike Kultur lebendig war, die jüdische Lehre vom Chiliasmus oder die Prophezeiungen des Buches Daniel als Schemata für die Periodisierung der Weltgeschichte durchsetzen, obwohl diesen beiden Darstellungsweisen der Weltgeschichte trotz ihrer Verfehrtheit und Willkürlichkeit in der Verbindung von Irdischem und Überirdischem, von Vergangenheit und Zukunft ein gewisser großartiger Zug innewohnt. Für die Antike waren solche auf jüdischem Glauben ruhende Gedankengänge ganz unannehmbar. Denn die der Eschatologie des Judentums zugrunde liegende und sie in allen ihren Formen beherrschende Vorstellung von einer leiblichen Auferstehung der Toten und von einem darauf folgenden Gericht war für Hellenen in ihrer kraß materiellen Form geradezu unfassbar. Als Paulus auch nur andeutungsweise davon zu sprechen begann, ergriffen die Griechen unter seinen Zuhörern schleunigst die Flucht. Um sich der Größe des Unterschiedes in den Anschauungen beider Völker bewußt zu werden, braucht man nur Senecas Trostschrift an Marcia und die darin gegebene Schilderung vom Dasein ihres von der Erde verschwundenen Sohnes mit dem Auferstehungsglauben der Juden und Christen zu ver-

gleichen, bei dem es sich um eine magische Wiederbelebung der Leichen, um eine förmliche Auferstehung des Fleisches handelt.

Wenn also in einigen Ländern die katholische Presse in jüngster Zeit wieder stärkere antisemitische Töne angeschlagen hat, während die katholische Kirche gegen die Einführung der Leichenverbrennung heftig opponiert, so liegt darin ein seltsamer Widerspruch: während die Kirche selbst offiziell für eine jüdische Anschauungsweise in die Schranken tritt, treibt ihre Presse Antisemitismus auf eigene Faust. Darin liegt der deutliche Beweis, daß die Kirche bis auf den heutigen Tag sich von den Anschauungen des Judentums nicht frei machen konnte, aus dem ihre Lehre hervorgegangen ist, so sehr sie sich seit den ältesten Zeiten in ihrer Literatur darum bemüht die Gemeinschaft mit dem Judentum in Abrede zu stellen, wofür im folgenden bei Besprechung des Barnabasbriefes noch ein hübsches Beispiel vorgebracht werden wird. Denn die heftige kirchliche Opposition gegen die Einführung der Leichenverbrennung ist doch nur aus dem Bestreben zu begreifen, dem krasen jüdischen Glauben an die magische Wiederbelebung der bestatteten Leichen Rechnung zu tragen, obwohl die Gläubigen von heute mit der Auferstehung des Fleisches und mit der Allmacht Gottes kaum mehr solche materielle und beschränkte Vorstellungen verbinden wie das Judentum. Mit dem Glauben an das jüngste Gericht steht es nicht anders. Seit Paulus, Africanus und Hippolytos tritt die Kirche stets gegen solche auf, die das Gericht auf Grund von Träumen und Visionen als unmittelbar bevorstehend ankündigen, wie dies Pseudo-Daniel und so viele andere Propheten getan haben. Allein die Quelle dieser falschen Prophezeiungen, der Glaube an den Antichrist, an seine Zeichen, an die Wiederkehr des Messias in den Wolken als Richter der Menschheit, wird dennoch offen gelassen; die christlichen Kirchen konnten und können sie nicht endgiltig verschließen, weil sie auch in diesem Punkte sich vom Judentum nicht zu emanzipieren vermögen. Zugleich ein Altes festhalten und fortsetzen, es aber auch überwinden und ein Neues an dessen Stelle setzen — was das Christentum seit seinen Anfängen zu leisten behauptet — ist eben unmöglich und führt notwendig zu Halbheiten, die auf die Dauer nicht zu halten sind. Zu diesen unlösbaren Widersprüchen gesellen sich andere. Das Christentum brachte bei seinen Bekennern einerseits jüdische Anschauungen zum Siege, die dem Griechentum durchaus fremd waren, es übernahm aber andererseits auch aus dem Griechentum Anschauungen, die der jüdischen Denk-

weise fremd waren, ja ihr geradezu zuwiderliefen und mischte so Feuer mit Wasser. Auch dies zog verhängnisvolle aber unvermeidliche Folgen nach sich, denn das Christentum konnte den inneren und unlösbaren Zwiespalt, der dadurch nun einmal gegeben war, selbst durch die kühnsten Vermittlungsversuche nicht befriedigend lösen. Damit wird der christlichen Religion nichts Ables nachgesagt, wohl aber folgt daraus, daß sie eine geschichtlich gewordene und daher wissenschaftlich faßbare Erscheinung ist, weil sie dieselben Zeichen ihrer Entstehung und Entwicklung aufweist wie alle anderen historischen Erscheinungen. Für die Geschichte der Religionen ist aber die Tatsache überaus belehrend, daß ein Glaube, der auf so widersprechenden Grundlagen beruht, dennoch so außerordentliche Ausbreitung finden konnte und die ganze Welt zu erneuern vermochte. Religionen und die sie verkörpernden Kirchen schöpfen eben ihre Kräfte nicht dort, wo Logik, Verstand und Kritik die Herrschaft üben. Sie sind gewaltige in der Geschichte real wirkende Mächte, die aber auf irrationaler Grundlage ruhen und darum auch nicht erschöpfend erklärt werden können, so wenig wie z. B. die Folgen der Schlacht im Teutoburgerwald für die Geschichte des römischen Reiches. Darin liegt es auch begründet, daß die religiöse und volkstümliche Auffassung in solchen Fällen von Wundern spricht.

Die ablehnende Haltung gegen das Judentum, die für die Griechen so bezeichnend ist, änderte sich also, wie wir sahen, erst mit der Ausbreitung des christlichen Glaubens. Die Griechen wurden erst durch die Religion Jesu für das Alte Testament als Religionsurkunde gewonnen, das sie bisher nicht einmal als Geschichtsquelle hatten gelten lassen. Die griechische Übersetzung des Alten Testaments wurde auch in der Welt des Hellenismus, soweit sie christlich wurde, als heiliges Buch angesehen. Auch für die Griechen wie für Jesus und die Juden wird das Alte Testament die „Schrift“ schlechtweg; es gilt lange Zeit, und zwar mit Ausschluß des Evangeliums, als die göttlich geoffenbarte Urkunde des neuen Glaubens. Im zweiten Klemensbrief, um das Jahr 145 n. Chr., wird zum erstenmale auch eine Stelle des Neuen Testaments (Mark. 9, 13) ebenfalls als aus der „Schrift“ entnommen angeführt und so dem Alten Testament als gleichartiges Zeugnis an die Seite gestellt. Durch die Herübernahme des Alten Testaments als dogmatisch verbindliche Religionsurkunde und dadurch, daß die ältesten christlichen Literaten, Apologeten und Geschichtsschreiber sich eng an die Literatur des hellenistischen Judentums angeschlossen und die früher genannten

Schriften des Demetrios, Eupolemos, Artapanos und Anderer in ihren Werken benutzten, drangen auch die Anschauungen, die die Juden von der Weltwoche und den Weltmonarchien ausgebildet hatten, nicht nur in die christliche Geschichtsliteratur ein sondern sie gewannen in dieser mit dem Alten Testament, dem sie entnommen waren, auch dogmatisches Ansehen.

So kam durch das Christentum auf Jahrtausende die Ansicht zum Siege, daß in den Büchern des Alten Testaments Anfang, Verlauf und Zukunft der Menschengeschichte in authentischer Fassung erzählt und durch Prophezeiungen festgelegt seien.

Damit ist nun der Ursprung und die Entwicklung gewisser jüdischer Gedankenreihen bis zu dem Zeitpunkte verfolgt, da sie auch in der christlichen, griechisch geschriebenen Geschichtsliteratur der ersten Jahrhunderte maßgebenden Einfluß gewonnen und vollständige Aufnahme gefunden hatten. Wir haben uns nun wieder einer älteren Zeit zuzuwenden und zu sehen, wie sich innerhalb des Griechentums selbst und aus diesem heraus die Geschichtsschreibung bis zu dem Zeitpunkt der Rezeption dieser jüdischen Geschichtsschemata entwickelt hatte. Dabei wird sich nicht nur zeigen, wie grundverschieden sich die Entwicklung bei den Griechen vollzog, bei dem zweiten Volke, das selbständig neben den Juden eine Geschichtsschreibung geschaffen hat, sondern es wird sich auch zeigen, daß die Griechen es waren, die auf diesem Gebiet wie auf sovielen anderen die wahren Lehrer der Menschheit geworden sind — dem jüdisch-christlichen „Altersbeweise“ zum Trotz.

4. Die Anfänge der Geschichtsschreibung bei den Griechen.

Von Smyrna führt die Eisenbahn über das Gebirge in einem starken halben Tage nach der Stadt Sofia, die im Mündungsgebiet des aus dem Inneren Kleinasiens strömenden Mäander liegt. Von Sofia erreicht man zu Pferd das ebenda an der Stelle des alten Milet gelegene Dorf Palatia, je nach dem Wasserstand des sich in zahlreiche Arme teilenden Flusses in 5—8 Stunden; es gibt aber auch Jahre, in denen man denselben Weg im Frühling größtenteils im Boot zurücklegt. So gänzlich vernachlässigt ist dieses Land heute unter der Herrschaft der Türken, der sympathischsten aber zum Regieren und Verwalten unfähigen Orientalen. Seit

Jahrhunderten trägt der ungebändigte Fluß im Mäandertale Geröll und fruchtbares Erdreich aus dem Inneren des Landes hinaus ins Meer. Nicht nur die Häfen des alten Milet sondern auch die einst der Küste vorgelagerte Insel Lade sind dadurch längst landfest geworden und heute ziehen Kameelkaravanen dort ihre Wege, wo 494 v. Chr. die Kriegsschiffe der Griechen und Perser in der Seeschlacht gegeneinanderstießen, deren Ausgang die Herrschaft der Perser über die aufständischen kleinasiatischen Hellenen wiederherstellte.

Zwei Gebirgsketten, im Süden der 1370 Meter hoch aufragende Latmos, den Griechen und Türken seiner prächtigen Zacken wegen die Fünffingerspize nennen, und im Norden die den Mäander begleitende, gegen Samos hin ins Meer hinausragende etwas niedrigere Mykale umrahmen ein herrliches Landschaftsbild. Auf prächtigen Wiesen weiden von tscherkessischen Hirten behütete Herden. Nur hie und da stehen ein paar Gehöfte, aus denen bössartige Hunde mit lautem Gebell hervorbrechen. Sonst herrscht stundenlang feierliche Stille und Einsamkeit. Auf den Rainen zwischen den Getreidefeldern, die hoch in üppiger Halmenpracht stehen, streifen die eilenden Hufe unserer Pferde hunderte der bei uns in den Gärten gezogenen hier aber wie Unkraut wuchernden großen bläugelben Maßliebchenblüten nieder, während an den Berghängen blühende Oleanderbüsche weithin leuchtende rote Flecke wie Alpenrosen bilden. Erst weit draußen, gegen die jetzige Flußmündung zu, umsteht dichtes Tamariskengebüsch die von der Überschwemmung zurückgebliebenen Wassertümpel, über denen zahllose Mückenschwärme tanzen; diese für die Pferde meist durchwatbaren Lachen sind als Fieberherde gefürchtet, sobald an Stelle der ersten Frühlingspracht die sommerliche Dürre und Öde des südlichen Klimas getreten ist.

Von dem Hügel bei dem Dorfe Palatia, in dessen Westabhang das vorzüglich erhaltene Riesentheater der hellenistischen und römischen Zeit hineingebaut ist, übersieht man die ganze weithin sich erstreckende, durch Ausgrabungen des Berliner Museums freigelegte Trümmerstätte des alten Milet, über der durch unser Erscheinen in der Theaternruine aus ihren Verstecken aufgeschenkte Krähen und Falken ihre Kreise ziehen.

Hier stehen wir auf einem Boden, der um der Erinnerungen willen, die er erweckt, für die Menschheit ebenso auf alle Zeiten geheiligt ist wie Jerusalem oder Rom. Denn von hier hat im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. die Philosophie und die Geschichtsschreibung ihren Ausgang in die ganze Welt genommen. Damals war die jetzt

verödete Stadt der Mittelpunkt eines Kolonialreiches, das von Naufratis in Ägypten bis weit hinein ins schwarze Meer reichte, an dessen Küsten allein die Milesier über hundert Niederlassungen begründet hatten.

Früher wurde dargelegt, mit welchen geistigen Problemen die Propheten und Schriftsteller Israels gerungen haben. Auch die griechischen Untertanen des Kyros und seiner Nachfolger in diesen kleinasiatischen Städten gingen von denselben Fragen über die Welt, die Herkunft und Schicksale des Menschen aus wie die Israeliten, auch sie gaben darauf in ihrer Weise Antwort und kamen so zu einer Geschichtsschreibung. Während aber die geistige Arbeit Israels seit der babylonischen Gefangenschaft in die Bildung einer Kirche auslief, in der die Dogmatisierung einer Schriftenammlung bald alles selbständige Denken in feste Bande schlug, haben die Griechen Kleinasien zur selben Zeit, da durch die Gesetzgebungen des Königs Josia von Juda und durch das Gesetz vom Jahre 444 v. Chr. die Nation in den jüdischen Gottes- und Kirchenstaat verwandelt wurde, in der Menschheit den unstillbaren Drang nach Erkenntnis der Wahrheit, nach der rechten Einsicht in das Wesen der uns umgebenden Natur wie in die Geheimnisse des eigenen Ich geweckt, einen Drang, der sich niemals mit den gewonnenen Einsichten begnügt, der immer weiter strebt und so das Leben erst lebenswert macht. Was damals in Jonien, vor allem aber in Milet, an Anregungen gegeben wurde, ist trotz häufigen Stillstandes und obschon lange Zeiträume ausschließlich unter dem Zeichen des Rückschrittes stehen, dennoch der Menschheit niemals wieder ganz verloren gegangen. Milet hat die freie Wissenschaft als höchste Blüte der ionischen Kultur hervorgebracht.

Die hohe Kultur aber, welche die Handelsmetropole Milet im 7. und 6. Jahrhundert erreicht hatte, bezeichnet sowohl in geistiger wie in materieller Hinsicht schon ein sehr vorgeschrittenes Stadium in der Entwicklung des Griechentums überhaupt. Voraus liegt die Periode, aus der der griechische Helden sang stammt, die für uns eben durch diese literarische Leistung anschaulich und verständlich wird.

Die Zeit des Rittertums und seiner Ideale, die das Epos verherrlicht hatte, ist in Jonien im 7. und 6. Jahrhundert vorüber; an die Stelle des reifigen Adels war der Kaufmann, der Seefahrer, also das bürgerliche Element der Gesellschaft getreten. Die mit hellen und verständigen Augen in das Getriebe der Welt schauenden und an ihm Anteil nehmenden Jonier dieser Zeit hatten es

längst verlernt an die Götter Homers zu glauben, die als die Ahnherrn der alten ritterlichen Gesellschaft galten. Allzumenschlich waren die Sagen, die von diesen Göttern umliefen, die sich die adelige Gesellschaft nach dem Bilde ihres eigenen hochgemuten Daseins geschaffen hatte. Einer dieser Jonier, Thales von Milet, war schon so wissenschaftlich gebildet, daß er im Jahre 585 v. Chr. eine Sonnenfinsternis vorherzusagen konnte. Bald danach trat Xenophanes von Kolophon auf, der die uns aus der Bibel geläufige Vorstellung, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen habe, ins Gegentheil verkehrte, weil er sich von der Gottheit eine geläutertere und höhere als die im griechischen Mittelalter herrschende Vorstellung gebildet hatte. Er schalt Homer und Hesiod nicht nur darum, weil sie den Göttern Diebstahl, Ehebruch und Betrug angedichtet hätten, sondern er behauptete auch, daß die Menschen sich vielmehr die Götter nach ihrem eigenen Bilde gestalten: die Äthiopen denken sich die ihrigen schwarz und stumpfnasig, die Thraker blauäugig und rothaarig, und wenn die Ochsen malen könnten, würden sie ihre Götter oxsenähnlich darstellen.

Aber die Anschauungen der älteren Epoche wirkten trotz solcher Einsichten noch lange nach und erzeugten bei vielen dieser Jonier eine unvereinbare Widersprüche umfassende Weltanschauung. So lebte um 500 v. Chr. in Milet Hekataios, der so wenig wie andere seiner Landsleute an die Wunder der griechischen Sage glaubte. Aber er wollte diese altehrwürdigen Erzählungen auch nicht ganz preisgeben und suchte sie zu retten, indem er sie vernunftgemäß umdeutete und z. B. den von Apollo bekämpften Drachen Python dadurch glaubhaft zu machen suchte, daß er ihn in einen Mann dieses Namens verwandelte. Dieser Rationalismus setzte also häufig an die Stelle der alten sinnvollen Sage eine Plattheit und gab immer nur ein Zerrbild der echten Überlieferung. Er verfuhr auch durchaus nicht folgerichtig, sondern vertrug sich z. B. gerade wiederum bei Hekataios sehr gut mit der widersprechenden, aus adeliger Familientradition geschöpften Überzeugung, daß sein eigener sechzehnter Ahnherr einer der Götter der griechischen Sage gewesen sei.

Der griechische Rationalismus, der in Jonien seinen Ursprung und in Milet seinen Mittelpunkt hatte, gestaltete also vielfach die alten Überlieferungen den zu seiner Zeit geltenden geläuterten Vorstellungen von den Göttern entsprechend um und paßte sie den Erfahrungstatsachen an, die als unverbrüchliche Norm anerkannt

waren. Daraus ergaben sich aber Inkonsequenzen: der Bruch mit der Tradition war zwar teilweise vollzogen und die alte Überlieferung willkürlicher Umgestaltung preisgegeben, aber jene ältere einheitliche und in sich geschlossene Weltanschauung war doch noch nicht ganz überwunden; so ging die neue rationale Anschauungsweise mit ihr eine Verbindung ein, und daraus ergab sich ein Kompromiß, das notwendig an inneren Widersprüchen krankte.

In dieser geistigen Atmosphäre entstand nun, wiederum in Milet, eine nach unserer Auffassung neue und besondere Gattung der Prosaliteratur: die Geschichtsschreibung. Allein den Griechen brachten die damals entstandenen Schriften zunächst inhaltlich nichts wesentlich Neues. Im Sinne der Griechen war vielmehr die Geschichtsschreibung schon längst dagewesen, denn was das Epos von Göttern und Heroen berichtete, galt damals und galt noch lange den Griechen als ihre älteste Geschichte; darum sagen die alten Zeugen, welche diese ältesten Geschichtsbücher noch lesen konnten, mit Recht, ihre Verfasser hätten nur das in Prosa wiedergegeben, was die Dichter schon einmal erzählt hatten. Mythologische und genealogische Erzählungen, jetzt aber in prosaischer und rationalisierter Fassung, bilden den Inhalt dieser kleinasiatischen Geschichtswerke, wie uns die erhaltenen Bruchstücke lehren. Auch ätiologische Erzählungen finden sich häufig. Man will wissen, woher z. B. gewisse Bräuche stammen, deren Ursprung vergessen war, und erzählt daher eine Geschichte aus der Götterwelt, worin die erste Anwendung des irdischen Brauches als dessen Vorbild hingestellt wird. So wird bei Pheresydes der Hochzeitsbrauch der Anakalypterien davon abgeleitet, daß Zeus bei seiner Hochzeit mit der Erdgöttin ihr einen prächtig gestickten Schleier überreicht habe. Solche ätiologische Erzählungen wie die eben erwähnte rechnen durchaus noch mit dem Bestande der griechischen Götterwelt des Epos; sie sind also einer ganz anderen Geistesrichtung entsprungen als die früher besprochenen Rationalisierungen der alten Sage. Auch darin äußert sich die widerspruchsvolle Denkweise der Zeit.

Bald aber genügte auch die Erbschaft meist rationalisierter mythischer Geschichten, die aus einer Vergangenheit stammten, der man sich innerlich immer mehr entfremdete, der Gegenwart nicht mehr. In den kleinasiatischen Stadtstaaten waren jetzt weitgereiste Kaufleute und Schiffsreeder tonangebend; nicht mehr die Zugehörigkeit zu einer bevorrechteten Gesellschaftsschicht sondern die persönliche Leistung des Einzelnen gaben im öffentlichen wie im Privatleben

den Ausschlag. Dem Wissensdrang eines solchen Publikums genügte es nicht mehr immer wieder in der Rede des täglichen Lebens von den Schicksalen und Kämpfen der Götter und Helden aus längst vergangenen Tagen zu hören, sondern man erwartete jetzt vom Geschichtsschreiber, daß er von den viel interessanteren Dingen erzähle, die sich in der jüngsten Vergangenheit und in der Gegenwart zugetragen hatten.

Von großen politischen Ereignissen war nichts zu berichten. Nach den Kämpfen, in denen die Griechen Kleinasiens ihre Unabhängigkeit eingebüßt hatten, vertrugen sie sich mit den Lydern und Persern als loyale Untertanen. Denn ihre Handelsinteressen hatten nicht nur nicht gelitten sondern durch die Aufschließung eines weit ins Binnenland hineinreichenden Absatzgebietes unter der Fremdherrschaft sogar einen Aufschwung genommen. Die wenigen, deren Unabhängigkeitsstimm stärker war als der Wunsch mit den neuen Herren in Frieden zu leben, hatten die Heimat verlassen, waren erst vor den Lydern und dann wieder vor den Persern nach dem Westen ausgewandert und hatten dort neue Niederlassungen gegründet.

Die kleinasiatischen Griechen besaßen also kein selbständiges politisches Leben, das als würdiger Stoff einen Geschichtsschreiber angezogen und seiner Darstellung einen echten und dauerhaften Gehalt gegeben hätte, aber am Nil wie im asowischen Meer waren sie ebenso zu Hause wie in Sizilien und in Unteritalien. Was der Seefahrer und der Kaufmann von fernen Ländern und Völkern auf ihren weiten Fahrten geschaut hatten, davon berichteten sie gerne gehört in der Heimat. Darum bemächtigten sich auch die griechischen Geschichtsschreiber von allem Anfang solcher Stoffe mit besonderer Vorliebe, und so wurde das enge Band geknüpft, das seither Geschichte und Erdkunde im weitesten Sinne des Wortes miteinander verbindet.

Diese Verbindung ist bei dem Milesier Hekataios, der um 500 v. Chr. seine zahlreichen Werke verfaßte, schon vollzogen. Aus adeligem Geschlechte stammend ist er gleichwohl stark von den Anschauungen der neuen Zeit erfüllt. Er schreibt zwar eine Geschichte der Heroen, in der er die Genealogien der alten Geschlechter behandelte, aber er trieb durch rationalistische Umdeutungen die Wunder, an die er und seine Leser nicht mehr glauben konnten, aus diesen Erzählungen aus. An Stelle des Truges der Dichter will er setzen, was er für Wahrheit hält. Stolz auf diese seine Leistung begann er sein Werk mit den selbstbewußten Worten: „Hekataios von Milet

erzählt folgendermaßen. Ich schreibe, was mir wahr zu sein scheint, denn, was die Griechen erzählen, ist, wie mich dünkt, vielerlei und lächerliches Zeug.“

Ein zweites Werk des Hekataios wird seinem Inhalte nach als „Periegeſe der Erde“ bezeichnet; darin knüpfte er an die wiſſenſchaftlichen Studien ſeines älteren Zeitgenossen, wieder eines Milesiers, des Anagimandros an, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts die erſte Erdkarte veröffentlicht und an die Stelle der mythiſchen Kosmogonien, die mit den Erzählungen vom Paradies und der Sündflut auf einer Stufe ſtehen, eine naturwiſſenſchaftlich begründete Lehre von der Entſtehung der Welt geſetzt hatte. Hekataios ſammelte das reiche geographiſche und ethnographiſche Material, das er in den zwei Aſien und Europa behandelnden Theilen ſeiner Periegeſe verwertete, auf weiten Reiſen, von denen eine in Agypten und zwar nilaufwärts mindestens bis Theben reichende ausdrücklich bezeugt iſt. Wir beſitzen zwar noch über 300 Bruchſtücke, die ſich bei ſpäteren Schriftſtellern als Zitate aus dieſem Werk erhalten haben; es ſind aber faſt nur Namen der bei Hekataios genannten Orte. Dadurch entſteht der falſche Eindruck, als ob die Periegeſe nur ein trockenes Lexikon geweſen ſei; andere Bruchſtücke zeigen dagegen, daß Hekataios in dieſem Buche ausführliche Schilderungen gab und neben der Geographie die Länder- und Völkerkunde gebührend berückſichtigte. So handelte er ausführlich über den Vogel Phönix, über das Nilpferd, über die Jagd auf Krokodile und beſchrieb nach den Erzählungen der Fremdenführer die Sehenswürdigkeiten in den thebaïſchen Tempeln.

Zu den rationaliſierten Sagen und zur Reiſebeſchreibung geſellte ſich dann in den Anfängen der griechiſchen Geſchichtſchreibung noch ein drittes Element: Erzählungen von merkwürdigen Menſchenſchickſalen, vom Leben berühmter oder um ihrer Weiſheit willen bewunderter Männer. So hält die Novelle ihren Einzug in die ioniſchen Geſchichtsbücher. Sie hatte ihren Uſprung in den Kreiſen vollſtümlicher Erzähler, die wahrſcheinlich berufsmäßig ausgebildet, als Nachfolger der das Epos vortragenden Rhapsoden in den Hafenſtädten Kleinaſiens Scharen von Zuhörern mit den ſchönſten und neuſten Mären ergöſten. Wie der Proſaerzähler den Rhapsoden, ſo löſte die Novelle die Sage ab, mit der Form änderte ſich auch der Stoff: an die Stelle der Taten der Götter und Heroen traten die Leiſtungen außergewöhnlicher Menſchen, an die Stelle des epiſchen Verſes trat die kunſtmäßige Proſa. Jetzt fabuliert man vom

reichen König Kroisos und dem weisen Athener Solon, man erzählt Geschichten wie die vom Schatze des Rhampsinit oder von dem Lyderkönig, der den Freund sein junges Weib nackt schauen läßt und darüber seinen Thron verliert. Solche Gestalten, die den Hörern menschlich näher stehen, erwecken daher auch ein lebhafteres Interesse als die oft erzählten Geschichten von Helenas Schicksalen und Odysseus' Schlauheiten. Die griechischen Novellen dieser Zeit bilden einen ebenso unverlierbaren Besitz der Weltliteratur wie die novellistischen Bestandteile in den Büchern der Richter und der Königsherrschaften im Alten Testament oder wie die Erzählung vom weisen Achikar. Nicht alle diese Stoffe sind griechische Erfindung, manch einer wird auch von den Orientalen entlehnt sein. Die Auffindung gerade des weitverbreiteten Romans von Achikar in aramäischer Sprache unter den Papyri der schon einmal erwähnten Judenkolonie in Elephantine hat bewiesen, daß die auch den Griechen bekannte Figur des Achikar orientalischen Ursprunges ist, und diese Tatsache wirft ein überraschendes Licht auf solche sehr alte Beziehungen zwischen orientalischen und griechischen Novellenmotiven; orientalischer Einfluß ist auch im fremdartigen Gewande mancher der von Herodot erzählten Novellen zu erkennen, das auch dann mitunter gewählt erscheint, wenn rein griechische Stoffe behandelt werden. Die kleinasiatischen Griechenstädte sind es, in denen man sich diese eigentümliche Verschmelzung von Orientalischem mit Griechischem am ehesten vollzogen denken wird. Hier fand die Entlehnung orientalischer Stoffe statt und fanden griechische Stoffe und Gedanken in orientalischer Einkleidung ein geneigtes Publikum, Verständnis und Beifall.

Geschichte in unserem Sinne — das muß zugegeben werden — enthielten freilich die Bücher dieser ionischen Logographen, wie sie mit einem von Thukydides aufgebrachten Sammelnamen genannt werden, keineswegs. Geschichte in unserem Sinne schrieb aber auch Herodot noch nicht. Wie fern er noch der Geschichtsschreibung steht, wie wir sie verstehen, lehrt eine Stelle seines Werkes, an der er die handgreifliche Tendenz seiner Darstellung durch den allgemein ausgesprochenen Grundsatz zu verhüllen sucht: „er müsse erzählen, was ihm erzählt worden sei, brauche aber nicht alles zu glauben.“ Es ist im Grunde ein müßiger Streit, ob man Hekataios den Vater der Geschichte nennt oder mit Cicero erst dem Herodot diesen Namen gibt. Für die Griechen des ausgehenden 6. und des 5. Jahrhunderts war das, was die Mythographen, Genealogen, Periegeten,

was Hekataios und Herodot erzählten, obwohl es sich nicht mit dem deckt, was wir Geschichte nennen, dennoch „Geschichte“, das heißt Darstellung des Wissenswürdigen und Merkwürdigen aus der Vergangenheit und Gegenwart. Auch der Mythos galt dieser Zeit noch als Geschichte und als Wahrheit und eben darum, weil man ihn nicht ganz preisgeben wollte, paßte man ihn der eigenen Anschauungsweise an und rationalisierte seine Wunder. Dies erste Erwachen der Vernunft ist aber immerhin wie sonst so auch bei den Griechen der erste Schritt zur historischen Kritik, wenn auch dasjenige, was zunächst an die Stelle der Tradition gesetzt wird, noch für längere Zeit nicht Geschichte in unserem Sinne genannt werden darf.

5. Herodot von Halikarnas.

Die eben besprochenen ersten literarischen Versuche ionischer Schriftsteller auf historisch-geographischem Gebiete, die rationalistische Weltanschauung und die siegreichen Kämpfe der Festlandgriechen gegen die Beherrscher der Kleinasien, gegen die Perser, bilden die Voraussetzungen, auf denen der nächste gewaltige Fortschritt in der Geschichtsschreibung der Hellenen beruht. Ihn brachte das Werk eines anderen Kleinasien, des aus Halikarnassos, wenig südlich von Milet, stammenden Herodot, keines Ioniers sondern des Abkömmlings einer Familie, in der dorisches mit karischem Blute gemischt war. Er schrieb die erste Weltgeschichte, aber nicht in seiner Heimat und für seine engeren Landsleute sondern, nachdem er weite Reisen in der ganzen damals einem Griechen erreichbaren Welt des Ostens und in Ägypten gemacht, nachdem er auch den Westen besucht und als Bürger von Thurioi einige Jahre in Unteritalien gelebt hatte. Er schrieb sein für alle Hellenen bestimmtes Werk in Athen und im Interesse Athens, das ihm in der Zeit des Perikles zur eigentlichen Heimat geworden war. Die Großtaten der politisch freien Griechen des Festlandes, vor allem Athens, das die Seele des Widerstandes gegen Persien und die Führerin im Kampfe gegen den übermächtigen Feind gewesen war, boten Herodot zum erstenmale einen echter politischer Geschichtsschreibung würdigen Stoff, der an Bedeutung und Ethos all die Merkwürdigkeiten weit überragte, die bisher in den Geschichtsbüchern der Hellenen verzeichnet waren. In Athen gewann Herodot die Gesichtspunkte, die ihn einen großen

geschichtlichen Zusammenhang erfassen und erkennen lehrten, die nicht bloß die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zusammenhielten sondern auch in allen Geschehnissen von der Gegenwart zurück bis in die Frühzeit historischer Kunde verfolgt werden konnten. In dem klugen Kopfe und in dem warmen Herzen des griechisch-patriotisch und national fühlenden Mannes fügten sich zum erstenmale die Geschichten vieler Städte, Staaten, Völker und Menschen, mit deren getrennter Aufzeichnung er sein Werk begonnen hatte, zu einer Einheit zusammen und so konnte er das fast unübersehbare bunte Allerlei der Begebenheiten auch in seiner Darstellung zu einem sinnvollen, innerlich zusammenhängenden Ganzen verbinden.

Das alle einzelnen Begebenheiten verknüpfende Gemeinsame fand er in dem seit den Urzeiten geführten Kampf der Hellenen gegen die Barbaren, von dessen letzter gewaltigster Phase er ältere Zeitgenossen noch staunend erzählen gehört hatte; als den Höhepunkt dieser weltgeschichtlich bedeutsamen Vorgänge erkannte er die gottgewollten und von den Göttern sichtlich geförderten Siege der Jahre 480 und 479, mit deren Schilderung er sein um 430 v. Chr. abgefaßtes Werk beschloß. Getragen ist seine Darstellung von der entschiedenen Überzeugung, daß Athen unter allen griechischen Staaten an dem endlichen Siege der Griechen das größte Verdienst zukomme. Dies geht nicht nur aus dem Inhalt und aus der Art seiner Darstellung hervor, sondern er spricht an einer Stelle diese Meinung auch ganz nachdrücklich aus; er will, wie er sagt, der üblen Nachrede die Spitze abbrechen, die zur Zeit der Niederschrift seines Werkes, zu Beginn des peloponnesischen Krieges, gegen Athen bei den meisten Griechen im Umlauf war.

Mit dieser ausgesprochenen politischen Tendenz Herodots ist eine weitverbreitete Vorstellung ganz unvereinbar, die man sich, auf gewisse Eigentümlichkeiten seiner Anschauungen und auf Besonderheiten seines Stiles gestützt, von seinem Charakter und seiner Persönlichkeit gebildet hat. Harmlosigkeit, Wohlwollen und Unbefangenheit, ja mitunter geradezu Naivetät gelten als seine hervorragendsten persönlichen Eigenschaften; daneben pflegt meist noch seine kindliche Frömmigkeit hervorgehoben zu werden. Diese sehr einseitige Einschätzung, die, wie Plutarchs Schrift von der Bosheit des Herodot zeigt, im Altertum keineswegs allgemein verbreitet war, ist vor allem durch den Eindruck bewirkt, den seine behagliche Erzählungsweise machte und auch uns noch macht. Wie aber sein Stil ganz natürlich wirkt, obwohl er ein Erzeugnis hoher Kunst ist,

so bedarf auch der erste Eindruck, den die diesen Stil verwendende Persönlichkeit auf uns macht, der Berichtigung und Ergänzung. Herodot polemisiert vor allem mit schneidiger Schärfe, der Gepflogenheit seiner Zeit gemäß, ohne den Gegner zu nennen, er versteht es auch mit köstlicher Ironie die schwerfällige altväterische Art der Spartaner zu verspotten, die sich während der Perserkriege zeigte, und er versucht mit sehr sophistischen Gründen die Familie der Alkmeoniden in Athen, der Perikles angehörte, von dem Vorwurf des Einverständnisses mit den Persern weißzuwaschen, den ihnen ihre Gegner machten. Die Thebaner und Korinther verfolgt er geradezu, indem er willig alle bösen Nachreden, unwahre und gehässige Angaben über sie wiederholt. Bei der Beurteilung Herodots ist also das gerade Gegenteil dessen eingetreten, was bei der herkömmlichen Einschätzung Dracons und seiner Gesetze geschah. Diese galten den Griechen als grausam und hart, weil sie mit den vorgeschrittenen Anschauungen späterer Zeiten nicht mehr übereinstimmten, obwohl sie den altertümlichen Rechtsanschauungen der Zeit Dracons durchaus entsprachen; Herodots altertümlicher Stil und seine behagliche Erzählerweise ließen ihn dagegen späteren Zeiten einfacher und harmloser erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Näher betrachtet erweist er sich vielmehr wie alle Griechen als eine in Liebe und Haß gleich starke und entsprechend der Kulturperiode, der er angehört, als eine an Widersprüchen reiche und keineswegs schlichte Persönlichkeit; sein Wesen ist mit ein paar herkömmlichen Schlagworten durchaus nicht zu erschöpfen.

Herodot ist bekanntlich einer der größten Reisenden des Altertums gewesen, wie Odysseus und Solon war er ein „vielgewandter“ Mann. Er besaß einen offenen Blick und war mit einer bewundernswerten Darstellungsgabe sowohl für Selbstgesehenes als ihm von anderen Erzähltes begabt. Seine Berichte sind untadelig, wenn er aus eigener Wahrnehmung erzählt; dagegen ist er wiederholt nicht im Stande gewesen an dem Kritik zu üben, was ihm durch Dolmetscher und Fremdenführer vermittelt wurde. Darum konnte ihm die moderne, aus den einheimischen Denkmälern zuverlässige Kunde schöpfende Orientforschung leicht Irrtümer und Mißverständnisse in großer Zahl nachweisen. Wer ihn im Altertum bei solchen Fehlern ertappt zu haben glaubte, schalt ihn einen Lügner; in neuerer Zeit haben dagegen solche Beobachtungen sehr wesentlich dazu beigetragen, daß Herodot für einen gutmütigen Wanderer gehalten wurde, dem man leicht etwas aufbinden konnte. Er war in Wirk-

lichkeit weder das eine noch das andere; seine leidenschaftlichen griechischen Gegner aber, die ihn sofort der Unwahrhaftigkeit beschuldigten, haben sein Wesen doch nicht so von Grund aus verkannt wie viele unter den Modernen.

Herodot zeigt, wie gesagt, zum erstenmale Verständnis für große nationale und politische Zusammenhänge. Für die Einzelheiten der staatlichen und besonders der militärischen Einrichtungen dagegen besaß er, der sich wahrscheinlich nur vorübergehend in seiner Jugend aktiv am politischen Leben beteiligt und praktische Erfahrungen als Militär niemals gemacht hatte, gleichwohl weder tiefer gehendes Interesse noch besonderes Verständnis. Chronologische Fragen pflegt der Historiker Herodot zu verwirren, wenn er gegen seine Neigung gezwungen ist sich mit solchen zu befassen: er opfert unbedenklich die zeitliche Abfolge der Ereignisse den Rücksichten der Erzählungskunst. Die Art, wie er seine Quellen mehr verrät als zitierte, ist als „poetisches Quellenzitieren“ bezeichnet worden und dabei auf Stellen der Emilia Galotti, des Götz oder der Räuber verwiesen worden, an denen die Dichter ganz nebenher und beiläufig eine ihrer Vorlagen verraten. Soviel näher steht dadurch Herodot den Poeten als den Historikern, die das Zitat ganz anders verwenden.

Auf eine großartige Antithese ist sein Werk aufgebaut: der durch die ganze Geschichte hindurchgehende Gegensatz zwischen den Hellenen und Barbaren ist das Band, das den Zusammenhang aufrecht erhält in dem Gewühl der Einzelheiten, für deren anmutige Verflechtung Herodot Geschick und Vorliebe besitzt. Mit Recht ist Herodot darum kürzlich mit Augustinus verglichen worden, dessen berühmtes Werk *de civitate Dei* durch eine ebenso großartige Antithese, die vom Weltstaat und Gottesstaat, beherrscht wird. Aber die Analogie reicht noch weiter. Wie für Augustinus die mythischen Überlieferungen der Juden den Anfang der in den Gottesstaat auslaufenden Weltgeschichte bilden, so sind auch für Herodot mythische Erzählungen wie die vom Raube der Europa, der Io und der Medea der Anfang des gewaltigen uralten Kampfes zwischen Europa und dem Orient, der erst mit den Perserkriegen endet. Mythen stehen also wie bei Hesiodos so auch bei Herodot und Augustinus nicht nur am Anfange der Weltgeschichte sondern, was sie enthalten, gilt ihnen beiden auch als die Darstellung geschichtlicher Begebenheiten.

Aber sofort zeigt sich doch auch ein Unterschied zwischen den

beiden Griechen und dem christlichen Schriftsteller. Dieser setzte wirkliche und unverfälschte Mythen an den Anfang seiner Darstellung, allerdings die eines stammfremden Volkes, jene beiden bieten rationalisierte Mythen ihres eigenen Volkes und Herodot im besondern behauptet, daß diese griechischen Erzählungen auch bei den Persern verbreitet gewesen seien. Daran kann höchstens soviel richtig sein, daß bei griechisch redenden Orientalen in Kleinasien solche mit ihrer mythischen Vorgeschichte in Verbindung gebrachte griechische Erzählungen im Umlauf waren, so daß Herodot sich für berechtigt erachtete sie als persische Traditionen zu bezeichnen.

Aber er glaubte, was hier das wesentliche ist, alles Ernstes, daß es phönikische Kaufleute waren, die den ersten Anlaß zu den Kämpfen zwischen Hellenen und Barbaren gegeben hätten. Sie seien auf ihren Fahrten nach der mächtigsten Landschaft in Griechenland, nach Argos, gekommen, machten dort mit ihren Waren gute Geschäfte und als nun Io, die Tochter des Königs Inachos, mit anderen Frauen am Vorschiffe eines der Kauffahrer stand und beim Einkauf feilschte, wurde sie geraubt und nach Agypten entführt. Diese Gewalttat war der Anfang des beiderseits geübten Unrechtes. Denn bald danach kamen Griechen nach Tyros und raubten von dort die Königstochter Europa. So stand zunächst ein Unrecht gegen das andere. Nun aber fuhren andere Hellenen nach Kolchis und raubten von dort die Königstochter Medea, und weil die Griechen Medea nicht zurückgeben wollten, so raubte Paris die Helena, und weil die Griechen die Herausgabe der Helena gleichfalls verweigerten, so kam es nach diesen beiderseitigen Räubereien zum förmlichen Kriege: die Griechen zogen gegen Troia zu Felde.

Die Perser, so fährt Herodot in seiner Darlegung fort, halten von diesen älteren Frauenraubgeschichten nicht viel und schieben um des troianischen Krieges willen das Hauptunrecht den Griechen zu; sie behaupten, jene Frauen seien nur darum geraubt worden, weil sie es selbst so gewollt hätten. Ja die Geschichte von Io erzählten die Phönikier ganz anders als die Griechen: Io habe vielmehr mit dem Besitzer des nach Argos gekommenen Schiffes eine Liebschaft gehabt, und da sie sich schwanger fühlte, verließ sie aus Furcht vor ihren Eltern die Heimat freiwillig. Die hier wiederholte Berufung auf Gewährsmänner, die die Orientalen zu entschuldigen suchen, braucht man gar nicht so zu verstehen, daß damit gerade persische und phönikische Schriftsteller gemeint seien; sie besagt vielleicht nur, daß es vor Herodot schreibende Griechen ge-

geben hat, die aus jenen Erzählungen von den geraubten Frauen das ursprüngliche Verschulden der Orientalen hergeleitet hatten, und daß ihre Erzählungen in orientalischen Kreisen bestritten wurden, wenn Griechen sie dort vorbrachten.

Auf die verschiedenen einander widersprechenden Fassungen dieser Geschichten erklärt Herodot weiterhin sich nicht näher einlassen zu wollen, sondern er will seine Darstellung mit Kroisos und den Lydern beginnen, weil sich hier mit Sicherheit feststellen lasse, daß die Lyder, also Orientalen, es waren, die den Hellenen dadurch zuerst Unrecht zufügten, daß sie sie unterwarfen.

Es scheint zunächst ein Beweis durchaus naiver Gläubigkeit, daß Herodot solche Erzählungen überhaupt ernsthaft als Darstellungen historischer Vorgänge ansieht und daß er darüber Erwägungen anstellt, welche ihrer verschiedenen Fassungen mehr Glauben verdiene; wie er denn auch um dieser Vorrede willen schon von Aristophanes verspottet wurde. Die Verwendung solcher Erzählungen als Einleitung zu einer Weltgeschichte wird erst verständlich, wenn man beachtet, daß Herodot die verschiedenen Berichte nicht mehr in ihrer ursprünglichen wunderbaren Fassung sondern in rationalisierter Gestalt vorbringt. Aus den Göttinnen der alten Sage sind vielmehr schon vor Herodot ganz irdische Prinzessinnen geworden, die nicht mehr von Göttern oder Tieren, in die sich die Götter verwandelt hatten, sondern von Menschen entführt werden. Herodot selbst war aber viel zu sehr in der Anschauungsweise des Rationalismus befangen, als daß er nicht Sagen in solcher Umgestaltung für schlechthin geschichtliche Wahrheit genommen hätte. Der Irrtum, dem er dabei anheimfiel, ist durchaus nicht vereinzelt und darf nicht zu streng beurteilt werden. Rationalistische Kritik liefert bis auf den heutigen Tag ganz ähnliche Proben, wenn sie z. B. in theologischen Schriften mit dem Mantel der Wissenschaftlichkeit drapiert beweisen will, daß die Patriarchen vor der Flut wirklich so alt geworden seien, wie im Alten Testament zu lesen steht, wenn auch nicht alle gerade so alt wie Mathusala. Bücher, die auf diesem kritischen Standpunkt stehen, sind noch heute recht zahlreich; ihre Verfasser verstehen nur nicht so reizend zu erzählen wie Herodot.

Solche Abschnitte, in denen uns Herodot als Rationalist entgegentritt, gibt es viele in seinem Werke. Er wählt beispielsweise unter verschiedenen wunderbaren Erzählungen über die Jugendgeschichte des Kyros eine deshalb aus, weil sie, wie er sagt, die wenigst wunderbare sei. In Wirklichkeit enthält sie wiederum die rationali-

stische Umbildung einer alten mythischen Erzählung, wobei das heilige Tier, die Hündin, durch die Frau eines Hirten ersetzt wurde, die Späto, d. i. Hündin, heißt. Im allgemeinen wurzeln aber merkwürdigerweise in der Hauptsache Herodots Ansichten über die Götter, über das Verhältniß der Menschen zu ihnen, über das Regiment, das die Himmlischen auf Erden führen, in einer tiefen und echten volkstümlichen Gläubigkeit, also in jener Anschauungsweise, die vor dem Aufkommen des ionischen Rationalismus bei den Griechen herrschend war. Ja auch Orakelsprüche gelten Herodot so sehr als untrügliche göttliche Offenbarungen, daß er lückenhafte Berichte über den Verlauf historischer Begebenheiten ohne Bedenken nach dem Wortlaute von Orakelsprüchen ergänzt. Der unmittelbaren Hilfe ihrer Götter, die keinen Übermut dulden und daher beschloßen haben den prohigen Barbaren zu demütigen, verdanken ferner die Hellenen nach Herodots Darstellung ihre Siege. So erscheint in seiner Beschreibung der Schlacht von Marathon der attische Heros Echelos, mit einer Pflugschar bewaffnet, in den Reihen der Athener und kämpft wacker an ihrer Seite. Vor der Schlacht von Salamis erhebt sich nach seiner Darstellung auf der heiligen Straße von Athen nach Eleusis, auf der die Prozession der eleusinischen Pilger zu ziehen pflegte, eine Staubwolke, als ob in der von den Athenern verlassenen Landschaft wunderbarer Weise dennoch Scharen von Gläubigen zur Mysteriensfeier nach Eleusis zögen, und bis zum Isthmos von Korinth hin vernimmt man den Jubelruf der geheimnisvollen Wallfahrer.

Diese hilfreichen Götter Herodots lassen ferner die Menschen ganz nach Willkür ihre Macht fühlen. So treiben sie durch Träume den Kerges wider seinen Willen in den Krieg, der ihm zum Verderben wird. Herodot teilt also nicht nur die uralte volkstümliche Auffassung der Griechen, derzufolge die Götter in ihrem Handeln nicht an das menschliche Sittengesetz gebunden sind, sondern er stimmt in dieser Hinsicht auch noch mit der bei Homer vertretenen Auffassung zusammen, dessen Götter sich ebenfalls wie die mächtigen adeligen Herren auf Erden, die das Epos schildert, über Recht und Moral hinaussetzen.

Allein man merkt es solchen Erzählungen Herodots, in denen die Götter durch ihr unmittelbares Eingreifen in die menschliche Geschichte eine entscheidende Rolle spielen, deutlich an, daß der Schriftsteller mit Lesern rechnen muß, die dafür eigentlich schon zu aufgeklärt sind; denn er gibt ausdrücklich die Gründe an, die ihn zu

diesem seinem Glauben nötigen. Und hier zeigt sich abermals ein Unterschied zwischen Herodot und Augustinus. Die Gründe Herodots sind nicht dogmatischer Natur wie die des Augustinus sondern er entscheidet durchweg nach freiem Ermessen darüber, was ihm von überlieferten mythischen und wunderbaren Berichten glaubhaft erscheint und was nicht. So glaubt er an die goldgrabenden Ameisen Indiens, die größer als die Füchse, aber kleiner sein sollen als die Hunde; die einäugigen Arimaspen, von denen man ihm erzählt hatte, erklärt er dagegen für Fabelwesen. Der Maßstab, nach dem er entscheidet, ist seine persönliche Erfahrung: Menschen mit einem Auge auf der Mitte der Stirne hatte der Vielgereiste nirgends gesehen, und er bestreitet deshalb ihre Existenz; dagegen in dem Wunderlande Indien, für das ihm keine eigene Erfahrung und nur wenige Berichte anderer zu Gebote standen, mochten immerhin so wunderbare Tiere wie die goldgrabenden Riesenameisen vorkommen. Denn seine Erfahrung hatte Herodot auch gelehrt, daß es auf der Welt gar manches gebe, wovon sich die klugen Griechen in ihrer Heimat nichts träumen ließen. An Orakelsprüche versichert er uns ferner ganz ausdrücklich nur deshalb zu glauben, weil ihn seine Erfahrung von deren Wahrhaftigkeit überzeugt hatte. Er steht also im ganzen auf demselben Standpunkt wie Hekataios, ist nicht nur Rationalist sondern auch Subjektivist wie dieser. Er glaubt nur das, was ihm wahr zu sein dünkt, und verlacht die Griechen, gerade wie Hekataios getan hatte, wegen der vielen Torheiten, die sie z. B. über die Ursachen der Nilüberschwemmung oder über den die Erde umfließenden Okeanos behaupteten. Konsequent ist Herodot also nur in seinem Subjektivismus; so kommt es, daß er trotz seines ausgesprochenen Rationalismus doch auch an Götter, Wunder und Orakelsprüche glauben kann. Wenn er eine subjektive Kritik übt, widerfährt ihm freilich wiederholt das Mißgeschick, daß seine persönliche Erfahrung, die er zur Richtschnur nimmt, nicht zureicht; so verwirft er unter anderen falschen auch die richtige Erklärung für das regelmäßige Steigen des Nil, die schon vor ihm gefunden worden war, mit ganz unzutreffenden Gründen und trägt selbst eine durchaus verfehlte Erklärung dieser Naturerscheinung vor. Auch sein Rationalismus spielt ihm manch üblen Streich. Dafür gibt eine seiner schon erwähnten Erzählungen ein besonders anschauliches Beispiel. Herodot hält es für aller Erfahrung widersprechend und darum für unglaublich, daß eine Hündin den Kyrosknaben aufgezogen habe, und gibt deshalb einer rationalisierten Fassung

dieser Geschichte den Vorzug, in der an die Stelle der Hündin die Frau eines Hirten namens Spaso getreten ist. Herodot geht aber noch weiter, und fügt seiner Darlegung ausdrücklich hinzu, daß die von ihm verworfene Erzählung von der Hündin aus der von ihm vorgebrachten Fassung durch Mißverständnis entstanden sei; er stellt also das wahre Verhältniß der beiden Varianten geradezu auf den Kopf.

Gläubigkeit auf der einen und solch ausgesprochener Rationalismus auf der anderen Seite können überhaupt keine einheitliche Weltanschauung ergeben, am wenigsten dann, wenn wie bei Herodot die engbegrenzten Erfahrungen eines einzelnen Menschen als einziger Grund bei der Entscheidung darüber gelten, was glaubhaft sei und was nicht.

Auf den ersten Blick scheint es schwer verständlich, daß in der Weltanschauung eines Menschen solche Antinomien vorhanden sein können. Allein zu diesen in der Seele Herodots gleichwohl unstreitig vorhandenen Gegensätzen gesellen sich noch andere hinzu. Ähnliche unvereinbare Widersprüche sind auch an seinen Personenschilderungen beobachtet worden. Eigenschaften, wie Herodot sie einer und derselben Person zuschreibt, können in Wirklichkeit gar niemals mit einander vereint sein. In solchen Fällen liegt die Erklärung darin, daß Herodot noch nicht im Stande war die vorhandenen widersprechenden Überlieferungen so zu sichten, daß ein einheitliches Porträtbild zustande kam. Ebenso sind auch die Antinomien seiner Weltanschauung zu erklären; auch hier ist er der gegensätzlichen Eindrücke nicht Herr geworden, die in seinem bewegten Leben auf ihn einstürmten. Seine Lebensschicksale und die Einflüsse, die sie auf seine geistige Entwicklung übten, geben die Lösung dafür.

Wir wissen zwar nicht, wieweit Herodots Heimat Halikarnassos an den aufklärerischen Bestrebungen beteiligt war, deren Vertreter in Jonien wir früher kennen gelernt haben; allein darauf kommt nicht viel an, da wir genügende Beweise dafür feststellen konnten, daß Herodot im Banne des ionischen Rationalismus aufgewachsen ist. Er kannte und benutzte die Werke des Hekataios und anderer Jonier, freilich nirgends blindlings; denn wo ihn seine eigene Erfahrung anders belehrt hatte, polemisierte er gelegentlich auch gegen Hekataios ebenso entschieden wie dieser es gegen seine Vorgänger getan hatte. Seiner ganzen Bildung nach gehörte also Herodot der ionischen Aufklärung an, deshalb gab er die alten Sagen, wo er sie

überhaupt berücksichtigte, in den rationalisierten Fassungen wieder, die er bei den älteren Mythographen und Genealogen schon vorfand. Seine Reisen, auf denen er viele Erfahrungen und ein reiches Material an Tatsachen sammelte, wirkten je nach dessen Beschaffenheit verschieden auf ihn ein: die Reise nach Agypten hat beispielsweise unverkennbar die Anregungen verstärkt und vertieft, die er aus seiner rationalistisch denkenden Heimat mitbrachte. Als er Agypten bereiste, bestätigten ihm die einheimischen Gewährsmänner die mit dem hellenischen Glauben unvereinbaren Angaben des Hefataios über das ungeheure Alter der menschlichen Kultur in Agypten. Infolge dieser Befräftigung seiner aus der Heimat mitgebrachten Anschauungen verfocht Herodot daher in dem zweiten von Agypten handelnden Buche seines Werkes sehr entschieden die Ansicht, daß die griechische Kultur von der soviel älteren ägyptischen ganz abhängig sei, ja er verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß die Griechen die Namen und Vorstellungen vieler ihrer Götter erst etwa 400 Jahre vor seiner Zeit aus Agypten entlehnt hätten.

Ganz anders wirkten dagegen seine Reisen und der Aufenthalt im eigentlichen Hellas, besonders in Athen, auf ihn ein. Sie führten ihn wenige Jahrzehnte nach dem gewaltigen und erschütternden, das Volk des griechischen Festlandes in seinen tiefsten religiösen Empfindungen packenden Kriege auf die Schauplätze der Kämpfe gegen die Perser, in denen sich eine Minderzahl zur Abwehr zusammen getan und wider menschliche Voraussicht den Sieg erfochten hatte, sie brachten ihn mit Menschen in Berührung, in denen die Erinnerungen an diese große Zeit noch lebendig waren. Die volkstümliche Auffassung, der echte in den Herzen lebendige Glaube der von der kleinasiatischen Aufklärung noch wenig oder gar nicht berührten Festlandhellenen schrieb den unerhofften Erfolg der handgreiflichen Hilfe ihrer Götter zu. Immer wieder und allerorten sammelte Herodot Erzählungen von Teilnehmern oder deren Nachkommen, die auf diesen Ton gestimmt waren, seine Gewährsmänner wurden nicht müde ihm Beweise auf Beweise für die Wahrheit ihres Glaubens vorzubringen. So wurde der kleinasiatische Rationalist für ihren Glauben gewonnen und verband dessen Bekenntnis mit seinen aus der Heimat mitgebrachten Ansichten trotz ihren inneren Widersprüchen.

Neben dem althellenischen Götterglauben, der auf Herodot so stark einwirkte, daß er seinem Werke bei flüchtiger Beobachtung den Grundton zu geben scheint, war aber damals, als er sich in Grie-

denland aufhielt, noch eine neue religiöse Richtung aufgekomen: die Orphik und die Mysterien. Sie brachte den Griechen zuerst den Glauben an eine Verdammnis im Jenseits, und die Befenner dieses Glaubens suchten vor den Qualen der Hölle sich durch die Weihen zu schützen, deren Bräuche in dieser Erlösungsreligion festgesetzt waren. Dieser religiösen Bewegung gegenüber nahm Herodot eine ganz andere Stellung ein als gegenüber dem alten Glauben des Volkes. Die Orphik stützte sich auf eine Religionsurkunde: Orpheus, der alte thrakische Sänger, und Musaios wurden als die Verfasser von Schriften bezeichnet, die für diese Gemeinden von Gläubigen maßgebend waren. Von dieser religiösen Richtung spricht Herodot zwar mit großer Ehrfurcht und von ihren geheimnisvollen Bräuchen redet er mit geflissentlicher Zurückhaltung, aber daß die angeblichen Schriften des Orpheus und Musaios gefälscht seien, steht für ihn gleichwohl fest, denn er sagt ausdrücklich, jene angeblich uralten Sänger und Seher seien jünger als Homer und Hesiod und bestreitet damit die Echtheit ihrer Werke. Durch diese Erkenntnis, die Herodot mit vielen seiner Zeitgenossen teilte, ist in Griechenland, anders als bei den Israeliten, das Aufkommen einer auf eine Offenbarungsurkunde sich stützenden Buchreligion ein für allemal unmöglich geworden. Herodots Stellungnahme zu den religiösen Problemen seiner Zeit zeigt also abermals dieselbe Vereinigung gläubiger Scheu auf der einen und vernunftmäßiger Kritik auf der anderen Seite, die seiner ganzen Weltanschauung ihr eigentümliches Doppelantlitz verleiht.

Das Geschichtswerk des Herodot zeigt aber auch sehr eindringlich, daß die ionische Philosophie und der ionische Rationalismus an sich durchaus nicht irreligiös sind, sondern sich sogar mit naiver Gläubigkeit sehr wohl vertrugen; die alte Überlieferung sollte nicht überhaupt preisgegeben sondern nur der Anschauungsweise der Gegenwart angepaßt werden. Daraus entsprang aber notwendig jene zwiespältige Weltanschauung, wie sie uns sowohl bei Hesekias wie bei Herodot entgegentritt. Jener deutet die alten Sagen vernunftgemäß um, aber in dieser Umdeutung gelten sie ihm dennoch als der Anfang der Menschengeschichte, die er als erstes Kapitel in seinen Götter- und Heroengenealogien behandelte. Ebenso verfährt Herodot. Er beginnt ebenfalls mit rationalisierten Mythen, geht über diese schnell hinweg, weil er die von vielen und oft erzählten Anfänge der griechischen Geschichte bei seinen Lesern als bekannt voraussetzt, und beginnt das Neue, wovon er erzählen will, im Orient mit den

Lydern und in Hellas mit dem Zeitalter der Tyrannen. Denn über diese Zeiten hatte er auf seinen Reisen noch lebendige historische Erinnerungen sammeln können. Besäßen wir mehr als ganz kümmerliche Reste der Literatur vor Herodot, so würden wir wahrscheinlich noch weit mehr Beispiele ebenso widerspruchsvoller Weltanschauungen wie der seinigen kennen. Wer weiß, ob nicht auch Xenophanes trotz seiner Einsicht in die Unzulänglichkeit menschlicher Gottesvorstellungen unter Umständen gehandelt hat wie Sokrates, als er dem Asklepios einen Hahn zum opfern befahl.

Die Perserkriege steigerten also, wie wir eben an ihrer Wirkung auf den Rationalisten Herodot erkannt haben, den religiösen Sinn und befestigten den alten Glauben der Festlandgriechen. Solche Wirkung geht zumeist von den Gefahren und Erregungen großer Kriege aus, auch Pest und Hungersnot, sowie schreckhafte Naturereignisse wirken in gleicher Weise: Not und Gefahr füllen Tempel und Kirchen ebenso wie die Feier des Sieges.

Als die Perser gegen Griechenland zogen, gab es in Hellas nur ein Heiligtum, dessen Priesterschaft eine Art von kirchlichem Einfluß ausübte — das delphische. Diese Priesterschaft hatte die Zerstörung und Plünderung ihres Tempels zu befürchten, und sie verhielt sich in diesen entscheidenden Tagen so unpatriotisch und un-national als möglich; sie ließ durch die Pythia Schreckensbotschaft auf Schreckensbotschaft verkünden. Der leitende Staatsmann und feldherr Athens, Themistokles, organisierte unerschrocken trotz allen delphischen Hiobsposten den Widerstand. So kam auch der die alte Gläubigkeit der Hellenen kräftigende Sieg über die Perser nicht den Priestern, die zur Unterwerfung geraten hatten, sondern dem Staate zu Nutze, der im Kampfe geführt hatte. In den Heiligtümern der Götter, deren Kult der Staat besorgte, vereinigten sich die dankbaren Sieger. Die Bildung einer vom Staate unabhängigen und mit ihm um die führende Stelle rivalisierenden Kirche, für die in Griechenland überhaupt nur wenige Voraussetzungen vorhanden waren, war infolgedessen ein für allemal unmöglich gemacht. Frei, von keiner Religionsurkunde beengt, konnte sich der erwachte menschliche Wahrheitsdrang auch fernerhin in Griechenland betätigen; mit der politischen Unabhängigkeit hatten die Griechen in den Perserkriegen auch den Sieg über den Dogmatismus und das Kirchentum des Orients für alle Zukunft erstritten.

Bald überwandten die führenden Geister der Hellenen den noch recht kindlichen Rationalismus der Jonier, der aber doch in den

Glauben an die Überlieferung die erste Bresche gelegt hatte. In dem Herodot nur sein subjektives Ermessen und sein persönliches Vertrauen zu seinen Gewährsmännern als Prüfstein verwendete, wurde der Rationalist wiederholt gezwungen an Wunder zu glauben und solchen Erzählungen gegenüber verstandesmäßige Erwägungen zu unterdrücken. Seine subjektive Erfahrung ruhte auf einer zu schmalen Basis, als daß sie dem massiven Glauben seiner Gewährsmänner hätten Stand halten können. So nahm er hin, was diese Gläubigen für Tatsachen hielten, und fügte sich ihnen. Aber sehr rasch und schon bald nach Herodot entzog eben diese Erfahrung, als sie sich auf einer breiteren Grundlage zu entwickeln begann, nicht nur dem alten Glauben sondern auch dem ionischen Rationalismus den Boden vollständig und die wissenschaftliche Kritik der Tradition, die Herodot noch nicht geübt hatte, befähigte schon das folgende Geschlecht zu besserer und tieferer Erkenntnis.

6. Thukydides von Athen.

Nicht Halikarnassos, nicht die weiten Reisen Herodots sondern die Kriegstaten der Festlandhellenen und die in dem perikleischen Athen aufgenommenen Eindrücke hatten bewirkt, daß ein Kleinasiate der Menschheit die erste Weltgeschichte bescherte. Denn was Herodot schrieb, ist in der Tat eine Geschichte der damals bekannten Welt von dem Zeitpunkt angefangen, da die Lyder sich zum erstenmale die kleinasiatischen Griechen untertan gemacht hatten, bis zur Flucht der Perser aus Europa und zur Weihung der Seile der zerstörten Hellepontbrücke in den griechischen Heiligtümern nach der Eroberung von Sestos. Dieses räumlich und zeitlich so umfassende Thema betrachtet Herodot von einem so hohen und so allgemeinen Gesichtspunkte aus, daß man sein Werk durchaus nicht, wie jüngst behauptet wurde, als historische Monographie, als eine persische Geschichte vom griechischen Standpunkt geschrieben bezeichnen darf, in der die ersten Bücher lediglich als Einleitung zur Geschichte des Feldzuges von 480/79 zu dienen hätten. Gegen diese Auffassung spricht schon das Vorwort mit seinem Hinweis darauf deutlich genug, daß durch dieses Werk vor dem Vergessenwerden bewahrt werden solle, was die Menschheit, Hellenen und Barbaren, Großes geleistet und wie sie sich von Anfang an bekämpft hätten.

Wie die erste Weltgeschichte so hat das perikleische Athen auch das erste auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende zeitgenössische Geschichtswerk hervorgebracht: die Geschichte des peloponnesischen Krieges von Thukydides.

Er war der Sohn eines Oloros, der mütterlicherseits von einem thrakischen Königsgeschlecht stammte; dem Blute nach war Thukydides also ebensowenig rein griechischer Abkunft wie Herodot. Seinem Bürgerrecht und seiner Bildung nach steht er als Athener aus vornehmerm Hause vor uns. Von der großmütterlichen Seite rührte sein Vermögen her: Besitzungen in Thrakien und Anteile an den dortigen Goldbergwerken. Insoweit sind also seine äußeren Lebensbedingungen denen des Herodot ähnlich, dessen vornehme Abkunft gleichfalls bekannt ist und dessen weite Reisen auf Vermögen schließen lassen. Allein sehr bald unterscheiden sich die Lebenswege beider Männer. Herodot, der zur demokratischen Partei in Halikarnassos stand, verließ infolge der politischen Kämpfe gegen den dortigen Tyrannen seine Vaterstadt, verweilte längere Zeit auf Samos und fand schließlich in Athen eine neue Heimat. Er huldigte dem leitenden Staatsmann Athens in seiner Zeit, dem Perikles, nicht nur persönlich in einer geschmackvollen und reizenden Erzählung seines Werkes, die in die Erwähnung der Mutter des Perikles und ihres Traumes ausklingt, sie werde einen Löwen gebären, sondern er suchte auch die Familie des Perikles gegen alle üble Nachrede über ihr politisches Verhalten in der Vergangenheit zu verteidigen. Zu dieser offenen Parteinahme veranlaßte ihn die Gegnerschaft, die sich gegen Perikles kurz vor Ausbruch des peloponnesischen Krieges und in dessen ersten Jahren erhob. Infolge seiner freundschaftlichen Beziehungen beteiligte er sich dann auch an der von Perikles geförderten Gründung der Stadt Thurioi in Unteritalien und er nannte sich, obwohl das Unternehmen mißlungen war und auch er selbst Thurioi wahrscheinlich bald wieder verlassen hatte, um nach Athen zurückzukehren, gleichwohl im Vorwort zu seinem Werke einen *Thurier*.

Herodot, der Weltreisende, hatte also die Bande gelöst, die ihn mit dem Staate verbanden, dem er durch seine Abkunft angehörte. Dieser Entschluß erscheint uns nicht ungewöhnlich und wir finden es auch nicht unerhört, daß er, der Athen bewunderte, im Kreise des Perikles Aufnahme fand und von dem leitenden Staatsmann Athens wohl auch materiell gefördert wurde. Allein nach der viel strengeren griechischen Auffassung galt Herodot, nachdem er Hali-

farnaß verlassen und im Ausland Anlehnung gesucht und gefunden hatte, als heimatlos und dadurch büßte er an persönlichem wie an gesellschaftlichem Ansehen ein. Denn dieses war an den Besitz eines Bürgerrechtes gebunden, das der Einzelne nicht erwerben konnte, sondern in das er hineingeboren sein mußte. Darum konnte sich Herodot, nachdem er als junger Mann das heimatliche Bürgerrecht weggeworfen hatte, am politischen Leben nicht mehr aktiv betheiligen; ihm fehlte seither diejenige Eigenschaft, die in Griechenland den Stolz des freien Mannes ausmacht.

Thukydides dagegen blieb trotz der widrigsten Erfahrungen zeit-lebens ein athenischer Bürger und Patriot. Er war durch die Wahl seiner Mitbürger zur höchsten militärischen Würde aufgestiegen, die Athen zu vergeben hatte. Im Jahre 424 v. Chr. befehligte er als einer der zehn Strategen eine Flottenabteilung auf der Insel Thasos. Obwohl er durchaus sachgemäß und entschieden den Befehl führte, konnte er doch nicht hindern, daß der spartanische Feldherr Brasidas durch einen trotz Schneewetter unternommenen Nachtmarsch die athenische Besatzung von Amphipolis auf dem Thasos gegen-überliegenden Festlande einschloß und sie, von Verrätern in der Stadt unterstützt, zur Übergabe nötigte, ehe noch Thukydides mit seinen Schiffen zum Entsatz hatte eintreffen können. Die Volksversammlung in Athen ließ damals, von Kleon beraten und ohne sich um die besonderen Umstände und die Schuldfrage zu bekümmern, ihren Unmut über kriegerische Mißerfolge den jeweils Kommandierenden büßen. So wurde Thukydides durch ungerechten Spruch des souveränen Volkes wegen Hochverrats zum Tode verurteilt.

Er hatte den Ausgang des Prozesses vorhergesehen und war nach Thrakien geflohen. Erst nach 20 Jahren ermöglichte ihm eine allgemeine Amnestie die Rückkehr in die Heimat.

Thukydides wurde also durch einen politischen Prozeß aus seiner bis dahin erfolgreichen Laufbahn als Staatsmann und Militär herausgerissen und zur Untätigkeit verurteilt. Zur Lösung der geschichtlichen Aufgabe, die er sich gleich bei Beginn des Krieges gestellt hatte, brachte er Kenntnisse und Erfahrungen mit, die Herodot vollständig fehlten; als Schriftsteller steht also Thukydides an der Seite Machiavellis oder Bismarcks, weil er wie diese praktische Erfahrungen in der Politik gewonnen hatte, ehe er über Historisches zu schreiben begann.

Thukydides' Stellung in der Welt und die Voraussetzungen, die er für seine Schriftstellertätigkeit mitbrachte, waren somit ganz andere

als bei Herodot. Seine eigentliche Bedeutung liegt aber darin, daß er, von solchen Anfängen ausgehend, nicht als Schriftsteller wie viele andere sich betätigte, sondern im vollsten Sinne des Wortes der Schöpfer der Geschichtswissenschaft geworden ist. Nur eine Entgleisung, die eben mit seiner Stellung im politischen Leben zusammenhängt, muß dem praktischen Staatsmann und Militär zu Gute gehalten werden. Er spricht an einer Stelle den Satz aus, daß eine zuverlässige Geschichtsschreibung wie die seinige auch für den Staatsmann von Nutzen sei, wenn in Zukunft gleiche oder ähnliche Verhältnisse eintreten würden wie die von ihm geschilderten. Gewiß kann der Staatsmann aus der Geschichte lernen, aber so unmittelbar und äußerlich, wie es Thukydides ausgesprochen hat, ist die praktische Nutzenanwendung der Geschichte nicht, und zudem verrät dieser Satz einen ausgesprochenen Nützlichkeitsstandpunkt, der der Geschichte als reiner Wissenschaft fremd bleiben muß, wenn er auch seit Thukydides in alter und neuer Zeit unendlich oft eingenommen worden ist. Dieselbe Nützlichkeit getreuer geschichtlicher Berichterstattung betont Thukydides sogar noch ein zweites Mal: er beschreibt die Symptome der Pest, an der er selbst erkrankt war, deshalb so eingehend, damit in einem künftigen Falle die gefährliche Krankheit um so leichter erkannt werde. Gleichwohl ist es bis auf den heutigen Tag nicht gelungen festzustellen, welche Krankheit in den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges die Bevölkerung von Attika dezimiert hat. Wenn wir aber von diesen beiden Fällen absehen, in denen Thukydides der antiken Denkweise gemäß den Nützlichkeitsstandpunkt betont, so steht seine Auffassung über Geschichte und Geschichtsschreibung in voller wissenschaftlicher Reinheit vor uns.

Die Zeit seiner Verbannung verbrachte er auf seinen thrakischen Besitzungen; von dort aus unternahm er Reisen, die ihn unter anderem auch nach dem Peloponnes führten; er bemerkt, daß ihm so die erwünschte Gelegenheit geboten wurde sein Material auch auf Seite der Gegner zu vervollständigen. Er trägt also die unfreiwillige Muße als Staatsmann und Soldat mit Resignation, und seine Interessen sind nach seinem Ausscheiden aus dem öffentlichen Dienst so ganz andere geworden, daß er nur mehr die Vorteile sieht oder doch sehen lassen will, die daraus für seine wissenschaftliche Lebensaufgabe sich ergaben; er geht ganz in dem Dienste des neuen selbstgewählten Berufes auf. Obschon ihm seine Landsleute Unrecht getan hatten, obwohl er die Demokratie als Verfassung ebenso entschieden verurteilte wie die Politik der Nachfolger des

Perikles, obwohl er für Kleon persönlich und politisch nur Haß empfand, so blieb er doch auch fortan athenischer Patriot, und wie Athen als Staat unter Perikles seine Macht zur Geltung gebracht hatte, bleibt ihm ein unerreichtes Ideal, an dem er weder durch sein eigenes noch durch seines Vaterlandes trauriges Schicksal irre wurde.

Diese Verschiedenheit der äußeren Lebensstellung und der Lebensschicksale bewirkte, daß Thukydides auf Herodot sehr von oben herabsah. Er weist ihm nicht nur ein paar Irrtümer in Einzelheiten nach ohne ihn zu nennen, sondern er benutzt auch diese irrtümlichen Angaben Herodots ganz ausdrücklich, um an ihnen deutlich zu machen, „wie leichtfertig es die Menschen mit der Wahrheit nehmen“, und zwar nicht nur, wenn es sich um eine ferne Vergangenheit handelt, die schwer zu erkunden ist, sondern auch dann, wenn von gegenwärtig noch Bestehendem die Rede ist. Er rechnet Herodot auch dem Kreise von Schriftstellern zu, von denen er sagt, daß sie mehr darauf bedacht waren, für ihre Zuhörer ergötzliche Darstellungen zu bieten als die Wahrheit zu erzählen und die durch Übertreibungen, die sie wie Dichter vorbringen, daran Schuld tragen, daß man die Vergangenheit überschätze und die Gegenwart zu gering achte. Obwohl die Geschichtswerke des Herodot und des Thukydides beide im perikleischen Zeitalter wurzeln, obwohl zwischen ihrer Abfassung nur rund drei Jahrzehnte liegen, so ist doch in allem und jedem der Gegensatz zwischen beiden so stark, als ob ebensoviele Jahrhunderte zwischen ihrer Niederschrift verstrichen wären. Am stärksten äußert sich dieser Gegensatz in den Weltanschauungen beider Männer und in ihren Ansichten über das Wesen und die Aufgabe der Geschichtsschreibung.

Die Zwiespältigkeit des Standpunktes, die uns in Herodots Werk so auffällig entgegengetreten ist, macht bei Thukydides einer in sich geschlossenen und einheitlichen Auffassung Platz. Der Rationalismus und selbstherrliche Subjektivismus des Herodot sind ebenso überwunden wie sein häufig angewendetes Verfahren widersprechende Überlieferungen lediglich nebeneinander zu stellen und dem Leser die Entscheidung zu überlassen, welche die richtige sei. An Stelle der bei Herodot die menschlichen Schicksale nach Willkür lenkenden und in diese persönlich eingreifenden Götter stehen bei Thukydides ausschließlich reale irdische Kräfte, die der Mensch erkennen und deren Wirken er klarlegen kann. So gewinnt er durch die Feststellung von Ursachen und Wirkungen erst den rechten

Einblick in den Zusammenhang der Ereignisse. Thukydides stellte sich nicht nur zur Aufgabe die Überlieferung über den von ihm selbsterlebten Krieg möglichst vollständig zu sammeln und wiederzugeben, sondern er legte an dieses Material auch den Maßstab wissenschaftlicher Kritik, um das Wahre vom Falschen zu sondern. So kam er zu dem Ergebnis, daß es nicht Aufgabe des Geschichtsschreibers sein könne, die Darstellung eines gottgewollten Schauspiel's zu liefern als Ohrenschmaus für seine Zuhörer, sondern er war der Überzeugung, daß der Geschichtsschreiber die im historischen Leben wirksamen materiellen und geistigen Kräfte anschaulich zu machen habe, und daß er dies trotz aller Schwierigkeiten zu tun im Stande sei. Bei dieser Arbeit gewann er allerdings die Einsicht, daß die Feststellung der Wahrheit sogar bei der Beurteilung der Aussagen von Augenzeugen der Ereignisse keine leichte Aufgabe sei. Er erkannte, daß die verschiedene Stärke des menschlichen Gedächtnisses sowie die Zu- und Abneigung der Bericht-erstatte ganz verschiedene Darstellungen des gleichen Ereignisses erzeugen, aber er fand auch die kritischen Mittel, um als Geschichtsschreiber diese dem Material anhaftenden Fehler festzustellen und zu beseitigen und so über die widersprechenden Zeugnisse hinaus den wahren Sachverhalt zu erkennen. Von diesen an zeitgenössischen Berichten gemachten Erfahrungen aus kam er dann auch zu einem ganz anderen Urteil über die Zuverlässigkeit der Überlieferung von längst vergangenen Zeiten als sein Vorgänger.

Die Ergebnisse seines Nachdenkens und seiner kritischen Forschung legte er in der vielgeschmähten, formell allerdings nicht ganz ohne Anstoß verlaufenden, inhaltlich aber das Tieffinnigste aus der ganzen historischen Literatur des Altertums enthaltenden Einleitung zu seinem Geschichtswerke nieder. In diesen Kapiteln sind schon die meisten Grundsätze und Methoden der Geschichtswissenschaft enthalten, die im 19. Jahrhundert wieder entdeckt werden mußten und die als Errungenschaften der modernen historischen Wissenschaft mit Recht als großer Fortschritt gepriesen wurden. Denn im Altertum blieb diese Einsicht auf Thukydides beschränkt, seine Lehren wurden von den Späteren nicht befolgt, seine Andeutungen nicht weiter ausgeführt. In einsamer Größe steht Thukydides das ganze Altertum hindurch, ja bis vor kurzem auch nicht annähernd erreicht von allen folgenden Geschichtsschreibern vor uns.

Herodot erklärte, daß er sein Werk verfaßt habe, damit die großen und bewundernswerten Taten und Werke der Vergangenheit,

die Hellenen und Barbaren vollbracht und aufgerichtet hatten, nicht vergessen werden und ihres Ruhmes nicht verlustig gehen; er will, wie man richtig gesagt hat, schreiben, was wir heute Geschichte und Kulturgeschichte nennen. Thukydides verkündet mit den ersten Worten seiner Einleitung, daß er sich den Krieg der Peloponnesier und Athener deshalb zum Thema gewählt und gleich bei dessen Beginn mit seinen Aufzeichnungen begonnen habe, weil er voraussah, daß er der größte aller bisherigen Kriege sein werde. Dies schloß er aus der hohen Machtentwicklung beider Hauptgegner und aus der Beteiligung fast aller anderen griechischen und einiger barbarischer Staaten, so daß also dieser Krieg sozusagen einen sehr großen Teil der ganzen Menschheit umfaßt habe.

Indem er so gleich mit den ersten Worten seinem Gegenstand um der größeren Machtentfaltung irdischer Kräfte willen eine größere Bedeutung beimißt als dem von Herodot behandelten Kampfe zwischen Griechen und Barbaren, setzte er sich in bewußten Gegensatz nicht nur zu seinem Vorgänger sondern auch zu den Anschauungen seiner Zeitgenossen. Ihnen hält er deshalb an einer späteren Stelle seiner Einleitung vor, daß die Menschen zwar im allgemeinen geneigt sind, die Kriege, an denen sie selbst teilnehmen, für die bedeutendsten und größten zu halten, daß sie aber dann, wenn diese selbstdurchkämpften Kriege beendet sind, dennoch wieder die Kriegseignisse, die sich in alten Zeiten abspielten, weit mehr bewundern. Thukydides muß also seinen Lesern vor allem beweisen, wie er zu seiner von der ihrigen so ganz verschiedenen Ansicht gekommen ist, weshalb er weder den Krieg gegen Troia, von dem die Dichter erzählen, noch irgend einen anderen der früheren Kriege, einschließlich der von Herodot geschilderten Perserkriege für bedeutsamer erachten kann als den peloponnesischen.

Diesem Nachweis gilt der erste gewöhnlich als Archäologie bezeichnete Abschnitt seines Werkes. Er enthält eine Übersicht über die Machtentwicklung des griechischen Volkes von den ältesten Zeiten an. In vielen Einzelheiten wird immer wieder gezeigt, wie ganz allmählich und aus kleinen, vielfach an barbarische erinnernden Zuständen heraus die Griechen erst nach und nach zu solcher Macht, zu einer solchen Vervollkommnung der Kriegsmittel und zu so zahlreichen Truppeneingeboten gekommen seien wie in den Tagen des peloponnesischen Krieges, und wie sie daher gar nicht im Stande waren, früher so große kriegerische Leistungen zu vollbringen wie in der jüngsten Vergangenheit. Direkt läßt sich dies nach Thukydides

allerdings nicht beweisen, denn die Überlieferung über die dem peloponnesischen Krieg unmittelbar vorhergehenden Ereignisse ist ebenso unzuverlässig wie die Tradition über die noch älteren Zeiten. Allein es gibt für die Richtigkeit dieses Satzes indirekte Beweise, die sich bei genauer Prüfung als völlig zuverlässig und zwingend herausstellen. Ein solcher Beweis der früheren Ohnmacht ist nach Thukydides' Darlegungen beispielsweise darin gelegen, daß in den ältesten Zeiten die Griechen, da sie noch nicht einmal einen gemeinsamen Namen hatten, auch keine gemeinsamen Unternehmungen ins Werk setzen konnten. Sie besaßen auch nicht die für größere Unternehmungen erforderlichen Machtmittel, da sie noch nicht seßhaft geworden waren. Weil Handel und Verkehr noch nicht blühten, fehlten die notwendigsten Vorbedingungen für Reichtum und Macht. Solange der Seeraub ganz allgemein verbreitet war und der ständigen Unsicherheit wegen auch zu Lande Jedermann bewaffnet ging, waren nicht einmal die notwendigsten Voraussetzungen für Besitzergewinn und Machtausübung gegeben. Als rechter Bürger der griechischen Stadt, die damals die größte Kriegsflotte besaß, weist Thukydides im besonderen nach, wie sich erst ganz allmählich die Seemächte in Hellas entwickelten, wie der Bau der eigentlichen Kriegsschiffe spät erfunden und nach und nach zu der jetzigen Vollkommenheit gediehen sei, so zwar daß selbst in den Perserkriegen die von den Athenern so erfolgreich verwendeten Rammsschiffe noch kein vollständiges Deck hatten, also den wackelnden offenen Rähnen der Vorzeit weit ähnlicher waren als den Trieren der Gegenwart. Man kann sich leicht ausdenken, wie schlagend gerade dieses Argument bei griechischen Lesern überhaupt und bei Athenern ganz besonders für die Ansicht des Thukydides wirken mußte. Immer wieder wird dem Leser bei Feststellung dieser Tatsachen eingeschärft, daß Kriege, die unter primitiven Verhältnissen geführt wurden, an Bedeutung nicht mit dem peloponnesischen verglichen werden können, der alle modernen Kriegsmittel in Anwendung brachte und zur Zeit gewaltigster Machtentfaltung aller beteiligten Staaten ausgekämpft wurde.

Mit diesen Darlegungen tritt Thukydides nicht nur landläufigen Ansichten seiner Zeitgenossen sondern auch der in der griechischen Sage und noch bei Hesiod herrschenden und von da aus in die allgemeine Meinung der Griechen übergegangenen falschen Anschauung entgegen, als ob die Menschheit aus seligen Zuständen eines goldenen Zeitalters den Weg einer stetigen Verschlechterung gewan-

delt sei, eine Meinung, die bekanntlich auch im Alten Testament ihren Ausdruck gefunden hat und die deshalb ebenfalls lange in weitesten Kreisen herrschend war und noch herrscht. Thukydides denkt viel zu wissenschaftlich, als daß er sich diese mythische Vorstellung hätte zu eigen machen können; ihm gilt vielmehr die Auffassung als die richtige, die bei den Griechen, im Widerspruch zur herrschenden Anschauung, in der Prometheus sage ihren Ausdruck gefunden hatte, daß den in den ältesten Zeiten elend dahin lebenden Menschen erst die Wohltat des Feuers gebracht werden mußte. Zu der Ansicht, daß am Anfange die Unkultur und nicht ein Paradies stehe, bekennt sich Thukydides aber nicht deshalb, weil sie in der Sage von Prometheus ausgesprochen war, sondern weil ihn seine kritisch-historische Betrachtungsweise so gelehrt hatte.

Thukydides legt sich dann die Frage vor, woher es kommt, daß die Menschen trotzdem von der Größe und Bedeutsamkeit der Ereignisse der Vergangenheit so übertriebene Vorstellungen hegen. Den Grund dafür sieht er in der Beschaffenheit der Überlieferung: die Dichter, die über die ältesten Ereignisse berichten, übertreiben berufsmäßig und die Prosaschriftsteller, die bisher geschichtliche Werke verfaßt hatten, übernahmen die Nachrichten ungeprüft, wie sie sich ihnen bequem darboten; sie wetteiferten mit den Dichtern und wollten das Publikum ergötzen, unbekümmert darum ob, was sie erzählen, auch wahr ist. In kräftigen, zum Teile direkt auf Herodot abzielenden Worten stellt er solchen unzuverlässigen Darstellungen sein auf gewissenhafter Forschung ruhendes Werk, deren Augenblickserfolge seine Leistung für die Ewigkeit gegenüber.

Das ist die eine durch ernstes Prüfen und Forschen gewonnene neue Einsicht des Thukydides, die er gegen die landläufigen Anschauungen zu verteidigen hat und einläßlich begründen muß. Für uns sind seine Erkenntnisse heute selbstverständliche Dinge; aber das Verdienst eines Forschers und Denkers ist darum nicht geringer, weil die Wahrheiten, die er zuerst feststellte, später zu Gemeinplätzen geworden sind.

Die zweite nicht minder tief einschneidende Einsicht, die Thukydides wiederum im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen gewonnen hat und die er daher gleichfalls eingehend beweisen muß, betrifft die Ursachen und die gesamte Auffassung des peloponnesischen Krieges. Als er sein Werk schrieb, entlud sich in Athen auf der Suche nach den Schuldigen in den verschiedensten Formen der Unmut der Unterlegenen. Weil Perikles damals, als der Kampf ausbrach, die Ge-

schicke des Staates lenkte, weil er von einer früheren oder späteren Notwendigkeit überzeugt darauf bestanden hatte, daß die demütigenden Forderungen, die aus dem Peloponnes kamen, abgelehnt wurden, beschuldigte man ihn, Athen aus selbststüchtigen Gründen in den Krieg getrieben zu haben. Seine Ankläger behaupteten, wenn er in einer oder der anderen Einzelheit sich nachgiebiger gezeigt hätte, so wäre Athen der Krieg und die Niederlage zu ersparen gewesen. Das Hilfesuch der Kerktyräer, dem er Folge gegeben, die Angriffe auf Poteidaia, die er durchgesetzt, die Handelsperre gegen Megara, die er verhängt hatte, wurden als die Ursachen des Krieges bezeichnet und die Gegner des Perikles behaupteten, daß der leitende Staatsmann Athens es gewesen sei, der in all diesen Fällen durch seine Hartnäckigkeit den Bruch mit Sparta verursacht habe.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung zeigt Thukydides in einer die Geschichte der fünfzig Jahre seit dem Ende der Perserkriege kurz und in Umrissen darstellenden Übersicht, daß jene Behauptungen auf mangelnder Einsicht in den Zusammenhang der Dinge beruhen, daß in Wahrheit nicht dies oder jenes nebensächliche Ereignis sondern die gesamte Entwicklung der Machtstellung Athens und zwar schon seit dem Wiederaufbau seiner Mauern nach der Schlacht von Plataiai die Eifersucht Spartas erweckt hatte, daß dann während dieser fünfzig Jahre bis zum Ausbruch des peloponnesischen Krieges sich dieser von Korinth, Nigina und Megara genährte Gegensatz immer mehr und mehr verschärfte und daß also seit dem Jahre 479 schon die Frage zur Lösung stand, ob ein Staat in Hellas herrschen oder der während der Perserkriege aufgekommene Dualismus aufrecht bleiben solle. Wie Herodot so verteidigt also auch Thukydides den Perikles, aber in ganz anderer Weise. Herodot hatte in seiner Art dem Perikles gehuldigt, indem er eine seiner episodischen Erzählungen auf den Löwentraum der Mutter des Perikles zuspitzte und dessen Vorfahren, die Alkmeoniden, nicht immer glücklich zu verteidigen suchte. Thukydides dagegen rechtfertigt die Politik des großen Staatsmannes durch eine historische Beweisführung, nicht als Parteimann sondern als Forscher; er stellt einen wissenschaftlichen Gedanken in den Vordergrund und erweist, was Perikles getan hat, dadurch als recht getan, weil es in der Gesamtentwicklung begründet und unvermeidlich war. Mit diesem Nachweis fallen alle Anschuldigungen, die Perikles persönlich für den Mißerfolg haftbar machen sollen, für den denkenden Leser in sich zusammen.

Um das wissenschaftliche Verfahren, das Thukydides bei seiner Forschung zuerst angewendet hat, in seiner Eigenart noch genauer kennen zu lernen, kehren wir nochmals zu den einleitenden Kapiteln zurück. Neben der indirekten Beweisführung, deren er sich dann bedient, wenn die Zeugnisse ihn im Stiche lassen oder unglaublich sind, wofür oben schon einige Beispiele aus der „Archäologie“ angeführt wurden, verwendet er in demselben Abschnitte wiederholt und zwar ebenfalls als erster noch eine andere Methode: er sucht die mangelhafte Überlieferung über die Vergangenheit durch Rückschlüsse aus Zuständen der Gegenwart zu ergänzen und zu verbessern. Diese Rückschlüsse hatten ihn ganz besonders eindringlich belehrt, daß in der bisher vorliegenden Literatur das Bild der griechischen Vergangenheit ins Große verzeichnet sei; sie sollen auch den Leser in gleicher Weise belehren und so die auf anderem Wege schon gewonnene Ansicht bekräftigen, daß Griechenland erst allmählich aus kleinen Anfängen heraus zur Macht gelangt sei. So stellt Thukydides z. B. aus einer Anzahl in der Gegenwart noch vorhandener Anhaltspunkte fest, daß das älteste Athen nur aus einer kleinen auf der Akropolis selbst gelegenen Ansiedlung bestanden habe. Dies schließt er daraus, weil noch zu seiner Zeit, wenn man von der Stadt (Polis) schlechtweg spreche, damit die Akropolis, d. h. die einst allein vorhandene Hochstadt gemeint sei. Da nun diese mit der großen am Fuße der Akropolis sich ausbreitenden Stadt seiner Tage gar keinen Vergleich gestattete, so ergibt sich auch aus dieser Beobachtung und den an sie geknüpften Schlüssen für Thukydides und seine Leser, daß Altathen bei weitem nicht über solche Machtmittel verfügt haben könne wie das neue seiner Zeit, und daß somit in der Überlieferung die Größe und Bedeutung Altathens überschätzt werde.

Seiner Beobachtungen über die natürliche Bodenbeschaffenheit des Hellas seiner Tage und daran gefügter Rückschlüsse bedient sich Thukydides noch an anderen Stellen, um seine Leser über die älteste Geschichte Griechenlands zu belehren. Die so gewonnenen Erkenntnisse hält er wiederum mit Recht für fester begründet und für zuverlässiger als die sagenhaften Überlieferungen der Hellenen. Zu seiner Zeit waren die Athener einerseits darauf stolz, daß sie die Urbewohner von Attika seien, davon berichteten viele ihrer heimischen Sagen; andererseits erzählten sie aber auch im Widerspruche dazu, daß einzelne attische Adelsgeschlechter aus der Fremde zugewandert seien, und schließlich galt, wie schon zu Solons Zeit so noch zu der des

Thukydides, Athen als die Mutterstadt der kleinasiatischen Jonier, und auch von diesen Beziehungen wußten attische Sagen zu berichten. Dies alles hält Thukydides für richtig, aber nicht etwa deshalb, weil es in den Sagen so erzählt war sondern auf Grund seiner eigenen, unabhängig von diesen Sagen angestellten Beobachtungen und Schlüsse. Attika, so führt er aus, war zu allen Zeiten wie noch heute ein Land von geringer Fruchtbarkeit und übte darum auf Eröberer keine solche Anziehungskraft aus wie die zuerst besiedelten, aber vielumstrittenen fruchtbaren Landschaften Thessalien, Böotien und die Ebenen des Peloponnes. So blieben die Ureinwohner von Attika, die Vorfahren der Athener, im ungestörten Besitz ihres Landes und Attika wechselte seine Bewohner nicht. Trotz des mageren Bodens entwickelten sich daher stabile Verhältnisse im Lande, diese aber übten nun naturgemäß auf Vertriebene und Flüchtlinge aus anderen Landschaften Griechenlands eine starke Anziehungskraft aus. Durch Zusiedelungen kam daher Attika bald zu einer zahlreichen Bevölkerung und aus deren Überschuß besiedelte es schon früh die ionische Küste. So kommt Thukydides auf Grund unabhängig angestellter, allerdings anfechtbarer Erwägungen über die Vorgeschichte Attikas dazu, die Angaben der Sagen der Athener zu bestätigen und auch sie der geschichtlichen Forschung dienstbar zu machen.

Es wurde schon erwähnt, daß nach Thukydides' Ansicht jede größere Machtentfaltung bei den Griechen in den älteren Zeiten durch den Seeraub verhindert war. Diese allgemeine Verbreitung des Seeraubes in alter Zeit ergibt sich ihm aus zweierlei Erwägungen. Zunächst aus einem Rückschluß von der Gegenwart auf die Vergangenheit: bei einigen in der Kulturentwicklung zurückgebliebenen Küstenbewohnern des Griechenland seiner Zeit galt der Seeraub immer noch als ehrlicher Erwerb; folglich, schließt Thukydides, war der Seeraub zu der Zeit, da Hellas noch auf einer niederen Kulturstufe stand, allgemein im Lande verbreitet. Ferner darf man sich aber über solche den allgemeinen Kulturzustand betreffende Fragen auch bei den Dichtern Rats erholen; so wenig ihre Angaben direkt für die Ereignisse der Vergangenheit lehren können, was die Schilderung des Zuständlichen betrifft, sind sie doch durchaus brauchbar. Und in der That beweist Homer dasselbe wie der noch bei griechischen Küstenbewohnern des 5. Jahrhunderts geübte Seeraub: auch bei Homer ist dieser Brauch gang und gäbe, denn im Epos werden unbekannte Ankömmlinge zur See stets ganz unbefangen befragt, ob sie nicht etwa Seeräuber seien.

Durch die Anwendung der gekennzeichneten wissenschaftlichen Forschungsmethoden gewann aber Thukydides noch sehr viel weiter reichende neue Erkenntnisse. Nach allgemein griechischer Anschauung galten alle Nichtgriechen als Menschen minderer Qualität, die als solche äußerlich gekennzeichnet waren durch ihre den Griechen unverständliche Sprache und danach Barbaren genannt wurden. Jüngst noch hatte Herodot diesen allgemein anerkannten Gegensatz von Barbaren und Hellenen als Grundgedanken seiner Geschichtsdarstellung verwendet, wie sehr er persönlich auch hervorragenden Leistungen der Barbaren Gerechtigkeit widerfahren ließ. So tief wurzelte diese Vorstellung bei den Griechen, daß selbst noch für einen Denker wie Aristoteles diese Scheidung der ganzen Menschheit in zwei qualitativ verschiedene Bestandteile von vornherein als Grundsatz feststeht. Nur Thukydides hatte, seiner Zeit weit voraus-eilend, diesen Satz schon als falsch erkannt. Seine Art die alten Überlieferungen zu studieren, hatte ihm die Überzeugung verschafft, daß die Griechen in ihren Anfängen zahlreiche barbarische Züge aufweisen. Also war auch die Verschiedenheit von Barbaren und Hellenen, die den Griechen als von Anfang gegeben galt, lediglich ein Ergebnis der rascheren und höheren Kulturentwicklung der Hellenen. Verschiedene Beobachtungen führten Thukydides zu diesem Ergebnis. Er fand z. B., daß die prunkvolle und weichliche Tracht der Orientalen bei den Athenern und ihren Abkömmlingen in Kleinasien erst vor nicht langer Zeit durch die schlichtere spartanische Tracht verdrängt worden sei, die zu seiner Zeit als spezifisch hellenisch galt. Daraus ergab sich also, daß die Griechen ursprünglich wie die Barbaren gekleidet waren. Thukydides fand ferner, daß die als griechisch geltende Sitte zum Ringkampf völlig unbeskleidet anzutreten ebenfalls nicht ursprünglich sei. Denn bei den ältesten Festspielen in Olympia trugen auch die Griechen den Leibgurt, wie es noch zu seiner Zeit bei den Faust- und Ringkämpfern in Asien üblich war. Sowohl in der Tracht als in der Sitte fand er auf diesem Wege in Althellas Analogien zu den jetzigen Barbaren.

Thukydides verwendete also, wie die angeführten Beispiele lehren, die Beobachtung primitiver Zustände der Gegenwart ganz konsequent zur Aufhellung der Kulturbeschaffenheit des ältesten Hellas. Damit nimmt er eine Forschungsweise vorweg, die erst in neuester Zeit wieder in der Religionsgeschichte, der Rechts- und Kulturgeschichte angewendet und als großer Fortschritt der Wissenschaft angesehen wird. Mit den angeführten, landläufigen An-

sichten seiner griechischen Zeitgenossen so widersprechenden Sätzen über die barbarischen Zustände des ältesten Hellas ebnet aber der Athener Thukydides auch als erster der Ansicht die Wege, daß die gesamte Menschheit ein Ganzes bilde und er spricht damit als erster, und zwar von religiösen und kirchlichen Voraussetzungen ganz unabhängiger Denker denselben Grundgedanken aus, auf dem das moderne Humanitätsideal beruht. Erst in hellenistischer Zeit ist man auf diese Ansicht des Thukydides wieder zurückgekommen und Eratosthenes war, soviel wir wissen, der erste, der mit nachdrücklichen Worten aussprach, daß nicht die Zugehörigkeit zu Hellenen oder Barbaren den Wert des Menschen ausmache sondern das Maß dessen, was er zu leisten vermöge. Auch die griechische Philosophie der hellenistischen Zeit steht auf diesem Standpunkt. Schon die Antike hat also und zwar unter Vorantritt des Thukydides und durchaus unabhängig von dem erst national dann kirchlich gerichteten Universalismus des Judentums und Christentums ein Menschheitsideal entwickelt. Erst weit später, in moderner Zeit, ist die gleiche Anschauung dadurch abermals zum Siege gekommen, daß man vom religiösen und kirchlichen Universalismus zu dem antiken Menschheitsbegriff zurückkehrte.

Die Lage der griechischen Städte seiner Zeit dient Thukydides ebenfalls dazu, geschichtliche, die Vergangenheit blitzartig erhellende Schlussfolgerungen zu ziehen. Damit nimmt er Erkenntnisse vorweg, deren sich die moderne geographische Forschung erst seit Ritter wieder rühmen darf. Ansiedelungen auf Höhen, die fern vom Meere liegen, so lehrt Thukydides, sind die ältesten; denn solange Seeräub getrieben wurde, war die Sicherheit für die Wahl des Platzes einer Niederlassung maßgebend; der Typus der Küsten- und Isthmosstadt, wie wir sagen würden, entstand dagegen erst später, als sich Handel und Verkehr ungestört entwickeln konnten, und dann zwangen die Verhältnisse meist dazu, den alten, etwas binnenlands auf und um Akropolen gelegenen Städten besondere Hafenstädte hinzuzubauen wie in Athen, Korinth oder Megara.

Thukydides weiß aber auch, daß bei solcher Betrachtungsweise leicht Fehlschlüsse unterlaufen können, und er warnt daher seine Leser ausdrücklich vor solchen. Auf viele Gründe gestützt hatte er den Beweis erbracht, daß der Feldzug gegen Troia nicht so gewaltig gewesen sein könne, wie ihn Homers Dichtung erscheinen läßt. Daran knüpft er die Warnung dafür etwa die Kleinheit der Stadt Mykene, die der Augenschein ihrer Überreste lehre, als Beweis an-

zuführen. Denn wenn man sich das mächtige Sparta seiner Tage zerstört denke, so würde an dessen Überresten auch nicht zu erkennen sein, daß es einst zwei Fünftel des Peloponnes besessen und die Führung im ganzen Peloponnes und über viele auswärtige Bundesgenossen innegehabt habe; umgekehrt würden die Ruinen des Athen seiner Tage den falschen Anschein erwecken, daß dessen Macht doppelt so groß gewesen sei als in Wirklichkeit. Nicht auf das äußere Ansehen also sondern auf die vorhandene Macht kommt es vor allem an. Daß aber die Macht der Griechen zur Zeit des troischen Krieges im Peloponnes nicht bedeutend war, lasse sich ausreichend aus anderen Beobachtungen erweisen. Dies zeigen zunächst die Zahlenangaben bei Homer über die Schiffe und ihre Bemannung — „falls man ihnen trauen darf“ —; diese Zahlen sind an dem Maßstabe der Zeit des Thukydides gemessen geringfügig. Der Grund, weshalb nur so wenige Schiffe und Mannschaften ausfuhren, liegt aber nicht darin, daß es damals in Griechenland zu wenig Menschen gab, sondern man besaß nicht genügende Mittel um ein starkes Heer fern von der Heimat entsprechend zu verpflegen.

Wie in den bisher besprochenen Fällen so wahrte sich Thukydides auch sonst seine Freiheit und Unabhängigkeit von der sagenhaften Tradition und hält ihre Angaben erst dann für richtig, wenn sie sich durch seine eigenen Beweisführungen bestätigen lassen. Wo solche Beweise nicht zu erbringen sind, verwirft er sagenhafte Überlieferungen überhaupt. Dafür bietet die Einleitung zu seinem Geschichtswerk noch andere Beispiele. Die Sage und die Mythographen hatten die Stellung des Agamemnon als Führers der Griechen im troischen Kriege durch die Erzählung von einem Eidschwur begründet, den die Freier der Helena geleistet haben sollten; Thukydides dagegen bestreitet die Richtigkeit dieser Erzählung, er sieht den Grund von Agamemnons Führerstellung vielmehr darin, daß er damals unter allen griechischen Fürsten die größte Macht besaß. Es kommt also bei ihm immer wieder die Überzeugung zum Ausdruck, daß das richtige Verständnis der geschichtlichen Ereignisse nicht durch poetische und theologische Motivierungen gegeben sondern nur aus der Rücksichtnahme auf die realen irdischen Mächte zu gewinnen sei. Durch den starken Nachdruck, den Thukydides bei diesen seinen Betrachtungen auf die wirtschaftlichen Zustände legt, nimmt er abermals eine Betrachtungsweise vorweg, die erst in der neuesten für wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung Verständnis gewinnenden

Zeit in der modernen Geschichtswissenschaft wieder zur Geltung gekommen ist.

Ein Denker von solcher Kraft und Selbständigkeit konnte daher nicht mehr wie Herodot in der Wiedererzählung rationalisierter Mythen den Anfang der Geschichte erkennen; er verwirft also solche und sagenhafte Erzählungen als Geschichtsquellen grundsätzlich, ist aber überall bemüht, durch seine Kritik unabhängig von den zweifelhaften Zeugnissen einen haltbaren Ertrag zu gewinnen. Er rationalisiert nicht mehr, deutet nicht um, er sucht auch nicht Widersprüche auszugleichen, um so Ergebnisse zu erzielen, die einen wirklich wissenschaftlichen Forscher doch nicht befriedigen können, sondern er sucht auf neuen bisher unbeschrittenen Wegen Neues und Feststehendes zu ermitteln; so kommt er zu der richtigen Erkenntnis, daß Mythos und Sage sowie deren dichterische Behandlungen an sich ebenjowenig Geschichte sind und sein können wie deren spätere rationalisierten Darstellungen in Prosa.

Gewiß, Thukydides hat aus dieser Erkenntnis noch nicht die letzten Folgerungen gezogen; es würde seiner allseitig erwägenden Art auch gar nicht entsprechen, wenn er seine Einsichten in einseitiger Weise überspannt und bis zum äußersten getrieben hätte. Seine kritischen Erörterungen sind daher noch nicht ganz frei von allen Erdenresten der alten Überlieferung. So gilt ihm beispielsweise der reiche Lyder Pelops, der aus Asien nach dem Peloponnes kam und dort den Grund zu dem Reichtum des argivischen Königs geschlechtes legte, ebenso als historische Person wie der Thessaler Helen, von dem die Hellenen ihren Namen haben, oder wie der gute König Theseus der attischen Sage, der kampflos die Bewohner der verschiedenen Landesteile von Attika zur Gründung von Athen vereinigte. In diesem letzten Falle ließ ihn auch seine Methode, durch Rückschlüsse aus der Gegenwart die Geschichte der Vergangenheit aufzuhellen, einmal im Stich. Er beruft sich für die Richtigkeit seiner merkwürdigen Ansicht, daß ein politischer Vertrag am Anfang der attischen Geschichte stehe, auf das noch zu seiner Zeit gefeierte Fest der Synoikien, und zieht aus diesem noch bestehenden Festbrauch den diesmal unstreitig falschen Schluß, daß die staatliche Einigung Attikas, wie die Sage behauptete, sich friedlich vollzogen habe. Auch Ion, den Eponymos der Jonier, eine in Attika ursprünglich nicht einmal heimische Sagengestalt, hält er für eine historische Persönlichkeit und Helena und die Helden des troischen Krieges sind ihm gleichfalls historische Personen. Zwar hat sich die moderne

Wissenschaft dem Standpunkt des Thukydides wieder einigermaßen genähert, weil viele ihrer Vertreter seit Schliemanns Ausgrabungen einen Feldzug von Griechenscharen unter der Führung des Königs von Mykene gegen die Bewohner der sechsten troischen Stadt als geschichtliches Ereignis ansehen, aber den Glauben des Thukydides an die Geschichtlichkeit der Personen des Epos teilen wir darum doch noch nicht. Eigener Mißgriffe trotz einem viel reicheren Vergleichsmaterial auf dem schwierigen Gebiete griechischer Sagenforschung eingedenk werden wir wegen solcher einzelner Irrtümer Thukydides als Historiker doch nicht geringer einschätzen. Er bleibt der unvergleichliche Forscher, der zuerst die wissenschaftliche Erkenntnis der Frühzeit von Hellas erschlossen hat, wenn er auch gelegentlich einmal in den Rationalismus der Jonier zurückverfällt oder eine sagenhafte Gestalt der Überlieferung als solche nicht erkannt hat.

Ganz untadelig, von nebensächlichen kleinen Irrtümern abgesehen, erweist er sich dagegen als Kritiker der zeitgenössischen Überlieferung. Dies hat unter anderem die Auffindung der Schrift des Aristoteles über die Verfassungsgeschichte von Athen nur von neuem dargetan; sie hat die Richtigkeit der Gesamtauffassung, die Thukydides über die Revolution des Jahres 411 vorträgt, zweifellos erhärtet, während der große Stagirite deshalb von diesen Vorgängen ein falsches Bild entwarf, weil er die Tendenz der von ihm benutzten Literatur nicht durchschaute.

In seinem ganzen Werke erweist sich Thukydides ferner vollkommen frei von allen traditionellen religiösen und abergläubischen Vorurteilen, die sich bei Herodot noch so stark geltend machen und mit seinen rationalistischen Neigungen in so widerspruchsvollem Verein stehen. Götter- und Wundergeschichten sind für den Geschichtsschreiber Thukydides überhaupt nicht vorhanden; mit ihrer Widerlegung befaßt er sich gar nicht. Nur hie und da, stets mit überlegener Ironie, kommt er auf Orakel zu sprechen, die für Herodot noch maßgebende Äußerungen des Götterwillens waren und nach seiner Meinung allem Menschenwitz zum Troß in Erfüllung gehen. Einen ganz anderen Standpunkt nimmt Thukydides ein. So spricht er einmal von einem alten, auf die Ereignisse des peloponnesischen Krieges bezogenen Orakelspruch, dessen letztes Wort nach einigen „Pest“, nach anderen „Hungersnot“ lautete. Er bemerkt, daß natürlich damals wegen der in den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges wütenden Pest die Lesart „Pest“ allgemein für

richtig gehalten wurde, und fügt hinzu, wenn wieder ein anderer Krieg käme und mit diesem eine Hungersnot, dann würden die Menschen die zweite Lesart des Spruches für die richtige erklären. Damit führt er die Orakel, ihre Deutung und Erfüllung auf rein natürliche Gründe zurück. Noch deutlicher geschieht dies an einer anderen Stelle. An dieser erwähnt Thukydides ein delphisches Orakel, das die Besiedelung des auf der Akropolis gelegenen sogenannten pelasgischen Feldes verbot. Auf diesem hatten in der Not des peloponnesischen Krieges vor dem Feinde in die Hauptstadt geflüchtete Bewohner von Attika ihre Wohnsitze aufgeschlagen. Pfaffen und Gläubige in Athen behaupteten, daß die Mühlsal des Krieges durch das Außerachtlassen dieses Verbotes verursacht worden sei. Thukydides bemerkt dagegen mit sieghafter Logik, daß der wahre Sachverhalt gerade umgekehrt sei: nicht die Besiedelung erzeugte das Unheil des Krieges sondern der Krieg zwang zur Besiedelung. Das Orakel in Delphi konnte also seinen Spruch gerne tun, denn es hatte nicht zu befürchten, daß es Lügen gestraft werde, weil vorauszusehen war, daß nur in einer Notlage sein Verbot werde außer acht gelassen werden. An einer dritten Stelle sagt Thukydides geradezu, daß der Glaube an Weissagungen, Orakel und dergleichen für die Massen verhängnisvoll sei, denn statt alle Kraft für ihre Rettung einzusetzen, gäben sie sich falschen Hoffnungen hin und gingen zu Grunde. Es ist also Ironie, wenn Thukydides seiner genauen, auf natürlicher Zeit beruhenden Berechnung der Dauer des peloponnesischen Krieges auf 27 Jahre noch die Bemerkung hinzufügt, daß bei dieser Rechnung auch diejenigen Recht bekommen, die einer Weissagung zufolge glaubten, der Krieg werde gerade 3×9 Jahre dauern.

Früher wurde gezeigt, wie besangen Herodot in der vollstümlichen Auffassung ist, die dort, wo sie den Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse nicht versteht, wo Imponderabilien zur Wirkung kommen, vom göttlichen Eingreifen spricht. Dieser Auffassung steht Thukydides überlegen gegenüber. Von Göttern und göttlichem Wirken in der Geschichte ist bei ihm überhaupt nicht nur nicht die Rede sondern, indem er überall die natürlichen Ursachen der Ereignisse nachzuweisen sucht, gibt er deutlich zu erkennen, daß er an überirdische Einflüsse nicht glaubt oder doch ihren Nachweis für unmöglich hält, jedesfalls aber, daß die wissenschaftliche Geschichtsschreibung nach seiner Ansicht mit transzendentalen Begründungen sich nicht zu befassen habe. Dieser Standpunkt kommt unter anderem

auch sehr deutlich in seiner Schilderung der Einnahme von Amphipolis durch die Spartaner zum Ausdruck. Die Amphipoliten machten nach der Eroberung der Stadt das Heiligtum ihres athenischen Stadtgründers dem Erdboden gleich und feierten den spartanischen Feldherrn Brasidas als ihren neuen Stadtgründer durch heroische Ehren. Das erzählt Thukydides mit derselben Ironie, mit der wir von den Neapolitanern sprechen, die beim letzten Ausbruch des Vesuv ein bei einer Prozession vorangetragenes Madonnenbild in die Lava werfen wollten, weil es das Vordringen des herannahenden Feuerstromes nicht aufhielt.

Die von Thukydides überall angewandte wissenschaftliche Kritik ist trotz ihrer Schärfe positiv gerichtet: die historischen Vorgänge gelten ihm als erkennbar und sie lassen sich in ihrem besonderen Verlauf begründen und erklären. Dadurch erhebt sich Thukydides ebenso über den Rationalismus der Jonier und des Herodot wie über den negativen Skeptizismus der Sophisten, der Weisheitslehrer in dem Athen seiner Zeit, die behaupteten, daß es über alle Dinge kein Wissen sondern nur ein Meinen gebe. Von der Forschungsmethode dieser Sophisten hat Thukydides unstreitig gelernt, ja seine Einsichten sind ohne die attische Sophistik überhaupt gar nicht denkbar; wer ihn aber darum einen Sophisten nennt, verfällt in denselben Fehler wie die Zeitgenossen des Sokrates, die diesen einen Sophisten nannten, und verkennen, daß Thukydides ebenso wie Sokrates durch die positiven Ergebnisse seiner Kritik die Sophistik überwunden hat.

Wie auf allen anderen Gebieten so ist es also auch auf dem der Geschichte ein Hellene gewesen, der die Menschheit zuerst wissenschaftlich denken gelehrt hat. Thukydides ist aber nicht nur als Forscher sondern auch als Darsteller ein selten wieder erreichter und niemals übertroffener Meister der Geschichtswissenschaft: er versteht es, die mühevollen geistigen Arbeit eines Menschenlebens durch seine schriftstellerische Kunst dem Leser zu verbergen und führt ihm nur deren Ergebnisse vor. Eine leichte Lektüre ist sein Werk gleichwohl nicht; wer sich aber ernsthaft bemüht, ihm seine Gedanken nachzudenken, der wird finden, daß Thukydides dies Werk in berechtigtem Stolz als einen Besitz für die Ewigkeit bezeichnen durfte.

7. Die griechische Weltgeschichte in hellenistischer Zeit.

In den beiden vorhergehenden Abschnitten ist der Ursprung und die Entwicklung der Geschichtsschreibung der Griechen an ihren Hauptvertretern bis auf ihren Höhepunkt verfolgt worden. Aus der großen Zahl der späteren antiken Geschichtswerke können hier bloß jene uns freilich oft nur durch wenige Bruchstücke bekannten besprochen werden, die als Vorläufer der christlichen Weltgeschichte in Betracht kommen, in der sich zum erstenmale jüdische und antike Gedanken und Anschauungen mit einander verbinden. In dieser Verbindung überwiegt allerdings das jüdische Element sehr stark, das antike ist wenigstens in den Anfängen auf die Entlehnung vereinzelter Nachrichten aus antiken Geschichtsbüchern beschränkt. Jedoch auch die wenigen antiken Bücher, die direkt auf die christliche Geschichtsschreibung gewirkt haben, sind meist von geringem Werte, mit Herodot oder gar Thukydides lassen sie sich gar nicht vergleichen, zum Teil sind es geradezu Bücher, die keinen größeren Wert haben als unzulängliche Schulkompendien von heute.

Wir haben darum vor allem festzustellen, wie es kam, daß von dem Lebenswerk des Thukydides schon im Altertum so gut wie nichts Bestand hatte, weshalb die durch ihn mit einem Schlage zum Range einer Wissenschaft erhobene Geschichtsforschung keine weiteren Fortschritte gemacht hat, so daß das literarisch werdende Christentum fast nur auf minderwertiges Material angewiesen war. Nicht einmal die wichtige im Gegensatz zu Herodot gewonnene Erkenntnis des Thukydides, daß Mythos und Geschichte zwei verschiedene Dinge seien, daß auch aus der Sage keine Geschichte zu gewinnen sei und daß darum mythische Erzählungen auch nicht den Anfang der Geschichte bilden können, ist in der folgenden Geschichtsschreibung der Hellenen festgehalten worden. Bei allen späteren Geschichtsschreibern des Altertums, besonders bei den Verfassern von Handbüchern, finden wir sogar in der Regel wieder Erzählungen von Göttern und Heroen am Anfange der Menschengeschichte. Die meisten griechischen und römischen Geschichtsschreiber wissen ferner wiederum wie Herodot von einem Eingreifen der Götter in den Verlauf der irdischen Ereignisse zu erzählen, wenn sie auch nicht mehr wie im Epos bestimmte Götter mit Namen nennen, oder wie Herodot von „Gott“ oder dem „Göttlichen“, sondern dem philosophischen Sprachgebrauch ihrer Zeit folgend von der Tyche, der Vorsehung oder dem Schicksal reden.

Diesen Standpunkt hat niemand wirkungsvoller vertreten als der letzte bedeutende Kopf und große Stilist der hellenistischen Zeit, Poseidonios von Rhodos, dem römische Imperatoren wie Pompeius und römische Literaten wie Cicero ihre Huldigungen darbrachten. Sein äußerlich als Fortsetzung der polybianischen Geschichte sich darbietendes Werk führte mit allen Stilkünsten der damaligen Zeit dem Leser das Walten der Tyche in der Weltgeschichte vor Augen. Bei dem im syrischen Apameia geborenen Poseidonios hatte die stoische Philosophie einen religiösen Charakter angenommen und einen orientalischen Einschlag erhalten, und wie in der Geschichte so preist er auch in der Betrachtung des Weltalls den göttlichen alles regierenden Geist. Die Wirkung, die dieser zur Mystik hinneigende Schriftsteller auf die Gebildeten seiner Zeit ausübte, darf man sich ähnlich vorstellen wie die der großen Kanzelredner, z. B. Dupanloup in Frankreich. Die in der nachthukydideischen Geschichtsschreibung wiederum herrschende Richtung verzichtete also darauf die Ereignisse aus ihren natürlichen, für den Menschen erkennbaren Voraussetzungen zu verstehen und verständlich zu machen, und magst sich an, die für den Menschen nicht erkennbaren Pläne höherer Mächte zu enthüllen. Mit diesem Rückschlag in eine durch Thukydides längst überwundene Anschauungsweise geht bei vielen dieser Schriftsteller leichtes Moralisieren und aufdringliches Nützlichkeitsstreben Hand in Hand. Die Geschichte soll nicht nur ethisch bessern und von der Sünde abschrecken sondern sie soll auch praktischen Nutzen bringen. Und diese ihre Zwecke suchen die Geschichtschreiber der hellenistischen Zeit zu allem Überfluß dadurch zu erreichen, daß sie ihren Gegenstand immer mehr und mehr zu einer Abart rein rhetorischer Schriftstellerei und bloßer Stilübung gestalteten.

Die bedeutamen Leistungen der hellenistischen Zeit liegen nicht auf dem Gebiete der eigentlichen Geschichtsschreibung sondern in einer großartigen Sammelarbeit. Nach dem Vorbild, das Aristoteles gegeben hatte, wurden in Alexandrien und Pergamon im Anschluß an die dortigen Bibliotheken allerdings gewaltige historische Materialsammlungen durch gelehrte Forscher zu Stande gebracht. Allein sie dienen viel weniger einer wissenschaftlichen Geschichtsforschung als vornehmlich dem Aufbau der Staatslehre, die als Krönung und Endziel der antiken Philosophie galt, oder aber sie werden zur Ergötzung der älteren, als klassisch angesehenen, vorzüglich der poetischen Literatur verwendet. Sehr bald aber wurde die große Masse des aufgestapelten, für uns leider größtenteils verlorenen Materials als

eine Last empfunden und die Epigonen der älteren großen Forscher sahen deshalb ihre Aufgabe darin, das Gesammelte in stets dünner werdende Auszüge und Kompendien zusammen zu drängen. So geschah es, daß weder die alles überragende Gestalt Alexanders d. Gr. noch seine fast übermenschlichen Leistungen, weder die gewaltigen Persönlichkeiten seiner Nachfolger noch die wechselvollen Ereignisse unter ihrer Herrschaft ein Geschichtswerk hervorbrachten, das mit dem des Herodot oder des Thukydides auch nur annähernd verglichen werden könnte. Eine politische Geschichtsschreibung gedieh bei den Griechen eben nur solange, als der demokratische Staat des 5. Jahrhunderts Bestand hatte; unter der Herrschaft von Fürsten verkümmerte sie zusehends immer mehr.

So kam es, daß die Geschichte als Wissenschaft schon im Altertum nicht mehr über den Punkt hinaus gefördert wurde, den sie mit Thukydides erreicht hatte. Was Thukydides geleistet hatte, war das Höchste, dessen die Antike auf diesem Gebiete fähig war, und bleibt, wie wir gesehen haben, vorbildlich für alle Zeiten. Aber es ist doch etwas anderes als das, was wir seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts wissenschaftliche Geschichtsforschung nennen und als eine Errungenschaft vornehmlich deutscher Gelehrter rühmen. Diese Art wissenschaftlicher Forschung blieb dem Altertum überhaupt unbekannt. Gelehrte Vorarbeiten nach überaus verfeinerten kritischen Methoden, wie sie heute als unerläßlich gelten, stellten die antiken Geschichtsschreiber mit ganz wenigen Ausnahmen überhaupt nicht an. Sie fühlten sich in der Regel nicht einmal zu dem verpflichtet, was heute jedem Studenten eingeschärft wird: das vorhandene Material möglichst vollständig zu sammeln. Für sie ist die Überlieferung etwas Gegebenes, ein oder höchstens ein paar ältere Werke bieten dem antiken Historiker in der Regel den Stoff, dessen er bedarf. Damit verfährt er wie der Bildhauer mit dem Marmorblock; er sieht seine Aufgabe vorzugsweise darin aus dem gegebenen Material ein neues Kunstwerk zu gestalten. Dieser Vergleich trifft um so mehr zu, wenn wir dabei nicht an den modernen sondern an den antiken Künstler denken, der weit stärker von älteren Gestaltungen seines Werkes abhängig ist als jener und daher weit mehr unter dem Einfluß gegebener Typen arbeitet. Mit diesem Vorwiegen der künstlerischen Seite in der antiken Geschichtsschreibung hängt auch die uns überraschende Erscheinung zusammen, daß der als „unwahre Geschichte“ bezeichnete Roman im Altertum stets als eine Abart der Geschichtsliteratur gegolten hat.

Sehen wir nun zu, wie sich innerhalb dieser der Antike gezogenen Grenzen die Geschichtsschreibung seit dem Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. entwickelt hat. Zwei Hauptgattungen historischer Werke waren durch Herodot und Thukydides geschaffen worden und fanden infolge ihrer überragenden und vorbildlichen Bedeutsamkeit Nachfolge bei den Späteren: die Weltgeschichte oder allgemeine Geschichte und die Geschichte der eigenen Zeit. Da die Griechen die eine wie die andere vom griechischen Standpunkt aus schrieben, so führten beide Gattungen gleich häufig die Bezeichnung „Hellenische Geschichten“; diese Bezeichnung besagt also für die Zugehörigkeit eines Werkes zu der einen oder anderen Gattung zunächst gar nichts: die Weltgeschichten des Ephoros und anderer Autoren heißen so und die Fortsetzung des Thukydides, die Xenophon geschrieben hat, ebenfalls. Es ist in diesem Zusammenhang lehrreich beide Werke kurz mit dem des Thukydides zu vergleichen.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts setzte Xenophon die Feder an und erzählte, anfangs äußerlich die Jahreseinteilung des Thukydides festhaltend, die Ereignisse von 411—362. Durch seine äußere Lebensstellung, durch seine praktischen militärischen und politischen Erfahrungen, durch seine Herkunft und Unabhängigkeit brachte Xenophon für seine Aufgabe die gleich günstigen Vorbedingungen mit wie Thukydides. Dennoch hält, was er leistete, nicht von ferne den Vergleich mit dem Werke des Thukydides aus. Während dessen politische Überzeugungen in dem Glauben an die Größe Athens wurzeln, und während er trotz dem schmerzlichen Ausgang des Krieges daran nicht irre geworden ist, daß die Politik des Themistokles und Perikles Athen unsterblichen Nachruhm für alle Zukunft gesichert habe, fällt Xenophons Jugend in die trübseligen Tage inneren Zwistes und äußerer Mißerfolge am Ende des peloponnesischen Krieges. Darum entschloß er sich, wenn auch zögernd und erst durch das delphische Orakel beraten, das er, wie Sokrates ironisch bemerkte, nicht richtig befragt hatte, der Heimat den Rücken zu kehren und einer Einladung seines spartanischen Gastfreundes folgend an dem rebellischen Unternehmen des persischen Prinzen Kyros gegen seinen Bruder teilzunehmen. So hat Xenophon zwar in der Fremde viel Merkwürdiges erlebt, er ist auch ein bewunderter und in manchen Sätteln gewandter Schriftsteller geworden, aber zum politischen Geschichtsschreiber fehlte ihm das wesentlichste: der Glaube an die Macht und Größe des Vaterlandes. Seine Schriften zeigen ihn ferner befangen in borniertem Uberglauben, der Ausfall der

Opfer und Orakel gelten ihm als maßgebende Äußerungen des Götterwillens. Seine Weltanschauung ist die eines braven Lanzknechts. Für wissenschaftliche Forschung war dieser Sokrateschüler ganz ungeeignet und als Geschichtsschreiber blieb er in die engen Grenzen des Memoirenschriftstellers gebannt, als der er durch seine Anabasis rühmlich bekannt ist. In seiner Hellenischen Geschichte steht daher vieles an sich Hübsches und Interessantes, das er selbst erlebt hatte, es fehlt darin aber sehr viel mehr, was zum politischen Verständnis der behandelten Zeit ganz unentbehrlich ist. Dennoch hat sich Xenophon als klassischer Stilist behauptet; er ist zwar so wenig wie Thukydides von allen rhetorischen Einflüssen ganz frei, aber er bewahrte sich dennoch die Eigenart gegenüber den gleichmachenden Vorschriften der zu seiner Zeit modernen rhetorischen Kunst.

Bei Ephoros dagegen herrscht die Rhetorik durchaus. Ohne je in der Praxis politische oder militärische Sachkenntnis erworben zu haben, steckte er sich als reiner Literat seine Aufgabe viel weiter als alle seine Vorgänger. Er begann seine Hellenische Geschichte mit der dorischen Wanderung. Die allgemeine Geschichte von Hellas fängt für ihn also mit der Spartas und des Peloponnes an; von da führte er in zunehmender Ausführlichkeit seine Darstellung herab bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts. Die Wahl dieses Ausgangspunktes ist ein Rückschritt gegen Herodot wie gegen Thukydides; gegen diesen, weil wiederum mythische Erzählungen in rationalistischer Umdeutung an den Anfang der Geschichte gestellt werden, gegen jenen, weil Ephoros die griechische Geschichte, die in Wahrheit in Kleinasien anhebt, mit der des Peloponnes beginnen ließ und somit ein falsches Bild ihres Herganges gab. Dieser von Ephoros begangene Mißgriff, durch den der wahre Verlauf der griechischen Geschichte geradezu umgekehrt wird, ein Mißgriff, der nach Herodots weit richtigerer Darstellung nicht hätte begangen werden dürfen, wirkt bis heute noch in vielen unserer Schulbücher nach.

In der Einleitung seines rund hundert Jahre nach Herodot geschriebenen Werkes spricht Ephoros zwar sehr vortreffliche methodische Grundsätze aus, aber wo wir ihn kontrollieren können, hat er nichts anderes getan, als der Reihe nach Herodot und Thukydides seiner Darstellung zu Grunde gelegt, willkürlich umgestaltet, was sie boten, und nur wenig aus anderen Quellen hinzugefügt. Ein bereitliegender und im Wesentlichen gegebenener Stoff wurde also von ihm dadurch interessant gemacht, daß er ihn von neuen Ge-

sichtspunkten aus mit vorwiegend stilistischen Mitteln umgestaltete. Die etwas pedantisch den einzelnen Büchern vorausgeschickten Einleitungen, durch die er den Stoff zerteilt hatte, enthalten Inhaltsangaben und leichte moralische Betrachtungen. Sie zeigen besonders deutlich, wie weit sich Ephoros von der hohen Auffassung entfernte, die nicht nur in dem Geschichtswerk des Thukydides sondern auch in dem des Herodot geherrscht hatte. Denn es ist zwar unzulässig, aber doch immer ein Zeichen von großzügiger Auffassung, wenn der Verfasser eines Geschichtswerkes darauf aus ist wie Herodot den göttlichen Plan im Verlaufe der Ereignisse aufzuzeigen; ein solcher vergeblicher Versuch bleibt immer noch ein viel anerkennenswerteres Beginnen, als wenn, wie dies Ephoros tut, die Geschichte zur Magd der Pädagogik und Rhetorik herabgewürdigt wird.

Das Werk des Ephoros ist gleichwohl von fast allen späteren Verfassern allgemeiner Geschichten bis herab zu den spätesten antiken Geschichtsabrissen immer wieder benutzt worden und schon Polybios, der sonst Ephoros sehr streng beurteilte, bewundert ihn eben wegen seines universalgeschichtlichen Standpunktes. Allein dieser sein Universalismus ist, wie E. Schwartz und v. Wilamowitz hervorgehoben haben, da er Großes und Kleines mit dem gleichen Maßstabe mißt, doch nichts anderes als der Ausdruck der jämmerlichen Zustände, die in Hellas nach dem Königsfrieden herrschten, der die griechische Politik vom Perserkönig vollkommen abhängig gemacht hatte. Vertreten wird dieser universalgeschichtliche Standpunkt überdies von einem Manne, der sich über einen kleinstädtischen Lokalpatriotismus nicht erheben konnte und seine kleinasiatische Vaterstadt und Taten ihrer Bürger bei allen möglichen Anlässen in aufdringlicher Weise hervorhob.

Seit dem Ende des peloponnesischen Krieges geht also mit dem Niedergang der politischen Geschichte auch ein ungewöhnlich rascher Verfall der Geschichtschreibung Hand in Hand. Er steht im Zusammenhang mit zwei neuen Erscheinungen in dem Geistesleben des ausgehenden fünften Jahrhunderts. In der Zeit, die zwischen dem Erscheinen des thukydideischen Geschichtswerkes, das nur eine ganz beiläufige Andeutung über den Nutzen der Geschichte für den praktischen Staatsmann enthielt, und zwischen dem Erscheinen des einen groben Nützlichkeitsstandpunkt vertretenden Werkes des Ephoros verstrichen ist, entstand in Griechenland das von den Sophisten aufgebrachte und bald das ganze geistige Leben beherrschende Ideal der allgemeinen Bildung. Und zum zweiten bemächtigte sich in der

Zeit, die einerseits durch die anmutige Erzählungskunst des Herodot und durch den schweren, nach einem entsprechenden Ausdruck für die Tiefe seiner Gedanken ringenden Stil des Thukydides und andererseits durch die Stilkünste und die Manier des Ephoros gekennzeichnet wird, die Rhetorik der gesamten griechischen Prosaliteratur. Ephoros verdankte seine starke Wirkung und häufige Benutzung in der späteren historischen Literatur der Griechen gerade dem, daß er zuerst als bei Isokrates geschulter Rhetor Geschichte schrieb. Die kunstmäßig ausgebildete und von den Sophisten gelehrte Rhetorik feierte ihre Triumphe in der Volksversammlung, vor Gericht und bei den öffentlichen Festlichkeiten; sie ergriff aber auch das ganze literarische Leben so mächtig, daß sie zum Selbstzweck wurde. Auch die Geschichte wird jetzt nur eines von vielen anderen Objekten, an denen diese Modedunst ihre Macht über die dafür so empfänglichen Griechen betätigt. Diese beiden neuen Erscheinungen im Geistesleben des vierten Jahrhunderts, die vielfach ineinander übergehen: die allgemeine Bildung als pädagogisches Ideal und die Rhetorik als ihr wichtigster Bestandteil waren es, die bei den Griechen ein weiteres Fortschreiten in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung über Thukydides hinaus verhindert haben.

In dem privater Fürsorge überlassenen Jugendunterricht der Griechen hatte die Geschichte ursprünglich allerdings keine Stelle. Allein schon bei den attischen Rednern des 4. Jahrhunderts finden sich Anhaltspunkte dafür, daß, seitdem es Rhetorenschulen gab, wenigstens deren Besuchern ein gewisses Ausmaß von Kenntnissen der heimischen Geschichte durch besonderen Unterricht, vielleicht auch durch besondere diesem Zweck dienende schriftliche Zusammenstellungen beigebracht wurde. Denn bestimmte Tatsachen der griechischen Geschichte lehren bei den Rednern wie Gemeinplätze wieder, immer wieder werden dieselben historischen Beispiele angeführt oder auch als bekannt vorausgesetzt; es finden sich ferner, was noch beweiskräftiger ist, bei den Rednern sogar einige sachlich fehlerhafte kurze Übersichten einzelner Geschichtsperioden in fast wörtlich gleicher Fassung wiederholt. All dies läßt darauf schließen, daß in den Rhetorenschulen historische Anweisungen etwa in der Weise gegeben wurden, wie sie jetzt zahlreiche Sammlungen historischer Beispiele für den vergleichbaren Bedarf der Sonntagsprediger bieten. Dies wird man für umso wahrscheinlicher halten, wenn man sich erinnert, daß derartige Hilfsmittel auch sonst im rhetorischen Unterricht verwendet wurden; am bekanntesten sind die Musterproömien, über

deren gleichartige Verwendung sich die attische Komödie schon lustig machte; wir können solche bei Isokrates, Lyfias und Andokides noch nachweisen.

Von da zur Aufnahme der Geschichte in den höheren Jugendunterricht war nur mehr ein Schritt, der anscheinend bald getan wurde. Ein solches Schulbuch mit größtenteils historischem Inhalt, das den Zwecken des Jugendunterrichtes zu dienen hatte, ist uns schon aus dem 2. Jahrh. v. Chr. erhalten; in den folgenden Jahrhunderten nimmt ihre Zahl sehr rasch zu, und es treten bald neben die Kompendien der Weltgeschichte auch noch kleine Büchlein, die Zusammenstellungen des für den „Gebildeten“ überhaupt Wissenswertes enthalten.

Alle diese Bücher verdanken ebenso wie der Schulaufsatz und die Schulgrammatik, deren Anfänge gleichfalls dieser Zeit angehören, ihr Dasein dem Streben nach allgemeiner Bildung, das seit dem 5. Jahrh. v. Chr. die Hörsäle der Sophisten mit einer vielköpfigen lernbegierigen Jugend füllte. Diese Lehrer verhiessen die Knaben alles zu lehren, was für eine erfolgreiche praktische Betätigung in allen verschiedenen Berufszweigen nötig sei. Die antiken Verhältnisse brachten es mit sich, daß in diesem Unterricht die Rhetorik die erste Stelle einnahm. Trotz des Widerspruches, den Sokrates, Platon und Aristoteles im Namen der Wissenschaft gegen die bloß Kenntniffe vermittelnde und materiellen Zwecken dienende Art dieses Unterrichts erhoben, hörte der Zulauf zu solchen Schulen nicht auf; die Rhetorik blieb der Philosophie gegenüber Siegerin und damit wurde auch die Geschichte der Beredsamkeit ausgeliefert, des Thukydides wissenschaftliches Forschen fand keine Fortsetzung.

Nur wenige erhoben sich über die historische Durchschnittsbildung, die der höhere Unterricht in der Antike vermittelte. Aristoteles vor allem griff auf die Forschungsmethode des Thukydides zurück und ließ sich auch in seinen staatswissenschaftlichen Studien eine möglichst vollständige Sammlung alles vorhandenen verfassungsgeschichtlichen Materials angelegen sein. Aristoteles suchte zwar mit Hilfe der rückschließenden Methode des Thukydides die dunklen Zeiten der attischen Verfassungsgeschichte zu erhellen, und er ergänzte allerdings in seinen Arbeiten, was Thukydides für die politische Geschichte geleistet hatte, nach der Seite der Verfassungsgeschichte, des Staatsrechtes und des Ursprunges des Staates hin. Allein gerade seine Verfassungsgeschichte von Athen hat gelehrt, daß er für historische Forschung doch nicht die gleich große Begabung be-

faß wie als Systematiker und Philosoph. Er ist zwar der große Organisator wissenschaftlicher Arbeit auf allen Gebieten und derjenige gewesen, der die gelehrte Arbeit der hellenistischen Zeit anregte, aber als Historiker steht er hinter Thukydides zurück, wenn es ihm auch nicht vergessen werden darf, daß die Art, wie er den Solon der Geschichte von dem der Legende geschieden hat, eine muster-giltige Leistung bleibt.

Noch in einer anderen Hinsicht besannen sich einzelne Schriftsteller in hellenistischer Zeit im Gegensatz zu der rhetorischen Mode auf die Aufgabe der Geschichte als Verkünderin der Wahrheit. Im Gegensatz zu den phantastischen und märchenhaften Darstellungen der Geschichte Alexanders d. Gr. machte sich schon bald nach seinem Tode eine Reaktion geltend. Begleiter Alexanders, wie der Beherrscher Aegyptens Ptolemaios und Aristobulos aus Kassandrea, erzählten mit Verzicht auf den äußeren Schmuck der Rede, dafür aber gestützt auf urkundliches Material, Briefe, Akten und offizielle Berichte, Alexanders Feldzüge und Taten. Allein diese Richtung, in der sie noch manche Nachfolger fanden, schlug nicht durch: die romanhafte und rhetorische Geschichtsschreibung der Taten Alexanders behielt die Oberhand und erst in der römischen Kaiserzeit griff Arrian wieder auf die authentischen Zeugen zurück, zollte aber in seiner Alexandergeschichte durch die gleichzeitige Aufnahme von Erzählungen rhetorischer Schriftsteller der damaligen Moderichtung ebenfalls seinen Tribut.

Auch ein so seltener Mann wie Polybios schafft als Geschichtsschreiber keinen durchgreifenden Wandel zum Besseren. Er war zwar gleich Herodot einer der größten Reisenden des Altertums und hatte gleich Thukydides als Staatsmann und Militär sich einen reichen Schatz von praktischen Erfahrungen gesammelt. Mit Fug durfte er sich seinen zahlreichen, nur literarisch gebildeten Vorgängern überlegen fühlen und sie alle in lebhaften Polemiken bekämpfen. Auch hat er mehr als viele andere Geschichtsschreiber des Altertums Quellenstudien betrieben. Er benutzte die Archive des achäischen Bundes, nahm in seiner Schreibweise sogar von dem Kanzleistil der Urkunden an, er studierte die Werke rhodischer Totalschriftsteller und allerlei Memoirenwerke und bezog auch aus den höchsten Kreisen der römischen Gesellschaft vorzügliche Informationen. Seinem geschulten Blick entging auch die richtige und für einen griechischen Patrioten schwer zu gewinnende Erkenntnis nicht, daß die politische Rolle von Hellas ausgespielt sei und daß allein

das römische Reich in den Machtfragen noch etwas zu bedeuten habe, die im Mittelmeergebiet auszutragen waren. Dem unheilvollen Einfluß der Rhetorik, der die Geschichtsschreiber veranlaßte mit der Bühne in der Effekthascherei zu wetteifern, trat er mit aller Entschiedenheit entgegen und strebte eine möglichst sachgemäße Darstellung an. Die antiken Kunstrichter rechnen ihn deshalb auch zu den ungenießbaren Schriftstellern, wozu allerdings seine breit ausgesponnene, in Satzungen tönen sich ergehende aufdringliche Lehrhaftigkeit begründeten Anlaß bot. Aber Polybios kam trotz allem anerkanntenswerten Streben nach der Wahrheit und nach Einsicht in den geschichtlichen Zusammenhang über einen platten, sich starß vordrängenden Nützlichkeitsstandpunkt nicht hinaus. Weil er am Außerlichen haftete, blieben ihm die tieferen Zusammenhänge verborgen und als Erforscher älterer Geschichtsperioden arbeitete er mit kindlich einfachen Mitteln; er glaubte alles Ernstes eine der Wahrheit entsprechende Darstellung zu liefern, indem er die Angaben zweier auf verschiedenem Standpunkt, z. B. dem römischen und karthagischen, stehender Autoren äußerlich miteinander verband. Für Entwicklung fehlt ihm jedes Verständnis: wie Mommsen einmal gesagt hat, behandelte er die Geschichte nur als ein mechanisches Problem; wo Fragen der Ehre, des Rechtes, der Religion in Betracht kommen oder wo es sich um Entwicklung handelt, sind seine Erklärungsversuche durchaus verfehlt.

Indem er aber zuerst unter den Griechen die Größe und Bedeutung des römischen Weltreiches richtig erkannte und seinen Landsleuten klar zu machen suchte, gewann er einen universalgeschichtlichen Standpunkt von solcher Höhe, daß er von ihm aus mit Recht auf die meisten seiner Vorgänger herabsah. Mit Nachdruck bezeichnet er darum zu wiederholten Malen sein die Geschichte von 264—146 v. Chr. umfassendes Werk im Vergleich zu den bisher erschienenen Sondergeschichten als eine allgemeine Geschichte (*καθολικὴ κοινὴ ἱστορία*). Soviel er daher auch, besonders als Militär, an den Schlachtenbeschreibungen des Ephoros anzusetzen hat, so gering er ihn im Ubrigen als bloßen Stubengelehrten einschätzt, so zollt er ihm dennoch deshalb hohe Anerkennung, weil er die erste griechische Universalgeschichte vor seiner eigenen verfaßt habe.

Polybios war aus der Beschränktheit griechischer Kleinstaaterei hervorgegangen und hatte noch als jüngerer Mann den Strategen des achäischen Bundes, Philopoimen, zum Helden einer biographi-

ischen Darstellung gemacht. Allein die Bildung des römischen Reiches, die er staunend miterlebt hatte, und die universalistische Richtung der stoischen Philosophie, zu der er sich bekannte, gaben ihm in seinem Hauptwerke die Richtung auf die allgemeine Weltgeschichte. Der Fortbestand des römischen Reiches, dieser gewaltigsten staatlichen Schöpfung der Antike, brachte es nun naturgemäß mit sich, daß die Zahl der antiken allgemeinen Weltgeschichten seit dem Erscheinen der in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts fallenden polybianischen zunahm. Einige dieser Werke sind im Zusammenhang dieser Darlegungen besonders hervorzuheben. Unter Augustus, zu Ende des letzten vorchristlichen Jahrhunderts, verfaßten Trogus Pompeius, ein romanisierter Gallier aus Besançon, ein sizilischer Grieche, Diodor, und ein lange irrtümlich für einen Juden gehaltenen Grieche aus Damaskos, Nikolaos, universalgeschichtliche Werke, die theils wie Polybios an das Geschichtswerk des Ephoros, theils an das Philippische Geschichten betitelt Werk von dessen Zeitgenossen Theopompos anknüpften. Von diesen universalgeschichtlichen Werken der augusteischen Zeit reicht nun schon eine erste direkte Verbindung herüber zu den Werken der christlichen Universalhistoriker: Diodor wurde von Eusebios in der griechisch-römischen Geschichte seiner Chronika benutzt und Trogus Pompeius in dem Auszuge des Justinus bildete sogar bis tief herab ins Mittelalter in der Chronikensliteratur den Inbegriff dessen, was man von der griechischen Geschichte wußte. Damit ist wieder einmal der Beweis erbracht, daß die herkömmliche Trennung des Mittelalters vom Altertum ebenso wichtige Zusammenhänge zerreißt wie die Ausscheidung der christlichen aus der antiken Literatur und deren Zuweisung an die Theologie.

Mit den eben genannten drei antiken Weltgeschichten haben wir uns deshalb näher zu befassen. Die vierzig Bücher der historischen Bibliothek des Diodor sind noch viel stärker als Polybios von dem Geschichtswerke des Ephoros beeinflusst, denn sie sind eine zum Theil mit der Schere aus der älteren Literatur angefertigte Zusammenstellung. In den ersten sechs Büchern ist die Zeit vor dem troischen Kriege behandelt; dabei sind in den ersten drei Büchern die Nachrichten über den Orient, in den drei folgenden die auf die Griechen bezüglichen zusammengestellt. Diodor greift also noch weit über die dorische Wanderung zurück, mit der Ephoros begonnen hatte; bei ihm stehen aber anders als bei Ephoros und wiederum in derselben Weise wie bei Herodot der Orient und die griechische

Sage am Anfange der Weltgeschichte. Die folgenden zehn Bücher seines Werkes reichen vom troischen Kriege bis Alexander d. Gr., und dieser ganze umfangreiche Abschnitt ist nichts anderes als ein Auszug aus Ephoros, dem er schon vom vierten Buche angefangen die epideiktischen und moralisierenden Vorreden entlehnt hatte, die er an den Anfang seiner eigenen Bücher setzte. Der dritte dreißig Bücher umfassende Abschnitt dieses Werkes stellte die Zeit von Alexander d. Gr. bis zum Jahre 60 v. Chr. dar.

Diesen ungeheuren Stoff erledigte Diodor in der Weise, daß er innerhalb der Bücher seit dem Beginn der Olympiadenrechnung, der attischen Archonten- und der Konsullisten in Rom Jahresabschnitte bildete, deren jedem die Olympiadenzahl und die Namen dieser eponymen Beamten vorausgesetzt sind. Dieses annalistische Schema ist ebenfalls nicht sein Eigentum sondern einem älteren Geschichtswerk, wahrscheinlich der Chronik des Kastor, entlehnt, von der später noch die Rede sein wird. Innerhalb der einzelnen Jahresabschnitte wird dann die Erzählung nach topographischen Gesichtspunkten zerlegt: die Geschichte der Griechen des Ostens, die westgriechische Geschichte, die er um seiner sizilischen Herkunft willen besonders ausführlich bedachte, und die der Römer werden stets gesondert behandelt.

In der Universalgeschichte des Diodor werden also den geänderten Zeiten entsprechend drei große Völkergruppen: die Orientalen, die Griechen und die Römer in synchronistischer Erzählung zu einem Ganzen zusammengefaßt und aufgereiht an dem Faden einer fortlaufenden Jahreszählung. Diodor bietet uns damit das erste Beispiel einer Universalgeschichte in der Form einer Chronik, was weder bei Ephoros noch bei Polybios der Fall war. Ferner läßt sich bei Diodor neben seiner synchronistischen Anordnung auch eine Abfolge von Großreichen, derjenigen der Ägypter, Assyrier, Griechen und Römer, ebenso erkennen wie bei seinem Zeitgenossen Dionysios von Halikarnassos.

Als Schriftsteller viel höher steht Trogus Pompeius, der dem Vorbilde des Theopompos folgend sein 44 Bücher zählendes Werk „Philippische Geschichten“ benannte, aber ebenfalls dem Ephoros für die griechische Geschichte bis auf Alexander d. Gr. sehr viel Tatsächliches entlehnte. Wie Polybios der erste Grieche war, der die Bedeutung Roms als politischer Macht erkannte, so hatte in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts Theopompos von Chios in seinem Geschichtswerk zuerst die überragende Bedeutung Philipps,

des Beherrschers von Makedonien, anerkannt und ihn zum Mittelpunkt eines die zeitgenössische griechisch-orientalische Geschichte darstellenden und eben deshalb „Philippika“ genannten Werkes gemacht. Diese bevorzugte Stellung, die Theopompos dem König Philipp angewiesen hatte, war der Hauptgrund, weshalb sein Werk auf die spätere Geschichtsschreibung nicht die gleich nachhaltige Wirkung übte wie das des Ephoros, des Lobredners der Größe griechisch-demokratischer Vergangenheit und besonders Athens. So kam es, daß erst Trogus Pompeius wieder auf Theopompos zurückgriff, als er seine allgemeine Geschichte der Welt schrieb, soweit diese nicht römisch war. Denn von der römischen Geschichte erzählte er nur die gegen Griechen und Barbaren geführten Kriege und erst am Schlusse seines Werkes gab er eine kurze Übersicht der Anfänge Roms; er wollte wahrscheinlich das nicht wiederholen, was eben kürzlich Livius mit seinem ausführlichen Werke geleistet hatte.

Wie Philipp von Makedonien für Theopompos so stehen für Trogus Pompeius Alexander der Gr. und die aus seiner Weltmonarchie hervorgegangenen Königreiche bis zu ihrem Aufgehen in das römische Reich im Mittelpunkte der Darstellung und bilden den Inhalt der Bücher 7—40. Voraus geht eine Geschichte der orientalischen Völker bis zu den Perserkriegen und die Geschichte Griechenlands bis zum Auftreten der Makedonen. Den Schluß bilden zwei Bücher parthischer Geschichte, d. h. des jetzt im Orient mit Rom sich in die Herrschaft teilenden Volkes sowie die schon erwähnten, ganz kurz die Anfänge Roms behandelnden und die Geschichte der Gallier und Spanier bis zu ihrer Unterwerfung durch die Römer erzählenden Abschnitte.

Der Verlust des Originals ist sehr zu beklagen; es wurde wie viele andere ausführliche Darstellungen durch einen sehr unvollkommenen Auszug verdrängt, den im 2. oder 3. Jahr. n. Chr. ein Rhetor namens Justinus anfertigte. Dieser Auszug und nicht das Originalwerk des Trogus hat, wie schon erwähnt, bis tief ins Mittelalter hinein als Quelle gedient und eine sehr nachhaltige Wirkung geübt.

Trogus brachte seinen Stoff nicht in chronologischer Anordnung wie Diodor, sondern ordnete ihn nach räumlichen Gesichtspunkten und wählte dabei als Endpunkt seiner Bücher wiederholt Ereignisse, mit denen seine griechischen Vorlagen Ephoros, Polybios und dessen Fortsetzer Poseidonios ihre Werke beendet oder begonnen hatten. Für Trogus steht fest, daß die wilden die Weltgeschichte erfüllenden

Kämpfe erst durch das Erwachen der Herrschsucht entbrannten und daß ihnen ein paradiesischer Zustand friedlichen Zusammenlebens in einem vorhistorischen goldenen Zeitalter vorangegangen sei. Er stellte also wiederum eine aus der griechischen Sage geschöpfte Anschauung an den Anfang der Weltgeschichte, die schon Thukydides als irrtümlich erwiesen hatte. Dieser glückliche Zustand fand nach Trogus sein Ende durch die Entstehung mehrerer großer sich ablösender Weltreiche, des assyrischen, medischen, persischen und makedonischen. In diesem Punkte berührt er sich also mit Diodor, der ebenfalls vier große Reiche, wenn auch andere als Trogus, unterscheidet.

Weit weniger als über die beiden Werke des Diodor und Trogus wissen wir von der dritten umfangreichsten Weltgeschichte dieser Zeit, von den 144 Büchern des Nikolaus Damaskos, der zu dem jüdischen König Herodes in freundschaftlichen Beziehungen stand. Das eine läßt sich aber beobachten, daß auch bei ihm eine Abfolge von Völkergeschichten festgehalten wurde wie bei Diodor und Trogus. Er behandelte zuerst die orientalische Geschichte bis auf Astyages, dann die mythische Zeit der Griechen bis zum troischen Kriege, hierauf die Lyder, mit denen Herodot seine eigentliche Geschichtserzählung begonnen hatte. Je näher er seiner eigenen Zeit kam, desto ausführlicher wurde seine Darstellung; das letzte datierbare Zitat aus seinem Werke betrifft ein Ereignis aus dem Jahre 16 v. Chr. In den älteren Partien ist es ebenfalls eine bloße Kompilation; wir können die Benutzung des Herodot, Xenophon und Ephoros noch beweisen, damit ist aber die Zahl der benutzten Schriftsteller keineswegs erschöpft.

Das Wesentliche ist nun festzustellen, daß die Verbindung der altorientalischen Geschichte mit der der Griechen und Römer schon in diesen drei im Altertum entstandenen Weltgeschichten vollzogen worden ist, daß ferner trotz Thukydides in diesen Werken wieder die Sagen der Orientalen und Griechen den Anfang der Weltgeschichte bildeten. Endlich haben alle diese universalhistorischen Schriftsteller des Altertums als ihre Hauptquellen die rhetorischen und moralisierenden Geschichtsschreiber der Griechen aus dem 4. Jahrhundert benutzt.

Dem Diodor wie dem Trogus ist es ferner eigentümlich, daß im Verlauf ihrer Erzählung der troische Krieg einen Haupteinschnitt bildet, und daß bei Diodor die Geschichte in annalistischer Form mit Durchzählung der Olympiadenjahre erzählt wird, sein

Werk also eine synchronistische Anordnung des Stoffes befolgt und sich dadurch der Chronik nähert. In diesen zuletzt erwähnten Tatsachen macht sich bei Diodor der Einfluß der antiken Chronographie auf die äußere Form der Weltgeschichte geltend. Neben der antiken Universalhistorie ist also die antike Chronographie die zweite noch in die klassische Zeit zurückreichende Wurzel, aus der die christliche Weltgeschichte gewachsen ist. In dieser gelangte dann die in der Antike vorgebildete Form der Chronik und die synchronistische Anordnung des Stoffes zur Alleinherrschaft.

Die Chronographie wurde im Altertum als selbständiger Gegenstand wissenschaftlicher Forschung seit dem Ende des 3. Jahrh. v. Chr. betrieben und führte schon vor dem Erscheinen der drei erwähnten Weltgeschichten der augusteischen Zeit zur Entstehung förmlicher antiker Weltchroniken. Diese sind also noch weit mehr als die Weltgeschichten eine unentbehrliche Voraussetzung für das Entstehen christlicher Weltchroniken geworden, ja noch mehr: jene antiken Weltchroniken sind von den Verfassern christlicher Werke dieser Art direkt als Quellen benutzt worden, wie später noch im einzelnen nachzuweisen sein wird. Wir haben uns daher, wenn wir die Entstehung der christlichen Weltchronik richtig verstehen wollen, noch kurz mit den Leistungen der antiken Chronographen bekannt zu machen.

Der Begründer der chronographischen Studien bei den Griechen ist der Kyreneer Eratosthenes, der die Anregung zu solchen Forschungen durch seine Stellung als Oberbibliothekar am Museion in Alexandrien empfing. Die ihm unterstehende Büchersammlung bot reichhaltiges Material, um in die politische wie in die Literaturgeschichte der Griechen eine feste chronologische Ordnung zu bringen; dazu lagen bisher nur Vorarbeiten, die meisten von Aristoteles vor. Dieses Material benutzte Eratosthenes, um in einem mehrere Bücher umfassenden Werk die wichtigen Ereignisse mit Hilfe der spartanischen Königsverzeichnisse, der Liste der Olympiensieger und der Liste der attischen Archonten auf's Jahr festzulegen. Er begann mit dem Falle Troias, den er auf 1183 v. Chr. berechnen zu dürfen glaubte, und endete mit Alexander d. Gr. Auf's Jahr genaue Bestimmungen waren aber auch mit Hilfe der Schätze der alexandrischen Bibliothek nicht immer zu gewinnen und deshalb mußte man sich bei den chronographischen Forschungen im Altertum häufig mit bloß ungefähren Datierungen auf Grund gewisser gegebener Anhaltspunkte begnügen. Solche boten z. B. das Verhältniß von

Lehrer und Schüler, Angaben über Begegnungen berühmter Männer und dergl. Von den Späteren wurden aber solche bloß ungefähre Angaben häufig willkürlich in bestimmte Jahreszahlen umgesetzt, die dann als anscheinend gut beglaubigte antike Überlieferung auf uns gekommen sind. Besonders bei der Bestimmung der Lebenszeit literarischer Berühmtheiten waren mangels einer genügenden biographischen Überlieferung solche Auskunftsmittel nicht zu vermeiden. Von Eratosthenes und den älteren gelehrten Forschern auf diesem Gebiete wissen wir, daß sie sich des geringen Grades der Zuverlässigkeit solcher Rechnungen noch wohl bewußt waren und daß sie auch ihre Leser über deren Unsicherheit nicht im Zweifel ließen. Allein der Anfangspunkt seines Werkes, der troische Krieg, galt dem Eratosthenes selbstverständlich gleichwohl als das älteste chronologisch genau bestimmbare Ereignis der griechischen Geschichte, für das er daher auch eine ganz bestimmte Jahreszahl gab. Diese Datierung übte nun in der Folge eine sehr nachhaltige Wirkung aus. Die Helden des Epos und die darin erzählten Ereignisse hatten ja allerdings den Griechen schon von jeher als Geschichte gegolten; auch Herodot und Thukydides rechneten schon vom troischen Krieg nach abwärts, von einem Ereignis, dessen Zeit sie bei jedermann als bekannt voraussetzen, sie begnügten sich aber dabei nur nach Generationen zu rechnen. Es ist nun leicht zu ermessen, um wie viel mehr durch die chronologische Festlegung bei Eratosthenes die der griechischen Helden Sage angehörenden Ereignisse vollends historischen Vorgängen gleich gestellt wurden. Seit Eratosthenes steht daher die Dauer des troischen Krieges von 1193 bis 1183 in der griechischen Chronologie fast ebenso unverrückt fest wie die des peloponnesischen Krieges von 431—404; beide Kriege stehen daher auch als anscheinend gleich gut bezeugte geschichtliche Ereignisse nebeneinander und die Historisierung der Sage hatte damit wieder einen Schritt nach vorwärts getan.

Während aber Eratosthenes in seinem Werke noch chronologische Untersuchungen angestellt hatte, boten die späteren antiken Chronographen in ihren Handbüchern nur mehr Ergebnisse der Forschung in übersichtlicher Form. Dies war schon in der von Apollodoros von Athen verfaßten Chronik der Fall, die in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. im Anschluß an die Studien des Eratosthenes entstand. Sie war, um den darin enthaltenen geschichtlichen Wissensstoff leichter zu behalten, in Versen abgefaßt wie die Geschlechtsregeln unserer Schulgrammatiken, war darum aber doch noch kein

förmliches Schulbuch sondern ein Handbuch für höher Gebildete. Der Charakter der Weltchronik tritt bei Apollodor insofern noch stärker hervor als bei Eratosthenes, weil bei jenem neben der politischen und der Literaturgeschichte der Griechen auch die politische Geschichte Roms berücksichtigt war. Das Werk erfreute sich solcher Beliebtheit, daß Apollodor der ersten bald nach 145 v. Chr. erschienenen Auflage in drei Büchern eine zweite um ein Buch vermehrte, bis mindestens 120 v. Chr. reichende Neuauflage folgen ließ. Wir können noch nachweisen, daß dieses Hilfsbuch von gelehrten Literaten bis auf Cornelius Nepos, Cicero und noch spätere griechische und römische Autoren immer wieder benutzt wurde und daher als das üblichste Nachschlagewerk dieser Art gelten muß. Mit der zunehmenden Benutzung solcher chronologischer Behelfe hörte aber die gelehrte Forschung mehr und mehr auf und unbesehenes Weitergeben scheinbar feststehender Daten trat an ihre Stelle.

Denn bald entstanden zahlreiche Schriften von der Art des Apollodor'schen Werkes, unter denen in diesem Zusammenhang besonders noch die Chronik des Kastor von Rhodos Erwähnung verdient. Er ging in seinem bis 60 v. Chr. reichenden auch die orientalische Geschichte mitumfassenden Werke über den troischen Krieg zurück und fügte am Ende des in sechs Bücher getheilten Textes chronologische Tabellen — griechisch Kanon oder Kanones — hinzu. Sie lieferten wahrscheinlich dem Diodor das chronologische Gerüst für seine Universalgeschichte, wie denn bis auf Eusebios auch Kastor neben Apollodor ein vielbenutzter Autor geblieben ist.

Wie reich sich dieser Literaturzweig der chronologisch geordneten Weltgeschichten, Handbücher, Abrisse und Schulbücher schon im Altertum entfaltet hatte, ersieht man daraus, daß bei den Griechen Sossibios, Dionysios von Halikarnas, Phlegon von Tralles, Herennios Dexippos und andere, bei den Römern Cornelius Nepos, Atticus, der Freund des Cicero, und Varro als Verfasser solcher Werke genannt werden. Einige dieser Schriften zählen neben Kastor und Diodor ebenfalls zu den direkten Vorlagen der christlichen Universalhistoriker und Chronikenschreiber. So hat Klemens von Alexandrien den Dionysios, so haben Africanus, Eusebios und andere die Chronik des Dexippos benutzt. Die chronologische Grundlage, auf der des Augustinus 18 Bücher vom Gottesstaate ruhen, stammt aus den Annalen des Varro, der seinerseits wiederum Kastor folgte; Augustinus hat daran nichts weiter geändert, als daß er

in das varronische Fachwerk der orientalischen und griechischen Chronologie mit Benutzung einer christlichen Chronik die biblischen Namen- und Zahlenreihen einfügte. In der chronographischen Literatur der hellenistischen und römischen Zeit sind also schon die direkten Vorbilder der christlichen Weltchronik gegeben; der innige Zusammenhang der christlichen mit der antiken Weltchronik ist hier mit Händen zu greifen.

Die antiken Welthistorien, die antike Chronographie und die chronologischen Kompendien des Altertums enthalten nun, je späteren Ursprunges sie sind, desto weniger schöpferische, ja auch nur selbständige Arbeit. Bald werden so umfangreiche Werke wie Diodor, Trogus oder gar Nikolaos, so gelehrte Untersuchungen wie die des Eratosthenes nicht mehr gelesen, an ihrer statt bevorzugt man immer knapper werdende Auszüge. Das schon im 5. Jahrh. v. Chr. aufgekommene Streben nach allgemeiner Bildung überwucherte alles und erstickte jedes forschen und jede Wissenschaft. Mit dem Verfall der antiken Wissenschaft geht aber auch die einst so hohe Kultur der Antike zu Grunde. Der Unterricht, der zum Zwecke der allgemeinen Bildung erteilt wurde, zog naturgemäß immer mehr Disziplinen in seinen Bereich, der Stoff, der in den einzelnen Gebieten als wissenschaftlich galt und deshalb gelehrt wurde, schmolz immer mehr und mehr zusammen, die Bildung wurde immer enzyklopädischer, kompendiöser und oberflächlicher. Auch die Geschichte hatte jetzt im Unterricht ihren besonderen Platz, Geschichte natürlich in dem Sinne, wie sie von Knaben verstanden werden konnte. Bald treten die Schulbücher und ihre Interpreten, die Schulmeister, die Herrschaft an und neben wenigen guten Büchern macht sich meist die bloße Kenntniss vermittelnde Schulweisheit breit. Diese spätantiken Schulbücher mit willkürlich zusammengepacktem und unter törichte Schlagworte eingereihtem Wissensstrom blieben auf lange Zeit hin maßgebend und sie zählen vor allem zu den vielbenutzten direkten Quellen, aus denen die christliche Universalhistorie schöpfte. Aus dem Zusammenbruch der hohen Kultur der Antike wurden gerade solche Erzeugnisse ihres Verfalles besonders häufig nicht nur ins Mittelalter sondern noch bis in die Gegenwart herübergerettet, wie im Schrecken einer Feuersbrunst wertloser Tand statt der Kleinodien in Sicherheit gebracht wird.

Dafür nur einige Beispiele. Aus der römischen Kaiserzeit sind uns ein paar Geschichtskompendien erhalten, die in gedrängter

Kürze die von den Römern geführten Kriege (Florus) oder einen Abriß der römischen Geschichte überhaupt (Eutropius) bieten; es sind meist Auszüge aus umfänglicheren uns noch erhaltenen Geschichtswerken. Für den Geist dieser Spätzeit besonders charakteristisch sind aber nicht diese historischen Kompendien sondern die kurzen Merkbücher, die dem Leser alles vermitteln wollen, was überhaupt als wissenschaftlich gilt. Ein solches ist das aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. stammende Merkbuch des Ampelius, das nach einer Bemerkung des Vorwortes verfaßt wurde, „damit der Leser wisse, was die Welt ist, was die Elemente sind, was der Erdkreis trägt, und welche Taten das Menschengeschlecht vollbrachte“. Diese Riesenaufgabe erledigt Ampelius auf wenigen Blättern, die heute 30 Druckseiten Kleinktav ausmachen. Er gibt einen Abriß der Astronomie, der Geographie, der Götterlehre und der Weltgeschichte. Kenner unserer geschichtlichen Lehrbücher werden sich angeheimelt fühlen darin angegeben zu finden, wie oft das römische Volk auf den heiligen Berg ausgewandert ist, wie viele punische Kriege zu unterscheiden seien und dergl. Wie viele Ursachen die Perserkriege hatten und wie viele Folgen der peloponnesische Krieg, fein säuberlich aufgezählt und mit Ziffern bezeichnet, das kann man allerdings bei Ampelius noch nicht lesen sondern darüber müssen moderne Schulbücher zu Rate gezogen werden. Mit knappen brutalen Schlagworten, mit dem Zwang roher schematischer Unterscheidungen arbeitete schon diese antike Schulpädagogik heraus, was sie den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse nennt, und zerstörte dadurch die Feinheit und unendliche Mannigfaltigkeit des historischen Lebens; mit ärmlichen Mitteln suchte sie den großen Reichtum zu erschöpfen, der in den historischen Persönlichkeiten und in dem Verlaufe der Ereignisse verborgen liegt. Wie die Flaschen für den Keller so bekommen auch die großen Männer der Vergangenheit ihr Etikett mit auf den Weg in den Geschäftsbetrieb des täglichen Lebens und für die Unterhaltung in den gebildeten Kreisen: Aristides „der Gerechte“ steht neben dem „Verräter“ Themistokles und später folgt Cato, der noch in unseren Schulbüchern unweigerlich als Römer „von echtem Schrot und Korn“ bezeichnet zu werden pflegt.

Die Ahnenreihe solcher Merkbüchlein wie des eben besprochenen von Ampelius ist aber sehr stattlich und reicht, soweit die griechische Literatur erhalten ist, mindestens bis ins 2. vordhriftliche Jahrhundert zurück. Allein die Sache selbst ist noch älter als die grie-

chische Literatur. Einem Aufsatze v. Bissings entnehme ich, daß schon die alten Aegypter derartige Schulzwecken dienende Zusammenfassungen kennen, Abrisse, in denen das Wissenswürdige vom Himmel, den Sternen, der Erde und allem, was sie umschließt, den Gewässern, Wüsten und Gebirgen verzeichnet stand. Ein ähnliches griechisches Handbuch aus dem 2. Jahr. v. Chr., bisher das älteste bekannte Beispiel dieser Art, hat H. Diels aus einer Papyrusrolle veröffentlicht, die mit anderen zusammengeklebt als Pappe zur Anfertigung eines Sarkophags verwendet worden war. Der Text, soweit er erhalten ist, bietet Listen der berühmten griechischen Gesetzgeber und Maler, zwei Listen von berühmten Bildhauern, hübsch pedantisch unterschieden, je nachdem sie Statuen von Göttern oder von Menschen angefertigt hatten, Listen von Architekten und Technikern, die Namen der größten Inseln, der höchsten Berge und der größten Flüsse der Welt und ein Verzeichnis der schönsten Quellen und Seen. Darin steht auch eine Liste der sieben Weltwunder; dabei erinnert man sich unwillkürlich, daß noch vor dreißig Jahren die Namen der sieben Wunderwerke der antiken Welt zu den ersten und wichtigsten Dingen gehörten, die in der alten Geschichte gelernt werden mußten, ebenso wie die Namen der sieben Weisen, der sieben berühmten Redner und anderes der Art. Wir haben es wirklich nicht nötig Museen zu besuchen, um uns von den Schauern einer mehrtausendjährigen Vergangenheit umwehen zu lassen; ein Blick in unsere älteren Schulbücher tut denselben Dienst.

Seit den Tagen des Herodot und Thukydides und seit den gelehrten Forschungen der älteren Alexandriner waren also Geschichte und Altertumskunde immer weiter und weiter von der erreichten Höhe herabgesunken. Im dritten Jahrhundert n. Chr. ist, wie wir sahen, die Zeit schon gekommen gewesen, da ausschließlich solche Tabellen, Hand- und Merkbücher, dürftigste Auszüge aus den antiken Weltgeschichten und den gelehrten chronographischen Arbeiten der Alexandriner dem Wissensbedarf genügten. Das literarische Banausentum war zur unbestrittenen Herrschaft gekommen und jeder Wahrheitsdrang war bei diesen herabgekommenen Geschlechtern verdorrt. Gerade in dieser Zeit entstanden nun aber die ältesten christlichen Universalgeschichten in der Form von Weltchroniken. Sie knüpften, soweit sie nicht ihren Stoff dem Alten Testament entnahmen, naturgemäß an das in der heidnischen Literatur Vorhandene, an die eben besprochene dürftige antike Handbücherliteratur an; ihre Verfasser waren also allein dadurch, daß sie in einer Zeit größten lite-

rariſchen Tiefſtandes ſchrieben, über den ſie ſich nicht erheben konnten, von allem Anfang an nicht im Stande Besseres zu leiſten. Dazu kam aber noch ein anderes Moment, das jedem Aufſchwung hinderlich war. Die chriſtlichen Universalhiſtoriker hängen, ſoweit ſie nicht aus den antiken Kompendien ſchöpfen, ganz und gar von dem Vorbild ab, das ihnen die jüdiſch-helleniſtiſche ihrerſeits vom Alten Teſtament ausgehende Literatur gegeben hatte. Die Angaben, die ihnen das Alte Teſtament lieferte, bilden daher auch den hauptſächlichen Inhalt ihrer Werke und die Gesamtauffaſſung vom Verlaufe der Weltgeſchichte, die ſie vortragen, iſt die jüdiſche, die im Alten Teſtament niedergelegt war. Dieſer verhängniſsvolle, jede beſſere Ausſicht verſchließende Weg war den älteſten Weltgeſchichte ſchreibenden Chriſten deſhalb gewieſen, da ihnen ebenſo wie früher den Juden der Inhalt des Alten Teſtamentes als die göttlich inſpirierte Darſtellung der älteſten Geſchichte der Menſchheit überhaupt galt. So geſellte ſich zu dem einen aus der Antike ſtammenden unvermeidlichen Uebel, an dem die chriſtliche Weltgeſchichte ſchon in ihren Anfängen krankte und das ſie, ſo lange ſie beſtand, nicht mehr los werden konnte, noch ein zweites. Hatte biſher geiſtige Trägheit und mangelndes wiſſenſchaftliches Intereſſe dazu geführt, daß man ſich mit der ſtetten Wiederholung eines dürftigen Ueberlieferungsſtoffes begnügte und höchſtens deſſen formelle Neugeſtaltung anſtrebte, ſo wuchs nun in dem Neuen, was die chriſtlichen Autoren zur antiken Kompendienliteratur hinzubrachten, in dem Inhalt der altteſtamentlichen Bücher, ein Stoff hinzu, der überhaupt keine Kritik vertrug, da die Bücherſammlung, der er entnommen wurde, bei Juden wie Chriſten kanoniſche Geltung genoß und als geoffenbarte Wahrheit galt. Durch die Herübernahme dieſer Mythiſches und Hiſtoriſches verbindenden altteſtamentlichen Nachrichten in die chriſtliche Weltchronik war daher, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, jede Entwicklung in der chriſtlichen hiſtoriſchen Literatur von Anfang an faſt völlig ausgeſchloſſen. Beginn und Verlauf der vor-griechiſchen Geſchichte des Alterthums mußte nun immer wieder in der gleichen durch die Religionsurkunde ein für allemal dogmatiſch feſtgelegten Weiſe erzählt werden. So entſtand ein grundfaſches Bild von den Anfängen und dem früheſten Verlauf der Weltgeſchichte, das gleichwohl bis in die neueſte Zeit herab als unbeſtrittene Wahrheit galt und zahlloſemale bald ausführlich, bald in knapper Ausführung gezeichnet worden iſt. Die Abhängigkeit vom kirchlichen Dogma löſchte wie

auf allen anderen Gebieten so auch auf dem der Geschichte bald alles selbständige forschen und Denken völlig aus.

8. Die christliche Weltgeschichte.

Im Vorhergehenden ist die Entwicklung zweier von einander unabhängig entstandenen Literaturen, der zur Bildung des Kanon führenden israelitisch-jüdischen und der von einer rasch erklimmenen Höhe bald in eine reine Kompendienliteratur ausmündenden griechisch-römischen Geschichtsschreibung, in ihren Hauptmomenten und ihren wichtigsten Vertretern dargestellt. Diese beiden bisher von einander getrennten, nur in der jüdisch-hellenistischen Literatur der letzten Jahrhunderte v. Chr. sich vorübergehend berührenden Kreise gehen nun seit dem Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts in der christlichen Universalgeschichte derart ineinander über, daß dabei der jüdische Anteil bei weitem überwiegt. Eine selbständige, wirklich bedeutsame Neuschöpfung konnte aus den früher dargelegten Gründen aus dieser Verbindung von Jüdischem und Hellenischem nicht entstehen, sie hatte gleichwohl, so Verkehrtes dabei auch zu Stande kam, unglaublich langen Bestand; dies wurde durch den dogmatischen Charakter der alttestamentlichen Grundlage bewirkt, auf der der Aufbau der christlichen Weltgeschichte erfolgte.

Der Einfluß des Judentums in der christlichen Weltgeschichte greift aber noch tiefer. Das Judentum hatte, wie früher dargelegt wurde, außer einer Darstellung der Anfänge der Geschichte der Menschheit in seiner prophetischen Literatur auch zwei Vergangenheit und Zukunft umfassende, für die Einteilung der Weltgeschichte geeignete Schemata geschaffen, die Weltwoche und die Weltmonarchien. Diese beiden jüdischen Schemata wurden nun ebenfalls in die christliche Universalhistorie herübergenommen, weil auch die Eschatologie des Judentums, aus der die Weltwoche und die Weltmonarchien hervorgegangen waren, einen integrierenden Bestandteil des christlichen Glaubens bildete. Diese beiden Einteilungsprinzipien der Weltgeschichte wurden daher, wie im folgenden zu zeigen sein wird, auch in der christlichen Weltgeschichte immer wieder verwendet und sie fanden darin ebenso ihren Platz wie die Erzählungen vom Paradies, von der Sündflut und von Abraham, in denen man die ersten authentisch überlieferten Kapitel der Geschichte der Menschheit zu besitzen glaubte.

Hier muß zunächst der Einfall abgelehnt werden, daß die Weltmonarchien der christlichen Geschichtsschreibung aus antiker Tradition entlehnt sein könnten. Die der Daniel'schen Weissagung zu Grunde liegende Vorstellung, daß der Verlauf der Geschichte sich in einer Abfolge großer Weltreiche vollzogen habe, ist uns allerdings schon einmal, und zwar in antiken universalgeschichtlichen Werken begegnet, die am Ende des ersten vorchristlichen und am Anfang des ersten nachchristlichen Jahrhunderts entstanden sind, ja sie findet sich in der antiken Literatur zum erstenmale sogar noch etwas früher. Schon Polybios, der sich die Aufgabe gestellt hatte die Entstehung des römischen Weltreiches zu schildern, die er miterlebt hatte, spricht im Vorwort seines Werkes von anderen Staaten, die früher zu ähnlicher Bedeutung gelangt seien wie die Römer. Sein Thema legte ihm die Frage nahe, welche älteren Reiche durch das römische ersetzt worden seien und wie sich das römische zu jenen verhalte. Polybios will ferner im Anschluß an thukydidische Gedanken den Beweis erbringen, daß der Gegenstand seiner eigenen schriftstellerischen Arbeit größer und wichtiger sei als die von seinen Vorgängern behandelten Stoffe. Dazu bedient er sich unter anderem eines Vergleiches des römischen Reiches mit den drei ihm vorangegangenen der Perser, Kaledaimonier und Makedonen. Polybios zählt also, äußerlich angesehen, ähnlich wie Daniel ebenfalls vier große Weltreiche, von denen man ihm als Griechen das der Kaledaimonier zu Gute halten muß, obwohl es mit dem der Perser, Makedonen und Römer nicht auf eine Stufe gestellt werden kann. Vier Weltreiche zählen ferner, wie wir gesehen haben, die Universalhistoriker der augusteischen Zeit: Diodor die der Agypter, Assyrier, Griechen und Römer, Trogus Pompeius dagegen die der Assyrier, Meder, Perser und Makedonen. Ähnlich verfahren andere antike Autoren z. B. Vellejus, ferner der in einer Randnotiz zu Vellejus zitierte Aemilius Sura und Claudius Ptolemaeus. Allein die Übereinstimmung der Zahl der Weltreiche bei diesen antiken Schriftstellern mit denen der Daniel'schen Vision ist dennoch nichts mehr als eine äußerliche Zufälligkeit, die sich aus den geschichtlichen Thatfachen von selbst ergab. Denn dieser zufälligen Übereinstimmung der Zahl steht ein sehr wesentlicher Unterschied gegenüber. Bei den antiken Autoren haben wir es mit individuellen Meinungen einzelner Schriftsteller zu tun, daher haben auch die Weltmonarchien in der antiken Überlieferung niemals den starren schematischen Charakter angenommen wie in der christlichen Geschichtsschreibung.

Die antiken Autoren gehen ferner bei ihren Aufstellungen von ganz anderen Voraussetzungen aus als der Verfasser des Danielbuches, dessen Weltmonarchien von dem eschatologischen, der Antike fremden Glauben des Judentums durchaus untrennbar sind. Ebenso wenig läßt sich beweisen, daß die christlichen Universalhistoriker, die, wie wir sahen, Diodor und Trogus benutzten, ihre Einteilungen in vier große Weltreiche aus diesen antiken Quellen geschöpft hätten sondern das Daniel'sche Schema steht für sie alle um des Alten Testaments willen von vornherein als richtig fest. Die Verwendung der Weltmonarchien als Einteilungsprinzip ist somit in der christlichen Weltgeschichte ausschließlich eine Anleihe beim Alten Testament, speziell bei Daniel, und diese Anleihe erfolgte durchaus unabhängig von antiken Vorbildern. Bei der bindenden Autorität, die das Alte Testament für den Christen hatte, ist es geradezu undenkbar, daß solche bloß andeutende Bezugnahmen auf große Weltreiche, wie sie sich bei Polybios, Diodor, Trogus und andern fanden, vorbildlich gewirkt hätten. Die Übernahme der jüdischen Eschatologie ins Christentum und der nur wenig veränderte Glaube der Christen an das tausendjährige Gottesreich der Juden haben also die Übernahme der beiden Schemata der Weltwoche und der Daniel'schen Weltmonarchien in die christliche Geschichtsschreibung mit zwingender Notwendigkeit und ausschließlich bewirkt und anderen etwa nebenherlaufenden Einflüssen kommt, falls solche überhaupt vorhanden waren, keinerlei Bedeutung zu.

Schon oben wurde dargelegt, wie der altjüdische vollstümliche Glaube an das Gericht Jahves und das Reich des Messias in christlichen Kreisen Aufnahme gefunden hatte und wie er in diesen umgebildet wurde. Dem religiösen Glauben, der ein Gottesreich als Ende der Dinge erwartet, entspricht nun die Auffassung vollständig, daß die Weltgeschichte als eine Aufeinanderfolge irdischer Herrschaften verlaufen sei, die gleichfalls in ein Gottesreich enden werde. Auch alle anderen mit dem Gericht und dem Reiche Gottes verbundenen Vorstellungen der Juden, wie die von den Vorzeichen des herannahenden Endes, vom Erscheinen des Antichrist, von seinen Zeichen und ihrer rechten Deutung, beschäftigten gleichfalls von allem Anfang die bedeutendsten christlichen Schriftsteller. Die Theologen unter ihnen handeln davon meist im Anschluß an das Buch Daniel, für die christlichen Geschichtsschreiber aber gilt die Einteilung ihres Gegenstandes nach der Weltwoche oder den Weltmonarchien fast ausnahmslos als etwas Selbstverständliches.

Aber auch für die Gläubigen selbst, da sie sich zu einer auf das Jenseits gerichteten Religion bekannten, waren alle die Zukunft betreffenden Fragen von allergrößter Wichtigkeit und von weit aktuellerer Bedeutung als andere theologische Probleme. Besonders in Zeiten der Verfolgung richteten wie einst die Juden so nun die Christen sich an der Hoffnung auf, daß die Fülle der Zeiten und damit das Ende des Leidens nahe sei, und mehr als einmal seit der Bildung der ältesten Gemeinde sah man der Wiederkunft des Herren in der nächsten Zukunft entgegen. Schon Paulus findet sich in dem zweiten Briefe an die Thessalonicher, falls dieser echt ist, veranlaßt solchen verfrühten eschatologischen Erwartungen entgegenzutreten und auch im Evangelium (Mark. 13) hat ein Niederschlag ähnlicher Bestrebungen Platz gefunden: Jesus beschwichtigt durch eine Rede die Enttäuschungen solcher, die seine Wiederkunft für demnächst bevorstehend hielten. Die unheilvollen Wirkungen, die solche bestimmt gefaßte und verfrühte Erwartungen auf die Ruhe in den christlichen Gemeinden ausübten, erregten daher, besonders seit die ersten Zeiten des religiösen Enthusiasmus vorüber waren, in der christlichen Literatur selbst den Widerspruch gegen „falsche Propheten“. Auch wir können, obwohl wir unter völlig veränderten Verhältnissen leben, noch ermessen, in welchen Zustand der Unruhe die Christenheit durch den eschatologischen Glauben versetzt wurde und wie notwendig es war hier einzuschreiten; wir brauchen uns nur zu erinnern, welche Angst Fromme und Ubergläubische erfaßte, als vor ein paar Jahren die Nachricht durch die Zeitungen bekannt wurde, daß unsere Erde den Schweif eines Kometen passieren werde. Noch kürzere Zeit ist es her, daß wieder einmal ein schlesischer Handwerksmann Broschüren versendete, in denen er die Zeichen des Antichrist erfüllt sah und das Weltende bald nach dem 12. April 1915 auf Grund seiner Träume vorhersagte. Auch er wird wahrscheinlich Gläubige gefunden haben, die sich durch seine Worte aus dem Gleichgewicht bringen ließen. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. waren solche Vorkommnisse viel häufiger und ihre Wirkung war stärker und allgemeiner. So erzählt Hippolytos in einer seiner Schriften, die der Bekämpfung verfrühter eschatologischer Erwartungen dient und aus der Zeit des Septimius Severus stammt, mißbilligend von dem Vorsteher einer syrischen Christengemeinde, der viele Gläubige mit Frauen und Kindern in die Wüste führte, um sie dort auf das bevorstehende Gericht vorzubereiten, und er erwähnt noch einen zweiten solchen falschen Propheten, der

am Pontus der Gemeinde verkündete das Gericht werde im kommenden Jahre stattfinden, worauf alle Brüder zu arbeiten aufhörten, ihre Acker verkauften, so daß dann, als die Vorhersagung sich als falsch erwies, manches Uergernis entstand. Zur selben Zeit hatte, wie uns Eusebios berichtet, ein gewisser Judas sogar eine Chronik verfaßt, in der er, ebenfalls an die Daniel'sche Prophezeiung anknüpfend, das 10. Jahr des Septimius Severus (202/3) als das des Weltgerichtes bezeichnete.

Allein dieser Judas ist unter den Verfassern christlicher Weltchroniken eine vereinzelte Erscheinung; im übrigen verfolgten sie vielmehr mit ihren Berechnungen, denen sie die Weltwochenlehre zu Grunde legen, ganz im Gegenteil den Zweck zu beweisen, daß von einem nahe bevorstehenden Ende der Dinge bei richtiger Berechnung aus der Schrift noch nicht die Rede sein könne. Sie vertraten also in ihren geschichtlichen Werken denselben Standpunkt wie Hippolytos in seinen theologischen: im Kommentar zum Buche Daniel und in der Schrift über den Antichrist, in denen er ebenfalls aus der Schrift zu beweisen unternahm, daß recht verstanden die Prophezeiungen Daniels keinen Anlaß zu dem Glauben bieten, als ob das Gericht und das Reich Gottes unmittelbar bevorstünden.

In diesen aus christlicher Zeit stammenden, gegen die eschatologische Furcht gerichteten Deutungen und Kommentaren mußte sich nun das Buch Daniel im Einzelnen eine von den Absichten seines Verfassers ganz verschiedene Auslegung gefallen lassen. Schon bei Flavius Iosephus in der Zeit Vespasians und ebenso bei Hippolytos in der 197—202 geschriebenen Schrift vom Antichrist und in seinem nach 202 verfaßten Danielkommentar wird nämlich das vierte Tier der Vision des Propheten statt, wie es ursprünglich gemeint war, auf Alexander d. Gr. und seine Nachfolger vielmehr auf das römische Reich bezogen. Um dennoch an der Vierzahl festhalten zu können wurden die Meder aus der ursprünglichen Abfolge der Weltreiche ausgeschieden. So wenig nun die Einzelheiten der Vision zu den geschichtlichen Ereignissen seit Augustus passen wollten, so wurde doch unsägliche, freilich vergebliche Mühe darauf verwendet um nachzuweisen, daß die mysteriösen Andeutungen über die aus dem Kopfe des vierten Ungeheuers hervorstachsenden Hörner und über das kleine, die andern vernichtende und den Herrn lästernde Horn, das später emporwächst, sich auf die nach Augustus regierenden Kaiser beziehen. Zugleich sind diese Interpreten auch darauf bedacht zu zeigen, daß das vierte, das römische Reich noch

bestehe und daß somit vom Erscheinen des Antichrist und dem Ende der Dinge noch nicht die Rede sein könne.

Alles dies zeigt, wie sehr die jüdische Eschatologie und alles, was damit zusammenhängt, in den ersten christlichen Jahrhunderten die gesamte Christenheit beschäftigten. Von den mannigfachen und nachhaltigen Wirkungen, die von dem Glauben an das 1000 jährige Reich in seiner christlichen Umgestaltung ausgegangen sind, interessiert uns hier vor allem diejenige, die in der christlichen Geschichtsschreibung zutage tritt. Sie besteht kurz gesagt darin, daß der Stoff der Weltgeschichte von nun an ausnahmslos bald nach dem Weltwochenschema, bald nach den vier Daniel'schen Monarchien angeordnet wurde.

Die Weltwoche wird zuerst in dem sogenannten Barnabasbrief erwähnt. Er ist wahrscheinlich in den ersten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts in Alexandrien entstanden, wurde besonders in der griechischen Kirche sehr geschätzt, deshalb wie viele andere frühchristliche Literaturdenkmäler möglichst nahe an die apostolische Zeit gerückt und dem Begleiter des Apostels Paulus als Verfasser zugeschrieben. Dieser Brief ist ein interessantes Beispiel dafür, welche Schwierigkeiten dem werdenden Christentum die durch das jüdische Gesetz gegebenen Gegensätze bereiteten, die schon zwischen Petrus und Paulus erörtert worden waren, Gegensätze, die sich seit dem Hinaustreten der christlichen Lehre in die hellenistische Welt naturgemäß verstärkten und vermehrten. Der Verfasser des Barnabasbriefes steht auf einem streng antijüdischen Standpunkt und versucht mit allem Nachdruck die Ansicht, daß der Christ weder an das Alte Testament noch an das jüdische Gesetz gebunden sei. Um nun aber das Alte Testament für die Befürworter der neuen Lehre erträglich zu machen und seinen Angaben die buchstäbliche Verbindlichkeit zu nehmen, bedient er sich des in solchen Fällen sehr häufig angewendeten Mittels der Umdeutung. Er verfährt also ebenso wie die stoischen Philosophen, als sie ihre eigene Lehre mit den volkstümlichen Religionsvorstellungen auszugleichen suchten, oder wie die alexandrinischen Gelehrten, als die buchstäbliche Auffassung der Angaben Homers auf Widerstand stieß: er deutete die Nachrichten des Alten Testaments allegorisch um. Unter anderem erklärte er auch, daß die Schöpfungsgeschichte im ersten Buche Mose's nicht eine Erzählung des wirklichen Herganges sondern nur eine Allegorie sei, die den Christen darüber belehren solle, daß die Welt eine Weltwoche, d. h. wie der 90. Psalm zeige, 6000 Jahre Bestand

haben werde. Dieser Autor, der also wie kaum ein anderer bestrebt war den Christenglauben vom Judentum und jedem jüdischen Beisatz zu befreien, landet mit seiner Allegorie trotz allen Bemühungen dennoch wieder bei einer jüdischen Anschauung: bei dem Glauben an die Lehre von der Weltwoche. Die Deutung der beiden Schriftstellen, die er übrigens schwerlich als erster vorbrachte, wurde rasch angenommen; sie findet sich im Westen für uns nachweisbar schon bei dem Bischof Irenaeus von Lyon um 160 n. Chr. vertreten und ist dann noch ungezählte Male in der christlichen Literatur des Orients wie des Okzidents wiederholt worden.

Als Einteilungsgrundsatz der Weltgeschichte verwendete die Weltwochenlehre zuerst, soweit unsere Kenntnis reicht, Sextus Julius Africanus, der älteste christliche Universalhistoriker, in seiner Weltchronik; sie ist dann auch in späteren Weltchroniken durch viele Jahrhunderte mit großer Beharrlichkeit als Einteilungsgrundlage festgehalten worden.

Sextus Julius Africanus war ursprünglich Militär und machte schon als älterer Mann im Jahre 195 n. Chr. den Feldzug des Septimius Severus gegen die Osroëner mit. Geboren ist er wahrscheinlich in Afrika; er war nicht nur in der griechischen, sondern auch in der lateinischen Literatur bewandert. Der Feldzug im Orient führte ihn an die Stätten der heiligen Geschichte, für die er sich als Christ lebhaft interessierte. In Edessa zeigte man ihm das Hirtenzelt Jakobs und von Apameia aus sah er das parthische Gebirge, auf dem die Arche Noe's stehen geblieben war. Er beschreibt auch das Tote Meer, die Jakobsterebinthe bei Sichem, die Patriarchengräber von Hebron und gibt eine Schilderung des Manna. Nach dem Feldzuge siedelte er sich in dem kleinasiatischen Nikopolis an und wurde von hier aus in diplomatischer Sendung nach Rom geschickt. Durch die vor kurzem erfolgte Auffindung eines Bruchstückes aus einem seiner umfangreichen Werke auf einer Papyrushandschrift, die vor dem Jahre 275/6, bald nach Abfassung des Buches geschrieben ist, erfahren wir auch, daß er bei einem seiner römischen Aufenthalte im Auftrag des Kaisers Alexander Severus im Pantheon eine Bibliothek einrichtete. Ein großer Kenner der griechischen Literatur war er gleichwohl nicht — wer hätte sich dessen zu seiner Zeit auch rühmen dürfen. Dieselbe Papyrushandschrift hat uns nämlich auch darüber belehrt, daß er eine plumpe Fälschung im elften Buche der Odyssee nicht nur für homerisch hielt sondern sich zum Beweis ihres homerischen Ursprunges

auf so zweifelhafte Gewähr stützte, wie sie Homerhandschriften in Jerusalem, Nyssa in Karien und im Pantheon in Rom geben konnten. Sein „Die Gürtel“ betitelttes Werk, dem das erwähnte Papyrusfragment angehört, eine Realencyklopädie vornehmlich naturwissenschaftlichen Inhaltes, aus der uns noch viele sehr umfangreiche Auszüge erhalten sind, zeigt unfruchtbare Gelehrsamkeit und Vorliebe für Absonderliches als allgemeinen Charakterzug. In buntem Durcheinander waren darin kurze Erzählungen militärischen Inhaltes, solche über den Landbau, über Rosskunde und dergl. und dazu soviel wüstes abergläubisches Zeug vorgebracht, daß ängstliche Gemüther die Gürtel sogar einem anderen, nichtchristlichen Africanus zuschreiben wollten; ein unzulässiges Bemühen, wie durch den erwähnten Papyrusfund endgültig erwiesen ist.

Sein auf die christlichen Altertümer gerichteter Wissensdrang führte ihn, wir wissen nicht genau wann, vielleicht zwischen 210 und 215 n. Chr., nach dem Mittelpunkt der christlichen Wissenschaft, nach Alexandrien, wo die Katechetenschule unter den Vorstehern Heraklas und Origenes als die christliche Fortsetzung des ptolemäischen Museions und der Tätigkeit seiner gefeierten Lehrer blühte. In Alexandrien vollendete er im Jahre 221 seine im selben Jahre herausgegebene Weltchronik und später die dem Alexander Severus gewidmeten „Gürtel“. Hier kaufte er auch ein zur griechisch-ägyptischen Schwindelliteratur gehöriges Werk, das er unter dem Titel des „Heiligen Buches des Theops“ anführt und auf dessen Angaben er sich wiederholt in seinen Schriften beruft.

Der Aufenthalt an der bedeutendsten christlichen Bildungsstätte seiner Zeit und der Verkehr mit den hervorragenden Gelehrten der damaligen Christenheit blieb auf den Absonderliches und Seltsamkeiten sammelnden einstigen Militär nicht ohne Einfluß, zumal er trotz seiner Neigung zu einer wüsten dem damaligen Zeitgeist entsprechenden Vielwisserei doch auch kritische Anlagen besaß. In Palästina traf er mit Origenes zusammen und war dort Zuhörer bei einem Religionsgespräch, das dieser mit Bassus führte. Dabei berief sich Origenes unter anderem auch auf die im Buche Daniel enthaltene Erzählung von Susanna im Bade als ein alttestamentliches Zeugnis. In zwei Briefen aus den Jahren 226 oder 227 n. Chr., die uns noch erhalten sind, macht nun Africanus den Origenes darauf aufmerksam, daß die Erzählung von Susanna unmöglich von dem jüdischen Propheten Daniel herrühren könne, weil ihr Text ursprünglich griechisch abgefaßt sei. Die Be-

merkung ist vollkommen richtig, obwohl sich Origenes davon nicht überzeugen ließ; sie ist auch ein Zeugnis dafür, daß damals in den Kreisen der christlichen Gelehrten noch einige kritische Freiheit durchaus zulässig war, die später immer seltener wird und nach Eusebios so gut wie ganz aufhört.

Seine fünf Bücher umfassende, „Chronographien“ betitelte Weltgeschichte ist nun ganz und gar auf dem Weltwohenschema aufgebaut; die Weltgeschichte zerfällt für Africanus in sechs Abschnitte, deren jeder tausend Jahre umfaßt. Sie beginnt mit der Erschaffung der Welt und bietet in den ersten Theilen nur jüdische Geschichte, weil die Juden das älteste Volk sind. Erst von Mose angefangen setzt Africanus neben die biblisch bezeugten Ereignisse solche aus der griechisch-römischen Geschichte. Besonders reichhaltig und vollständig sind seine antiken chronographischen Werken entlehnten Listen der lydischen, medischen, lakëdämonischen, korinthischen und athenischen Könige, er gibt ferner ein überaus wertvolles Verzeichnis der Olympiaden und ihrer Sieger, eine Liste der Könige von Alba und von Rom, der attischen Archonten und der Konsuln. Africanus ist also ein ernst zu nehmender gelehrter Chronograph, ihm ist es wie den antiken Vorbildern, die er benutzte, nicht um Geschichtserzählung sondern um die Schaffung eines chronologischen Systems zu tun. Zu diesem Zweck stellte er die chronologischen Angaben der Bibel und der antiken Profanschriftsteller nebeneinander; aus diesen Synchronismen soll deutlich werden, daß das jüdische Volk das älteste der Erde, seine Geschichte daher der Anfang der Weltgeschichte überhaupt sei. Diese Einsicht wurde dem Leser dadurch erleichtert, daß Africanus von der Erschaffung Adams die Jahre fortlaufend zählte und bei wichtigeren Abschnitten Summenangaben einfügte, die besagen, wie viele Jahre seit Adam verstrichen sind.

Das erste Buch reichte bis auf Phaleß und bis zur Völkerzerstreuung, dem Diemerismos, die Africanus nach den Zahlen der Septuaginta auf das Ende des dritten Jahrtausends berechnete. Seiner Darstellung zufolge war also die Hälfte der 6000 jährigen Geschichte der Menschheit verstrichen, ehe von einem anderen Volke als dem der Juden überhaupt nur die Rede sein konnte. Das zweite Buch reichte vom Tode Phaleß bis Mose und enthielt ebenfalls ausschließlich jüdische Geschichte. Im dritten wurde zuerst über die Gleichzeitigkeit Mose's mit dem Ogges der griechischen Sage gehandelt, unter dem nach den griechischen Zeugnissen die Flut eingetreten war. Die-

ser Synchronismus ist der jüdisch-hellenistischen Literatur entlehnt, von der früher die Rede war. Er findet sich in der christlichen Apologetik schon vor Africanus verwendet, zuerst bei dem sogenannten Justinus, der sich dabei ausdrücklich auf jüdische Hellenisten als seine Quellen beruft. Durch diesen dem Africanus willkommenen, von ihm aber nicht zuerst aufgestellten Synchronismus wurde dargestellt, daß bei den Juden in einer Zeit, da in Hellas noch die große Flut herrschte, schon der großen Weise und Gesetzgeber Mose tätig war, der eben darum auch der Lehrer aller anderen Völker wurde. Wie in allen späteren so wurde auch in der Weltchronik des Africanus erst von der Zeit des Mose angefangen in die bis dahin dem Alten Testament entnommene Geschichte der Juden dasjenige eingefügt, was die antike Schulbüchertradition von den griechischen Göttern und Heroen noch zu berichten wußte. Damit wurde ein apologetisch sehr wirksamer Eindruck erzielt: wenn von der Geburt des Zeus oder dem Tode des Herakles in solchem Zusammenhang erzählt wurde, so war das für den Leser keine Göttergeschichte mehr sondern die heidnischen Götter wurden zu toten Menschen der Vorzeit herabgedrückt. Das vierte Buch der Chronographien des Africanus begann mit dem Nachweis, daß das erste Jahr des jüdischen Königs Achaz gleich sei dem ersten Jahre der ersten Olympiade in der griechischen Chronologie, und endete mit Alexander d. Gr. Das fünfte ging von Alexander bis zum Jahre der Veröffentlichung 221 n. Chr.

Während der erwähnte Synchronismus: Mose-Ogyges im Jahre 1020 vor der ersten Olympiade der jüdisch-hellenistischen Literatur entlehnt war, ist die Verwendung der Weltwoche für die Periodisierung der Geschichte, soviel wir beurteilen können, dem Africanus eigentümlich und die in dieses Schema vorzüglich hineinpasse Berechnung der Geburt Christi sein eigenes Werk. Die Völkerzerstreuung unter Phalek bildete, wie wir sahen, den zeitlichen Mittelpunkt der Weltgeschichte; voraus und nachher liegen je 3000 Jahre. Das erste Erscheinen des Messias, die Geburt Jesu, fällt nun nach Africanus genau in die Mitte des sechsten Jahrtausends, 5500 Jahre nach Adam. Durch diese Berechnung der Geburt Jesu auf das Jahr 5500 nach Adam wurde aber noch ein anderer Zweck erreicht: die an die Wiederkunft des Messias, an das Gericht und an das 1000 jährige Reich Gottes geknüpften Hoffnungen und Befürchtungen wurden dadurch in eine noch ferne Zukunft verwiesen; nach dieser Berechnung des Africanus war der Menschheit noch

für 250 Jahre ihr Fortbestand unter den gegebenen Verhältnissen gesichert, denn der Weltjabbat begann nach seiner Darlegung erst im Jahre 6000. Die früher besprochenen üblen Auswüchse des Chiliasmus wurden also von Africanus mit den Waffen bekämpft, die ihm die chiliastische Theorie selbst lieferte, was bei der allgemeinen Verbreitung und Unausrottbarkeit der diesen Anschauungen zu Grunde liegenden christlichen Eschatologie nicht anders zu erwarten war. Es ist überdies sehr wahrscheinlich, daß die wenige Jahre früher erschienene Chronographie des Judas, die das Weltende für das Jahr 203/4 verkündet hatte und inzwischen durch die Ereignisse widerlegt war, dem Africanus den Anstoß gab zu zeigen, daß eine richtige Rechnung vor diesem Irrtum hätte bewahren können. So finden wir schon den ersten aus der Reihe der christlichen Weltchronisten im Lager derjenigen Schriftsteller, die den verfrühten eschatologischen Befürchtungen ihrer Zeitgenossen entgegentraten und durch rechnerische Darlegungen aus der Schrift zu beweisen unternahmen, daß das Ende der Welt noch in weiter Ferne stehe, die christliche Menschheit daher noch auf die irdische Gegenwart und nicht auf ein himmlisches Reich Bedacht zu nehmen habe.

Natürlich erwies sich bald auch die Rechnung des Africanus als falsch, die Welt bestand noch über das Jahr 6000 nach Adam, ja sogar noch über das Jahr 1000 n. Chr. hinaus. Allein das hinderte nicht, daß die Daten des Africanus: für die Flut 2242 Jahre nach Adam und für die Menschwerdung Christi das Jahr 5500 für alle späteren Chronographien und Weltgeschichten maßgebend blieben; die Versuche, andere Berechnungen an deren Stelle zu setzen, waren vergeblich.

Das Werk des Africanus ist uns verloren, es läßt sich aber wenigstens, soweit es sich um das chronologische Gerüst handelt, aus den sehr zahlreichen bei späteren Schriftstellern erhaltenen Bruchstücken wiederherstellen. Vorarbeiten dazu liegen in einem zweibändigen, die grundlegenden Untersuchungen enthaltenden Werke von H. Gelzer vor, der jedoch über der Herausgabe der Bruchstücke verstorben ist.

Africanus war, wie wir sahen, mit dem Maßstab seiner Zeit gemessen ein gelehrter Chronologe und nicht ohne kritische Veranlagung. Indem dies anerkannt wird, muß aber zugleich festgestellt werden, daß sein und seiner Nachfolger geschichtliche Werke in ihrer allgemeinen Bedeutung für die Geschichtsschreibung stark überschätzt werden. Man preist es als besonderes Verdienst dieser christ-

lichen Geschichtsbücher, daß sie mit der Beschränktheit des griechisch-römischen Standpunktes gebrochen und neben den Hellenen und den Römern die orientalischen Völker als gleichberechtigten Faktor in die Weltgeschichte eingeführt hätten. Ja unser Begriff der Weltgeschichte soll überhaupt diesen christlichen Chroniken seine Entstehung verdanken, in denen die Ereignisse nach sechs Weltaltern oder nach den Daniel'schen Monarchien verzeichnet waren.

Dabei wird übersehen, daß inbezug auf die orientalischen Völker die christlichen Weltgeschichten durchaus nichts Neues bieten. Auf die Geschichte der Orientalen waren, wie früher dargelegt ist, die gleichartigen geschichtlichen, in vorchristlicher Zeit entstandenen Werke schon eingegangen und schon seit der hellenistischen Zeit waren die letzten Reste der Schranken beseitigt worden, die nach der älteren griechischen Auffassung zwischen Hellenen und Barbaren aufgerichtet waren. Diodor, Trogus, Nikolaos und viele andere Autoren hatten in ihren Geschichtswerken schon die orientalische Geschichte mit der griechisch-römischen verbunden als ein Ganzes vorgeführt. Das Neue in den christlichen Weltgeschichten besteht vielmehr lediglich in der Einführung der jüdischen Geschichte und zwar nicht als eines gleichberechtigten sondern als des alles andere beherrschenden Faktors; die anmaßende, aber falsche Anschauung, daß die Juden das älteste Volk und ihre Urgeschichte die der gesamten Menschheit sei, die jüdische Hellenisten zuerst in vorchristlicher Zeit vertreten hatten, hält damit auf zwei Jahrtausende ihren Einzug in die Geschichtsschreibung und das bedeutet alles eher als einen Fortschritt.

Richtiger als A. Merz und H. Gelzer urteilt Wundt in der Völkerpsychologie, wenn er meint, daß „auf Grundlage der christlichen Tradition die Wissenschaft es zuerst unternommen habe die Geschichte nicht bloß als die Geschichte eines einzelnen Volkes oder bestenfalls als ein Neben- und Nacheinander verschiedener Geschichten von Völkern und Staaten aufzufassen sondern als wirkliche Weltgeschichte in dem objektiven Sinne des Wortes, in welchem die ganze Menschheit unter einer alles Geschehen beherrschenden Idee steht und berufen ist diese Idee zur Ausführung zu bringen“ — richtiger deshalb, weil Wundt sogleich hinzufügt, „daß diese Auffassung in der christlichen Weltgeschichte auf einen religiösen Gesichtskreis und die alttestamentarische Humanitätsidee und den Grundgedanken göttlicher Vorherbestimmung eingeschränkt gewesen sei“. Die christliche Universalhistorie hat also in Wirklichkeit keines-

wegs zuerst unseren Begriff von Weltgeschichte geschaffen, sondern der Historiker muß feststellen, daß durch die christliche Weltgeschichte vielmehr auf fast 2000 Jahre hinaus eine einseitige und grundfalsche Vorstellung vom Anfang und Verlauf der Weltgeschichte erzeugt wurde, von der uns die moderne Wissenschaft erst wiederum befreien mußte.

Auf einer beträchtlich niedrigeren Stufe als die Chronographien des Africanus steht die zweitälteste christliche Weltchronik, die Hippolytos von Rom im Jahre 234/5 n. Chr. veröffentlichte. Über die Persönlichkeit ihres Verfassers, der in der Geschichte der römischen Kirche eine wichtige Stellung einnimmt und als Theologe besonders im griechischen Osten angesehen war, sind wir sehr viel besser unterrichtet als über die seines unmittelbaren Vorgängers. Dies kommt daher, weil das Werk des Hippolytos aus der Zeit eines erbitterten in der römischen Kirche ausgefochtenen theologischen Streites stammt, der schließlich zu einem lange andauernden Schisma führte, und weil wir durch Hippolytos selbst über seine Stellung in diesem innerkirchlichen Kampfe unterrichtet sind.

Streitigkeiten waren innerhalb der Kirche zu Anfang des dritten Jahrhunderts häufig und konnten auch durch die Verfolgungen der römischen Staatsgewalt immer nur vorübergehend zur Ruhe gebracht werden. Denn seit der Glaube feststand, daß bestimmte literarisch überlieferte Schriften göttlich geoffenbarte Wahrheit und deshalb die Grundlage des Christentums seien, entstand unter den Gläubigen wiederholt Zwiespalt wegen ihres rechten Verständnisses und ihrer Auslegung, und die Zahl der Ketzerbestreitenden Schriften nimmt seither in der christlichen Literatur reichlich denselben Raum ein wie diejenigen, die den Ruhm der Märtyrer verkünden. Diese Streitigkeiten wurden daher auch mit jugendlicher Unduldsamkeit und maßloser Heftigkeit geführt; die sachliche Gegnerschaft wurde häufig durch persönliche Feindseligkeiten verschärft.

Den Anlaß zu dem Streite, in den schließlich auch Hippolytos eingriff, gaben die Ansichten, die in Rom ein Schuster, namens Theodotos, über die göttliche Natur Christi und ihr Verhältnis zu Gott vertrat. Sie widersprachen denen der offiziellen römischen Kirche und Theodotos wurde deshalb von dem 198 oder 199 n. Chr. verstorbenen römischen Bischof Viktor aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Unter dem Bischof Zephyrinus führten diese Meinungsverschiedenheiten zum Schisma. Zwei Schüler und Anhänger des Theodotos bestimmten einen gewissen Natalis an die

Spitze der Sondergemeinde zu treten, die sich zu der Ansicht des gemäßigten Theodotos bekannte, daß Jesus nicht selbst Gott gewesen sei, sondern bloß göttliche Kraft besessen habe. Es mag manchem auf den ersten Blick befremdlich scheinen, daß von einem Laien aus den erwerbenden Ständen vertretene theologische Ansichten in der römischen Kirche solche tief einschneidende Wirkungen hervorrufen konnten; allein ähnliche Erscheinungen sind in der Geschichte anderer Religionsgenossenschaften ebenfalls zu beobachten. E. Meyer hat kürzlich an der Geschichte des Mormonentums dargestellt, daß in Zeiten, da die Glaubensstärke alles vermag, ganz Ungebildete in niederer sozialer Stellung sich nicht nur religiös schöpferisch betätigen sondern sich sogar in den subtilsten theologischen Streitfragen gegen die kirchliche Autorität durchzusetzen vermögen.

In Rom kam es damals vorübergehend noch einmal zu einer Versöhnung beider Parteien, aber schon gegen Ende des Episcopates des Zephyrinus und unter seinem Nachfolger Kallistus lebte der christologische Streit wieder auf und griff nun auch auf andere Gebiete über. Diesmal stand Hippolytos, ein wahrscheinlich aus dem griechischen Osten stammender überaus fruchtbarer und sehr temperamentvoller theologischer Schriftsteller, an der Spitze der Oppositionellen. Er schrieb, obwohl in Rom lebend, seine sämtlichen Werke in griechischer Sprache, die damals noch ausschließlich die Sprache auch der römischen Kirche war.

Über die lange Fehde, die er mit der offiziellen Kirche führte, sind wir nur einseitig durch ihn selbst unterrichtet. Er bezeichnet die Gemeinde, an deren Spitze er selbst 217 n. Chr. als Bischof getreten war, als die wahre katholische Kirche, den weit zahlreicheren Anhang seiner Gegner Zephyrinus und Kallistus nennt er geringschätzig eine „Schule“, die den Zulauf, den sie hatte, der Weltlichkeit und Lüge ihrer Grundsätze zu danken habe. Zephyrinus nennt er einen ungebildeten der wahren Lehre unfundigen Mann, einen gewissenlosen Geldnehmer und Christusfälscherer, der sich für das Taufen bezahlen lasse. Kallistus' Vorleben, ehe er Bischof wurde, schildert er in der abträglichsten Weise: er habe als Bankunternehmer Bankrott gemacht, sei dann als Sklave zur Treitmühle verurteilt worden, sei zwar infolge von Schwindel, den er seinem Herrn vormachte, befreit, dann aber wegen eines Tumults, den er in der Synagoge hervorrief, vom Stadtpräfecten in die Bergwerke nach Sardinien verschickt, später begnadigt worden und trotz dieser Vorkommnisse schließlich Bischof der römischen Gemeinde geworden.

Der Grund, weshalb Hippolytos solche persönliche Gehässigkeiten gegen Zephyrinus und Kallistus vorbrachte, war sein rigoristischer Standpunkt in Fragen der Ehe- und Bußdisziplin gegenüber der verständigen und weltläufigeren Praxis des Kallistus, der tunlichst den Verhältnissen der Weltstadt Rom und ihrer Gesellschaft Rechnung trug, während Hippolytos wie Origenes und andere Vertreter des im Orient heimischen Rigorismus an den altchristlichen Anschauungen mit unerbittlicher Strenge festhielt. Hippolytos forderte unter anderem, daß eine Wiederverehelichung wenigstens den Klerikern nach dem Tode der ersten Frau nicht zu gestatten sei; er will Christinnen mit gesellschaftlich unebenbürtigen Männern ihre vom römischen Staat tolerierte Ehe nicht gestatten, bei der die Frauen ihren Rang beibehielten, und er will vor allem solche Christen für immer aus der Kirchengemeinschaft ausschließen, die nach der Taufe sich einer der Todsünden des sogenannten Aposteldekretes schuldig gemacht hatten, während Kallistus sie duldlos nach vollzogener Buße wieder in die Kirche aufnahm. Aus diesen Gründen schilt ihn Hippolytos einen Ignoranten, der auf die menschliche Fleischeslust Rücksicht nehme, um seiner Schule den Zulauf zu sichern, und der die Frauen Ehebruch und Mord lehre. Tertullian drückt sich freilich noch etwas kräftiger aus, wenn er sagt, daß solche Nachsichtsdekrete im Bordell neben den Plakaten der Dirnen angeschlagen werden sollten.

Hippolytos, der leidenschaftliche Gegner der offiziellen römischen Kirche seiner Zeit, ist nun gleichwohl schon sehr früh einer der hochverehrtesten Heiligen dieser selben Kirche geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben. Er gehört vor allem zu den ganz wenigen Märtyrern, deren Beisetzung in römischen Gräbern das Verzeichnis des Kalenders vom Jahre 354 erwähnt. In Italien, Frankreich, Deutschland und Oesterreich (St. Pilt am Fuße der Hochkönigsburg i. E., Pöltenberg in Mähren, St. Pölten in Niederösterreich) wird Hippolytos, aber nicht überall der römische, als Kirchenpatron verehrt. Jedoch auffälliger als all dieses ist, daß er, und zwar noch im 3. Jahrhundert n. Chr., in der Grabstelle an der via Tiburtina, wo er beigesetzt war, durch die Aufstellung einer marmornen Statue geehrt wurde, die im Jahre 1551 aufgefunden sich jetzt im Lateranmuseum befindet. Sie stellt — ein ganz einziger Fall — den Heiligen auf einem Thronessel sitzend dar, dessen Seitenlehnen und Rückseite das Verzeichnis seiner Schriften und den von ihm aufgestellten Zyklus zur Berechnung des Osterfestes ent-

halten. Aus dem argen Widersacher ist also sehr bald ein Heros der Kirche geworden. Dieser rasche Wandel ist durch die späteren Schicksale wie der Kirche so des Hippolytos bewirkt worden.

Seine Gegnerschaft gegen das offizielle Haupt der römischen Kirche dauerte noch über den Tod des Kallistus hinaus und war auch unter dessen beiden Nachfolgern bis zum Jahre 257 nicht geringer geworden. Das war die Zeit des Alexander Severus, von dem die Rede ging, er sei selber ein Christ gewesen. Seine für die Christen milde Regierung war aber nur die Ruhe vor dem Sturm, der mit der Verfolgung des Maximinus Thrax wieder einsetzte. Die ersten Opfer dieser abermaligen Verfolgung waren die beiden Männer, die sich gegenseitig ihre Ansprüche auf den römischen Bischofsitz bestritten: Pontianus der offizielle Papst und Hippolytos. Beide wurden jetzt nach Sardinien verbannt, was wegen des auf der Insel herrschenden Fiebers nahezu einem Todesurteil gleichkam. Dort entsagten beide ihren Ansprüchen auf das römische Bistum; am 21. Nov. 235 war nach achtzehnjähriger Dauer das Schisma beendet, Anteros wurde zum römischen Bischof bestellt. Bald danach starben die beiden Verbannten auf Sardinien und galten daher mit Fug beide als Märtyrer ihres Glaubens. Der Nachfolger des Anteros ließ ihre Leichname nach Rom überführen, Pontianus wurde in der Papstgruft des Kallistus, Hippolytos in der Begräbnisstätte an der Straße nach Tivoli, außerhalb San Lorenzo fuori le mura beigesetzt, beide an einem 13. November.

Von der Grabstätte an der via Tiburtina ging die Legende aus, die von dem „Heiligen“ Hippolytos erzählt. Die ergreifenden geschichtlichen Tatsachen, die die Versöhnung der beiden Gegner und ihren Verzicht auf das römische Bistum bewirkt hatten, und ihr echtes Martyrium am Sumpffieber auf der Todesinsel Sardinien genügten der wunder- und effectfüchtigen Nachwelt nicht. Von Pontianus fabelt im Gegensatz zu dem Chronographen von 354 schon der *liber pontificalis*, er sei mit Knütteln geschlagen worden, so daß er starb. Weit stärker noch weicht die Legende vom heiligen Hippolytos von der geschichtlichen Wahrheit ab. Schon an der Wende des 4. zum 5. Jahrhundert läßt der Dichter Prudentius den christlichen Blutzengen anstatt in Sardinien bei Ostia an der Tibermündung denselben Tod finden, den sein Namensbruder, der Theseussohn Hippolytos, in der griechischen Sage erlitten hatte. Wie der Stieffsohn der Phädra von seinen Rossen am Meeresufer zu Tode geschleift wird, so soll auch der christliche Hippolytos in Portus von

der heidnischen Behörde zum Tode verurteilt und von Pferden zu Tode geschleift worden sein. Die Phädra des Seneca war das unmittelbare Vorbild, dem Prudentius die Einzelzüge seiner Schilderung entlehnte. Spätere Darsteller des Martyriums gehen noch weiter: sie machen aus dem schismatischen Papst einen rechtmäßigen Bischof von Portus und lassen ihn als Haupt der dortigen Gemeinde die Krone des Martyriums gewinnen. Der Streit des rigoristischen Kirchenlehrers gegen alle Päpste seiner Zeit ist also bald völlig vergessen worden und an Stelle der historischen Persönlichkeit lebte im Gedächtnis der Kirche nur mehr der „Heilige“ fort; die wirksamen Einzelheiten aber, die in der Legende enthalten sind und dem Hippolytos zahlreiche Verehrer gewannen, stammen aus dem unverfälschten Schatz der heidnischen griechischen Sage.

Die Weltchronik dieses Hippolytos ist uns in ähnlicher Weise überliefert wie die des Africanus und die noch zu besprechende des Eusebios. Vollständige Handschriften des griechischen Originaltextes fehlen; nur das Inhaltsverzeichnis, die Vorrede und vom Text etwa die Hälfte liegen in einer Madrider Handschrift vor. Für den Rest verfügen wir nur über einige Zitate, lateinische und syrische Übersetzungen und Bearbeitungen, sowie über eine armenische Bearbeitung. Deutliche wenn auch nicht durchweg so zuverlässige Spuren seiner Benutzung lassen sich auch bei einigen Byzantinern des 7.—9. Jahrhunderts und bei orientalischen Autoren sogar noch bis ins 13. Jahrhundert herab beobachten. Mit Hilfe dieser späteren Benutzer ist es möglich den Text der Chronik des Hippolytos auch für die Abschnitte wieder herzustellen, die in der am Ende verstümmelten Madrider Handschrift nicht enthalten sind, und so sein chronologisches System wieder zu gewinnen.

Von Adam bis zur Flut rechnete Hippolytos wie Africanus und ihm folgend mit Hilfe der Reihe der Patriarchen nach der Septuaginta ausdrücklich einen Zeitraum von 2242 Jahren; das hinderte ihn aber nicht, die Flut selbst zwei Jahre später anzusetzen, und ebenso setzte er, von Africanus abweichend, die Völkerzerstreuung ins Jahr 2800 nach Adam, ignorierte aber in seiner folgenden Rechnung auch diese Zahl und rechnete mittels seiner Generationen von Phalek und von dem Adamsjahr 2767 weiter. Diese Verstöße gegen die primitivsten Forderungen der historischen Arithmetik werden als Beweis dafür genügen, daß Hippolytos nicht ernstlich ein selbständiger chronologischer Forscher genannt werden darf.

Auf die Erwähnung der Völkerzerstreuung folgte bei ihm ein sehr ausführlicher den Diamerismos behandelnder Abschnitt. Darin werden die Erdteile begrenzt, die den drei Noesöhnen zufielen, ihre Nachkommen, die von ihnen stammenden Völker, die schriftkundigen unter ihnen, die von ihnen bewohnten Länder und die ihnen zugefallenen Inseln aufgezählt. Es folgt ein Verzeichnis der beim Turmbau zerstreuten 72 Völker, in dem ganz sinnwidrig auch solche Völker genannt werden, die in den früheren Listen noch gar nicht vorgekommen waren. Dann folgt, als „Kolonien“ der bisher erwähnten Völker bezeichnet, abermals eine Völkerliste, die gleichfalls schon erwähnte und neue Namen in buntem Durcheinander enthält. Die ausführliche Ethnographie in der Chronik des Hippolytos ist also ganz äußerlich aus Verzeichnissen zusammengesetzt, die ursprünglich nichts miteinander gemein hatten und verschiedenen Ursprunges sind. Die Verwirrung, die dadurch angerichtet wurde, fällt aber nicht dem Hippolytos allein zur Last, denn geschaffen wurde dieses Sammelsurium größtenteils schon früher durch die in vorchristliche Zeit zurückreichende jüdisch-hellenistische Exegese des 10. Kapitels der Genesis. Die Verwirrung wurde dann in den daran anknüpfenden älteren christlichen Darstellungen des Diamerismos noch ärger.

An diese Völkerlisten schließen sich in der Chronik des Hippolytos Verzeichnisse der zwölf berühmtesten Gebirge und der vierzig größten Flüsse, ferner ein Exkurs über die gemeinsame Quelle der Paradiesesströme und darauf folgte der sogenannte Stadiasmus des Mittelländischen Meeres. Von diesen Bestandteilen stammen das Berg- und Flüßeverzeichnis aus der antiken Schulbücherliteratur, der Stadiasmus dagegen ist ursprünglich ein dem praktischen Gebrauch der Schifffahrt dienendes Werk, eine Art Mediterranean Pilot des Altertums gewesen. Hippolytos, der für den ethnographisch-geographischen Teil seiner Chronik augenscheinlich besonderes Interesse hatte, trug also das Material dazu aus sehr verschiedenartigen, aber nicht gerade zahlreichen Quellen zusammen. Bei dieser rein kompilierenden Tätigkeit konnte nichts Brauchbares zustande kommen; der Wert seiner Arbeit liegt vielmehr ausschließlich in der Erhaltung von Quellenschriften, die uns sonst verloren sind. Immerhin bildete dieser sehr ausführliche Diamerismos eine Besonderheit der Weltchronik des Hippolytos, weshalb auch gerade dieser Teil von späteren Schriftstellern am öftesten und am längsten immer wieder benutzt wurde.

In den folgenden Abschnitten seiner Chronik schlägt Hippolytos ein rasches Tempo an. Mit ausschließlicher Beschränkung auf biblische Angaben gibt er eine Aufzählung der Generationen bis zum Tode Josuas. Darauf folgt die Reihe der Richter und der Könige von Israel bis auf Sedekias und die Babylonische Gefangenschaft; diesen beiden Listen werden ebenfalls nur ganz dürftige wiederum ausschließlich dem Alten Testament entlehnte Nachrichten beigelegt. So erfahren wir bei Hippolytos zum erstenmale, was dann in zahllosen späteren Chroniken immer wiederholt wird, daß König Asa am Podagra litt und daß unter König Joram die Bewohner von Samaria Taubenmist und ihre eigenen Kinder verzehrten.

Auf das Datum der babylonischen Gefangenschaft folgen schließlich nur noch drei Intervallangaben über die Zeit vom Exil bis zum Jahre der Veröffentlichung der Chronik: von der Gefangenschaft bis zur Geburt, von der Geburt bis zum Leiden Jesu und von da bis zu dem laufenden dreizehnten Jahre des Alexander Severus, 234/5 n. Chr., in dem die Chronik erschienen ist. Von Adam bis zu diesem dreizehnten Jahre sind nach Hippolytos 5738 Jahre verstrichen. Auch dabei erweist er sich wieder als höchst oberflächlicher Rechner: in der Summierung der Königszeit erscheint das halbe Jahr, das David nach der Angabe der Königsbücher über 40 Jahre geherrscht hat, ganz richtig verrechnet, bei allen folgenden Summenangaben läßt es Hippolytos dagegen unter den Tisch fallen. Aus dieser stets zunehmenden Karglichkeit des Inhaltes, je näher Hippolytos seiner eigenen Zeit kommt, wird seine eigentliche Absicht schon deutlich. Es handelt sich für ihn vor allem darum festzustellen, das wievielte Jahr seit Adam das dreizehnte des Alexander Severus ist. Diesem Endziel strebt er im ersten Abschnitt mit zunehmender Beschleunigung zu.

Auf den ersten mit der erwähnten runden Summenangabe schließenden Abschnitt folgt nun noch eine zweite auf dasselbe Jahr führende Berechnung, wie Hippolytos sagt, „damit ich noch auf andere Art und nicht nur nach der Liste der Könige sondern auch mit Hilfe der Paschafeiern dieselbe Zahl der Jahre erweise“. Nun wird mit Hilfe der Paschaabstände von Moses bis Ezra und mittels der Intervalle von Ezra bis zur Geburt, von der Geburt bis zur Passion und von dieser bis zum 13. Jahre des Alexander Severus abermals gezeigt, daß seit Adam 5738 Jahre verstrichen seien.

Hierauf folgt eine Liste der Perserkönige, die den chronologischen Faden dort weiterspinnen soll, wo er in der ersten Rechnung mit

der Erwähnung der babylonischen Gefangenschaft abgerissen war. An die persische Liste schließt sich eine ganz kurze die Bekanntschaft mit Africanus voraussetzende Rechnung nach Olympiaden, die abermals in dem Nachweis gipfelt, daß man auch bei Zugrundelegung der Olympiaden für das 13. Jahr des Alexander Severus das Jahr 5738 nach Adam erhält.

Mit dieser dreimaligen stets demselben Ziel zustrebenden Rechnung hat Hippolytos die Aufgabe erledigt, die er sich gestellt hatte; was noch folgt sind Namenslisten, die ihm für seine Leser besonders wissenswert zu sein schienen und die er daher noch anhangsweise vorbringt: eine aus Lukas und Matthäus kombinierte Generationenfolge von Adam bis Jesus, Verzeichnisse der Propheten und Prophetinnen, Listen der Könige von Juda und Israel, ein Katalog der Hohenpriester, eine Liste der Ptolemäer und eine der römischen Kaiser. Mit diesen Anhängen endete, wie das Inhaltsverzeichnis lehrt, die Chronik des Hippolytos.

Sie entspricht somit inhaltlich sehr wenig den übrigen uns bekannten christlichen Weltchroniken. Ihr fehlen vor allem die für diese so charakteristischen biblischen und profanen Synchronismen. Es fehlt ferner die Feststellung der Jahre der Ereignisse, die sonst von den christlichen Chronographen als Epochen verwendet werden: weder die Geburt noch das Leiden Jesu werden auf ein bestimmtes Jahr gestellt. Diese Angelpunkte aller christlichen Chronographien spielen also in dem Werke des Hippolytos überhaupt gar keine Rolle. Ihm ist es einzig und allein um den Nachweis zu tun, daß von Adam bis zum 13. Jahre des Alexander Severus 5738 Jahre verstrichen seien. Diesen Nachweis machte er neben eingehender geographischer Belehrung des Lesers zum eigentlichen Zweck seines Buches. Hippolytos hat also mit seiner Chronik genau dasselbe gewollt wie mit seinen beiden theologischen Schriften, der vom Antichrist und dem Danielkommentar: er wollte zeigen, daß das Ende des sechsten Jahrtausends noch nicht gekommen sei, daß also alle eschatologischen Erwartungen und Besorgnisse der Gegenwart verfrüht und unbegründet seien.

Eine richtige christliche Weltchronik wie die seines Vorgängers Africanus und wie das Werk des Eusebios ist also dieses Buch überhaupt nicht, sondern eine in faßlicherer Form als bei Africanus geführte Polemik gegen die falschen Propheten, die das Ende der Dinge als demnächst bevorstehend verkündeten.

Jetzt, da der armenische Übersetzer und die syrischen Bearbeiter

gelehrt haben, daß die Chronik nie mehr enthielt als die beiden schon lange bekannten lateinischen Übersetzungen und die griechische nur für den Anfang vorliegende Handschrift, muß die Vorstellung aufgegeben werden, daß die Chronik des Hippolytos ein ausführliches gelehrtes Werk gewesen sei. Was bei den beiden Übersetzern vorliegt, sind nicht Exzerpte, in denen der ursprüngliche Text verstümmelt wurde, sondern der auf den Diamerismos folgende Teil des Werkes war von Haus aus nur ein ganz kurzer Abriß. Auf diese Weise bekämpfte Hippolytos die fälschlich schon demnächst den Beginn des tausendjährigen Reiches erwartenden Chiliassten, indem er sich zwar grundsätzlich auf den Standpunkt des Chiliasmus stellte, aber durch seine Rechnung den Nachweis erbrachte, daß bis zum Ende des sechsten Jahrtausends dormalen noch mehr als zwei und einhalb Jahrhunderte fehlen. Dies beweist er mittels dreier stets auf anderer Basis angestellter aber zum selben Ergebnis führender Rechnungen. Obwohl sein Werk wissenschaftlich gegen Africanus einen starken Rückschritt bezeichnet, erreichte es seinen Zweck doch gerade mittels der dürftigen Listen sehr gut, die es bietet. An ihrer Ärmlichkeit durfte man nur solange Anstoß nehmen und man durfte sie nur solange für das Werk von Exzerptoren einer angeblich viel umfangreicheren und gelehrten Arbeit halten, als man in Hippolytos fälschlich einen gelehrten Chronologen sah und ihn nach dem Maße einschätzte, das Africanus und Eusebios für diese Literaturgattung gaben. Ein Verdienst wird man aber dem weltfremden Eiferer, dem schlechten Rechner und bloßen Kompilator bereitliegenden literarischen Materials doch zuerkennen. Er suchte dem von der Kirche übernommenen primitiven jüdischen Aberglauben vom Gerichte der grausam rächenden Gottheit wenigstens den schlimmsten Stachel zu nehmen. Weil er so wenig wie die Kirche selbst diese Quelle der Angst und Beunruhigung ganz verschließen konnte, war er wenigstens bemüht seine Mitchristen zu beruhigen, indem er zeigte, daß der Tag des Gerichtes noch fern sei.

Der dritte in der Reihe der ältesten christlichen Universalhistoriker, Eusebios, trat noch weit energischer als seine beiden Vorgänger Africanus und Hippolytos nicht nur gegen verfrühte eschatologische Erwartungen auf, sondern er entzog dem Chiliasmus selbst jede Grundlage. Eusebios steht ferner wissenschaftlich hoch über diesen beiden und zeigt eine für seine Zeit staunenswerte kritische Einsicht und Freiheit.

Geboren in den ersten Sechzigerjahren des dritten Jahrhunderts

half er dem Pamphilos in Caesarea bei der Schaffung einer christlichen Bibliothek und einer damit verbundenen Schule des Bibelstudiums. Den Anlaß dazu diese Gründung gerade in Caesarea in Palästina vorzunehmen, die wie die Katechetenschule von Alexandria mit dem Museion der Ptolemäer verglichen werden darf, hatte die zwischen 230 und 233 n. Chr. erfolgte Übersiedelung des Origenes eben von Alexandrien nach Caesarea gegeben. Die dahin überbrachte Handschriftensammlung des Origenes, die in den Stürmen der diokletianischen Verfolgung allerdings gelitten hatte, bildete den Grundstock der neuen Bibliothek, und Pamphilos und Eusebios waren eifrig bemüht durch Beschaffung von Abschriften die Verluste zu ersetzen. Mitten in diese gelehrten Arbeiten hinein fiel die abermalige Verfolgung von 303—310; Pamphilos blieb an dieser Bibliothek, die nun sein Gefängnis wurde, literarisch tätig, und erlitt den Märtyrertod durch Enthauptung, Eusebios dagegen blieb während der Verfolgung unbehelligt. Daraus leitete ein fanatischer Parteigänger des Athanasius die gehässige folgerung ab Eusebios habe dem Befehle der Behörde gemäß das heidnische Opfer dargebracht. Dennoch wurde der Presbyter Eusebios unmittelbar nach dem Ende der Verfolgung, 311 n. Chr. Bischof von Caesarea; der gehässige Angriff der athanasianischen Partei hatte also gerade bei denen, die Eusebios' Verhalten am genauesten kannten, keinen Glauben gefunden. Später wurde Eusebios noch tiefer in den arianischen Streit hineingezerrt und, wenn auch nur in bedingter Form, wegen Hinneigung zum Arianismus aus der Kirche ausgeschlossen. Es gelang ihm aber eine Fassung seines Bekenntnisses zu finden, die die Aufhebung der Exkommunikation zur Folge hatte. Zwischen 337 und 340 starb er.

Das Werk, das des Eusebios hauptsächlich Ruhm begründete, ist seine Kirchengeschichte; neben vielen Einzelschriften, unter anderen einer Verteidigung des Origenes und einer Biographie des Pamphilos schrieb er ferner noch zwei große apologetische Werke. In diesem Zusammenhang geht uns nur seine Chronik an, die wahrscheinlich noch vor Beginn der Verfolgung von 303 n. Chr. verfaßt ist. Sie ist das letzte auf gelehrter Forschung ruhende Werk, das das Altertum hervorgebracht hat, und ist verfaßt von einem der wenigen Christen, die sich durch ihre gelehrte Bildung noch einen lebendigen Zusammenhang mit der Kultur der Antike bewahrt hatten. In einer Einleitung handelte Eusebios über die Grundlagen und über die Grundsätze der chronologischen Forschung. Dieser als

erstes Buch der Chronik bezeichnete Teil enthält keine Geschichtsdarstellung, sondern bietet in einer fortlaufenden Reihe von Auszügen vielmehr das chronologische Material, das Eusebios einer sehr stattlichen Zahl von Schriftstellern entnahm; zugleich lieferte er eine Kritik ihrer Angaben. Dieser Teil ist uns fast ausschließlich in einer armenischen Übersetzung erhalten. Seinen eigenen Angaben zufolge benutzte Eusebios für die griechische Chronologie die Chronik des Kastor, die Werke seines gelehrten heidnischen Zeitgenossen und eines heftigen Gegners des Christentums, des Porphyrios, und das Geschichtswerk des Diodor. Für die römische Geschichte sah er Dionysios v. Halikarnass, Kastor und Diodor ein. Eusebios knüpfte also direkt und unter Ausschluß der Kompendienliteratur wiederum an die antike Chronographie und Weltgeschichte an. Ebenso reichhaltig sind seine chronographischen Quellen für die Profangeschichte des alten Orients; die Grundlage des ganzen Werkes bildete selbstverständlich die biblische Überlieferung. Aber auch für diese begnügte er sich nicht, wie die christlichen Schriftsteller vor ihm, nahezu ausschließlich mit dem griechischen Texte des Alten Testaments, sondern er zog auch den hebräischen und samaritanischen Text neben dem der Septuaginta heran und betonte als Philologe und gewissenhafter Forscher deren Widersprüche.

Als gelehrter Forscher und philologisch gebildet übte er überdies an diesen seinen Vorlagen ausnahmslos Kritik. Er scheute sich nicht ausdrücklich zu erklären, daß man unmöglich wissen könne, wie lange Adam im Paradies gelebt habe; damit verwirft er die ganze Pseudochronologie der Anfänge der Weltgeschichte, die Africanus und Hippolytos mit ihren Rechnungen nach Adamsjahren gegeben hatten. Er tat dies mit Fug und Recht, denn Africanus und Hippolytos hatten ihre Rechnung ausschließlich auf die Zahlen der Septuaginta gestützt, die schon nach einem chronologischen System zurechtgemacht waren. Eusebios geht aber noch weiter. Auch die Lebenszeit der Patriarchen und deren Generationenfolge kann man, wie er zeigt, nicht als Grundlage für eine Chronologie der Zeit vor und nach der Sündflut verwenden, denn diese Zahlen sind im hebräischen, griechischen und samaritanischen Texte des Pentateuch ganz verschieden überliefert, und es ist nicht festzustellen, welche richtig sind. Hier spricht abermals der an den Bibelhandschriften des Origenes gebildete Philologe, dessen wissenschaftliche Überzeugungen weder vor den Angaben des Alten noch vor denen des Neuen Testaments Halt machen, wenn sich deren Unrichtigkeit bei

kritischer Betrachtung erweist. Darin äußert sich bei dem herrschenden blinden Autoritätsglauben seiner Zeit der nicht genug anzuerkennende Mut eines wissenschaftlich gebildeten Mannes. So zeigt Eusebios unter anderem, daß die Chronologie der Richterzeit in den Apostelakten, die Africanus deshalb zur Grundlage seiner Rechnung genommen hatte, weil Paulus als ihr Gewährsmann erscheint und Lukas als ihr inspirierter Verfasser galt, deshalb nicht richtig sein könne, weil sie den Angaben im dritten Buche der Königsherrschaften widerspreche und auch mit den Geschlechtsregistern Jesu bei Matthäus und Lukas nicht übereinstimme.

Africanus und Hippolytos waren, wie wir gesehen haben, dem Chiliasmus und den daran geknüpften Folgerungen, allerdings in ihrer Weise, entgegengetreten. Aber Africanus hatte sich gleichwohl noch der jüdischen Weltwoche als Einteilungsschemas für seine Chronik bedient, hatte also die Geschichte aller Völker in ein chronologisches System gezwängt, das noch dazu aus der jüdisch-christlichen Eschatologie hervorgegangen war. Eusebios vermied diese Einseitigkeit und die daraus entspringenden Irrtümer und verwendete für jede der großen Völkergruppen, von denen er zu handeln hatte, andere Schriftsteller als chronologische Grundlage, und zwar diejenigen, die er als die besten und zuverlässigsten erkannt hatte. Africanus hatte sich ferner ebenso wie Hippolytos noch mit dem Nachweise begnügt, daß das sechste Jahrtausend des Bestandes dieser Welt noch lange nicht beendet sei. Beide hatten also einen verfrühten und, wie sie meinten, mißverstandenen Chiliasmus, immer noch auf dessen Boden stehen bleibend, lediglich durch einen nach ihrer Ansicht besser berechneten zu ersetzen gesucht. Eusebios dagegen legt die Art an die Wurzel des ganzen Systems, indem er dessen chronologische Grundlagen ansieht und als unzuverlässig erweist. Indem er die Lebenszeit Adams und der Patriarchen vor und nach der Flut im Gegensatz zu Africanus und Hippolytos überhaupt als nicht feststellbar erklärte, entzog er der Weltwochenberechnung und allen daran anknüpfenden Folgerungen und Vermutungen über den Bestand der irdischen Welt und die nach deren Ende eintretende Zukunft jeglichen Boden; Eusebios weist den geschichtlichen Wissensdrang der Menschheit hinweg von der Zukunft auf die geschichtlich erkennbare Vergangenheit und bindet die menschliche Arbeit an die Gegenwart. Darin liegt sein nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst, seine Leistungen überragen in einsamer Größe alles andere, was auf dem Gebiet

der christlichen Wissenschaft und der Universalgeschichte geschaffen wurde. Nach Eusebios ist erst von Abraham an eine wirkliche Zeitrechnung möglich, was im Alten Testament berichtet wird, ist erst von diesem Zeitpunkt ab wissenschaftlich brauchbar und Geschichte; nach ihm beginnt also die Weltgeschichte nicht mehr mit Adam und dem Paradiese. Diese und andere wichtige Erkenntnisse des großen kirchlichen Gelehrten sind aber von seinen Nachfolgern wieder preisgegeben und von Männern heftig bekämpft worden, die keinen anderen Ruhm für sich beanspruchen konnten als den Buchstabenglauben einer rechtgläubigen Beschränktheit.

In dem zweiten als Kanon oder Kanones bezeichneten Teil seines Werkes, von dem Hieronymus am Ende des vierten Jahrhunderts eine uns erhaltene lateinische Übersetzung angefertigt hat, der er die Ereignisse bis auf seine Zeit hinzufügte, gab Eusebios eine tabellarische Darstellung des Verlaufes der Geschichte von Abraham angefangen. Darin waren die einzeln angeführten Ereignisse der biblischen und profanen Geschichte außer nach den Jahren Abrahams auch noch durch die Regierungsjahre verschiedener Königsreihen und später überdies durch die Olympiaden datiert. Rechts und links von diesen Zahlenreihen standen die historischen Notizen, hier die biblischen, dort die profanen. Durch diese Anordnungen wurden die Synchronismen besonders augenfällig gemacht und dadurch wurde eben der Zweck erreicht, der wie für jeden christlichen Universalhistoriker so auch für den kritisch veranlagten Eusebios selbstverständlich war, nämlich zu zeigen, daß die jüdische Geschichte, Kultur und Philosophie unzweifelhaft älter seien als die aller anderen Völker. Darin zeigt sich also selbst ein Eusebios befangen und beengt durch die Schranken, die nun einmal jedem Bekenner des Christentums damals durch das jüdische Erbteil seiner Religion gezogen waren. Angaben des Alten Testaments bildeten auch bei diesem erleuchteten Forscher immer noch den Anfang der Weltgeschichte und ausgeschieden erscheint bei ihm nur der rein mythische Inhalt des Anfanges des Buches Genesis. Aber nicht nur in dieser Hinsicht sondern auch sonst vielfach wurde dieser freieste und wissenschaftlich selbständigste Forscher der Christenheit sowohl durch den dogmatisch gewordenen Glauben an die Wahrheit der biblischen Überlieferung seit Abraham als auch durch seinen Glauben an die Zuverlässigkeit sinnloser jüdisch-hellenistischer Behauptungen zu ganz ungeheuerlichen Folgerungen gedrängt. Auch für Eusebios steht beispielsweise fest, daß die vielen christlichen Züge,

die Platons Philosophie aufweist, von dessen Bekanntschaft mit den Schriften Mose's und der Propheten herrühren, und er versteigt sich sogar zu der Vermutung, es habe Platon, dem genauen Kenner der Schriften des Alten Testaments, lediglich der Mut gefehlt mit dem Polytheismus endgiltig zu brechen!

Die energische Bekämpfung des Chiliasmus durch die drei besprochenen christlichen Schriftsteller und die starke Wirkung, die besonders von dem Werke des Eusebios ausging, brachten es mit sich, daß die Weltwoche als Einteilungsgrundsatz in der Weltgeschichte der ausgehenden Antike und des Mittelalters, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ihre Bedeutung verliert. Ihre Stelle nehmen dagegen die vier Weltmonarchien des Buches Daniel ein. An diesem Wandel hatten der früher besprochene Daniellkommentar des Hippolytos und dessen Schrift über den Antichrist einen sehr wesentlichen Anteil. Erst durch die Deutung, die Hippolytos der Daniel'schen Weissagung von den vier Weltreichen gab, wurde sie für die damalige Zeit geeignet einer weltgeschichtlichen Darstellung als Grundlage zu dienen. Dies wurde durch den Nachweis des Hippolytos bewirkt, daß als viertes der von Daniel geweissagten Weltreiche das römische Reich zu verstehen und ihm noch eine längere Dauer beschieden sei. In dem vierten Reich der Daniel'schen Prophetie sieht Hippolytos nämlich „den Hemmenden“, den Katechon, den schon Paulus als denjenigen bezeichnet hatte, der das Erscheinen des Antichrist aufhalte. Indem Hippolytos in seinen beiden Schriften zugleich die Fortdauer des römischen Reiches entschieden betonte, schuf er den Zeitgenossen dieser römischen Herrschaft durch seine Auffassung auch die Beruhigung, daß das Ende der Dinge noch in weiter Ferne liege. So wenig das Christentum sonst von den Mächten dieser Welt hielt, so fand es zur Zeit des Hippolytos doch in dem machtvollen Bestande des römischen Reiches ein Gefühl der Sicherheit vor dem drohenden Untergang und es anerkannte dadurch in seiner Weise trotz äußerer Gegnerschaft die Größe dessen, was Cäsar und Augustus geschaffen hatten; denn auch die Frommen, die sonst ihr Schicksal in Gottes Hand befohlen sein lassen, wissen die Vorzüge einer starken weltlichen Polizeigewalt zu schätzen. So kamen statt und neben der Weltwoche, diese bald verdrängend, die Weltmonarchien des Buches Daniel, wie sie Hippolytos verstehen gelehrt hatte, als Einteilungsschema der christlichen Weltgeschichte zur allgemeinen Annahme.

9. Das Fortwirken jüdischer Anschauungen in der christlichen Geschichtsschreibung.

Die Kanones des Eusebios wurden in den folgenden Jahrhunderten im Orient zwar unendlich oft benutzt und durch die lateinische Übersetzung des Hieronymus auch für die christlichen Chroniken des Westens maßgebend. Allein der Geist, in dem Eusebios gearbeitet hatte, wurde aus seinem Werk von den Nachfolgern ausgetrieben, und damit waren auf lange Zeit hinaus die Würfel über die christliche Geschichtsschreibung gefallen. Weil die von Eusebios begonnene kritische Forschung keine Fortsetzung fand, vielmehr Eusebios selbst von den Orthodoxen verletzert wurde, so blieb die Folgezeit auf dem Standpunkt des Africanus und Hippolytos stehen: die alttestamentlichen Mythen bildeten wiederum trotz Eusebios ausnahmslos den Anfang der Weltgeschichte. Für deren Periodisierung verwendete man aber jetzt meist die Daniel'schen Weltmonarchien, weil der gelesenste Schriftsteller des lateinischen Abendlandes, Hieronymus in seinem Danielkommentar, mit der Deutung der vierten auf das Römerreich sich an die von Hippolytos vorgetragene Auslegung angeschlossen hatte. An Hieronymus knüpfte Augustinus an und an diese beiden Orosius in seiner 416/7 erschienenen Weltchronik. Im Einzelnen wurde hie und da geändert; so setzte Orosius an Stelle der Perser in die Abfolge bei Daniel die Karthager ein und erreichte damit den Vorteil, daß nun seine vier Weltmonarchien sich nach den vier Weltgegenden über die Erde verteilten. Immer mehr erstarrte diese Systematik und immer tiefer sank die Einschätzung der Geschichte; selbst ein Genius wie Augustinus, dessen Werk *de civitate Dei* mit seiner wirksamen Antithese von den Staaten dieser Welt und vom Gottesstaate zu den bedeutendsten Erscheinungen der Weltliteratur gehört, brachte als Prediger vom Gottesstaat für die geschichtliche Würdigung der weltlichen Staaten nicht das rechte Verständnis auf. Die Geschichte wird nach seinen eigenen Worten außerhalb der Kirche im Knabenunterricht gelehrt und sie ist für den Theologen nützlich zur Feststellung der biblischen Chronologie und immer noch deshalb zu pflegen, weil mit ihrer Hilfe das höhere Alter der jüdisch-christlichen Lehre gegenüber der Weisheit der Heiden erwiesen werden kann.

Wie dieses im Dienste der Kirche betriebene Geschichtsstudium aussah, ist noch aus zahlreichen Werken zu entnehmen. Die wissenschaftliche Bildung, die Eusebios noch als eine letzte Leuchte am

Abendhimmel der antiken Kultur erscheinen läßt, erlischt bald vollständig; Schmierfinken aus den nitritischen Klöstern Agyptens, die nur auf ihre Rechtgläubigkeit stolz zu sein gelernt hatten, vermessen sich Eusebios zu verbessern, weil seine Chronologie zu den Worten des Apostels nicht stimme, sie kehren zu den Ansätzen des Africanus zurück und rühmen sich ihrer Leistungen, wenn sie bei der Beseitigung von Schwierigkeiten, statt sie anzuerkennen, durch Willkür und Rechenkunststücke Unmögliches möglich gemacht zu haben glauben. Diese Tendenz verfolgte seit dem Beginn des 5. Jahrhunderts vor allem die Mönchschronik in Alexandrien. Von ihr gab es sehr zahlreiche, im Einzelnen nur wenig von einander verschiedene Fassungen; wie allgemein verbreitet sie waren, und wie sehr ihre Verfasser ausschließlich popularisierende Zwecke verfolgten, erkennt man daraus, daß solche Chroniken oft mit rohen Bildern ausgestattet wurden. Davon sind uns noch zwei Beispiele, eines in der lateinischen Übersetzung einer Pariser Handschrift, ein zweites im Original auf Papyrusbruchstücken erhalten.

Diese dürftigen in Alexandrien entstandenen Abrisse der Weltgeschichte, die hinter den antiken Kompendien von der Art des früher besprochenen Ampelius noch erheblich zurückstehen, fanden ihre Fortsetzung in Konstantinopel und wirkten als Vorbilder auch auf die syrische und armenische Chronikensliteratur. In Konstantinopel entstanden daneben allerdings auch einige ausführlichere, sehr fleißige Werke, die aber von reinen Rechenkünsteleien abgesehen wenig Selbständiges enthalten. Neben diesen überwog jedoch auch in Konstantinopel die überaus große Zahl von Abrissen und Handbüchern, die meist wieder nur Zurichtungen und Überarbeitungen älterer ähnlicher Bücher sind. In diesen Kompendien herrscht eine geradezu erschreckende Geistesarmut. Von den Königen von Israel wird ausnahmslos als das allein Wissenswerte angegeben, wie lange jeder von ihnen regierte, und dann heißt es im Anschluß an die Königsbücher des Alten Testaments in ammutiger Abwechslung entweder „Er tat Böses vor dem Antlitz des Herrn“ oder „Er tat Gutes vor dem Antlitz des Herrn“; in beiden Fällen folgt darauf der Satz: „Und er entschlief im Frieden“. Auch die schon von Klemens von Alexandrien und von Hippolytos den von ihnen benutzten Handbüchern entnommenen, aus dem dritten Buche der Königsherrschaften herausgegriffenen Nachrichten über das Podagra des Königs Asa und die Kinder und den Taubennist, den die Samaritaner unter Joram verzehrten, kehren in diesen Büchern

immer und immer wieder. Und mit der Profangeschichte, soweit sie in dieser Literatur überhaupt berücksichtigt wird, steht es nicht anders. Da werden die Namen und Regierungsjahre der Kaiser von Byzanz verzeichnet, dazu allenfalls noch der Ort, an dem sie starben, und ein und das andere Ereignis aus der Kirchengeschichte; immer aber wird angemerkt: „Dieser war rechtlgäubig“ oder „Dieser war ein Häretiker“.

Im lateinischen Westen der alten Welt sind die Nachwirkungen der drei ältesten christlichen Weltgeschichten ebenfalls bis tief ins Mittelalter hinein zu verfolgen und auch hier dominieren daher die aus dem alten Testament abgeleiteten historischen Grundanschauungen. Nur wenig anders als bei Africanus wird bei Isidor von Sevilla, dessen Werk mit dem Jahre 615 n. Chr. schloß, die Weltwoche als Einteilungsprinzip verwendet. Ihm folgte der Schottenmönch Beda mit seiner geradezu „Die sechs Weltzeitalter“ betitelten bis 726 reichenden Chronik. Noch den Fortsetzungen zu dem Werk des 1279 in Bologna verstorbenen Dominikaners Martin von Troppau, das als weit verbreitetes Volksbuch häufig mit Bildern ausgestattet wurde, liegt die jüdische Weltwoche zu Grunde. Freilich die Zahl der Weltzeitalter mußte jetzt von sechs auf sieben erhöht werden, da im 13. Jahrhundert nach der üblichen Rechnung die sechstausend Jahre seit Adam schon längst verstrichen waren, ohne daß das Ende der Dinge und das tausendjährige Gottesreich eingetreten wären.

Viel länger und nachhaltiger, noch über den Untergang des römischen Reiches hinaus, wirkten aber die Daniel'schen Weltmonarchien als Einteilungsgrundlage fort. Für die in den Spuren des Hieronymus wandelnde mittelalterliche Weltgeschichte war es nur konsequent, daß sie das römische Reich, die vierte Monarchie, um des Systems willen, auch als es längst dahin war, durch allerlei Fiktionen noch als fortbestehend betrachtete. Weil die Welt noch bestand und der Antichrist noch nicht erschienen war, mußte auch das Reich, das sein Kommen aufhielt, noch weiteren Bestand haben. So hegen denn auch alle mittelalterlichen Geschichtsschreiber ernsthaft die Meinung, daß das alte römische Reich des Cäsar und Augustus auf dem Umweg über Byzanz, das fränkische und deutsche Reich noch fortdanere; Hermann von Reichenau z. B. reiht die Weltgeschichte an einem Kaiserverzeichnis auf, in dem der dritte Leo von Byzanz als Nummer 76, Pipin als Nummer 77 und Otto der Große als Nummer 89 gezählt werden.

Aus dieser Geistesverfassung heraus wird auch der genealogische Überwitz verständlich, der in merowingischer Zeit sich dazu versteigt, die Frankenkönige von den Troianern herzuleiten und der über die Habsburger in der Chronik des sogenannten Hagen aus dem 14. Jahrhundert noch tollere Erfindungen hervorgebracht hat. Darin wird von einem heidnischen Ritter Abraham von Temonaria erzählt, der im Jahre 859 nach der Sündflut das von einem Juden Judeisapta genannte Land — das heutige Oesterreich — besiedelte. Der 34. Nachkomme dieses Abraham tritt zum Judentum über; andere Geschlechter, von denen einige wieder ins Heidentum zurückfallen, folgen; die Römer setzen im Lande christliche Fürsten ein und an diese fingierten Vorfahren fügt dann der Verfasser der Chronik unmittelbar die historischen Persönlichkeiten des österreichischen Fürstenbuches an. Und dabei handelt es sich nicht etwa um die schrullenhaften Einfälle eines unbekannten Sonderlings sondern um ein Herzog Albrecht III. gewidmetes Werk, für dessen außerordentlich weite Verbreitung und Anerkennung 52 erhaltene Handschriften, lateinische Auszüge und eine weitverzweigte Benutzung bei späteren Autoren sprechen. Die letzten Nachwirkungen dieser von den Humanisten ernsthaft und heftig befehdeten pseudoorientalischen Vorgeschichte Oesterreichs, die Kaiser Friedrich III. trotz der Kritik des Aeneas Sylvius ebenso gläubig hinnahm wie die von Rudolf IV. gefälschten von Julius Cäsar und Nero für Oesterreich erteilten Privilegien finden sich in 1738 und 1857 erschienenen Büchern.

Die Vermutung des Lazius, daß in Wien aufgefundene altjüdische Grabsteine den unmittelbaren Anstoß zu diesen Erfindungen gegeben hätten, trifft kaum das Richtige; das ist gelehrter Rationalismus. Viel wahrscheinlicher ist die Vermutung Seemüllers, des letzten Herausgebers dieser Chronik, daß die Wurzeln dieser Phantasien in die Umgebung Rudolfs IV. reichen, in der ähnliche Vorstellungen über in der Geschichte verschollene Judensämme vorhanden gewesen sein mögen wie bei dem Stifter der mormonischen Religion, der solche in Amerika annimmt. Andere Parallelen zu diesem Bestreben, Verbindungen mit dem Alten Testament zu gewinnen, bieten aus ganz abliegenden Bereichen die Ableitung der armenischen Bagratunier von einem vornehmen Juden, den Nebudkadnezar gefangen genommen hätte, bei dem sogenannten Moses von Chorene, sowie die abessynischen Könige, die sich von einem Bastard Salomos und der Königin von Saba ableiten. Im letzten Ende gehen alle

diese mannigfachen Versuche Anknüpfungen von Herrschergenealogien und bestehenden Reichen an das Alte Testament zu finden auf die Anschauungsweise zurück, daß das Judentum am Anfang aller Dinge stehe, die, wie wir sahen, durch die jüdisch-hellenistische Literatur zuerst verbreitet wurde und die dann in der christlichen Weltchronik von Anbeginn an herrscht.

Der Macht dieses Einflusses konnte sich auch das Mittelalter nicht entziehen. Es ist ein seltsamer aber in der Geschichte gar nicht selten zu beobachtender Widerspruch, daß dieselbe Zeit, in der die Kirche und die weltliche Gewalt die ihr erreichbaren Juden aufs schmachlichste bedrückte, in ihren Anschauungen dennoch ganz und gar vom Judentum abhängig blieb. Auch ein Mann von der Bedeutung Otto's von Freising, der an Augustinus anknüpfte und die Weltgeschichte auf einen höheren Standpunkt zu heben suchte, konnte die alten Grundirrtümer nicht überwinden. Ja die Weltmonarchien des Daniel in ihrer mittelalterlichen Auffassung liegen sogar noch dem im Jahre 1559 zuerst erschienenen und dann vielemale aufgelegten Buche des Sleidanus zu Grunde, das den Titel führt: „Von den vier Weltreichen, dem babylonischen, persischen, griechischen und römischen“. Aus diesem Buche genoß Friedrich der Große seinen Geschichtsunterricht und neue Auflagen des Sleidanus sind noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts gedruckt worden. Noch im Jahre 1856 ist in England ein Handbuch der alten Geschichte von Wilberforce erschienen, dessen Einteilung auf derselben Grundlage ruht, wenn auch notgedrungen die Zahl der Weltmonarchien um eine vermehrt und dies auch im Titel zum Ausdruck gebracht wurde.

Schließlich mußte aber auch dieses durch sein Alter geheiligte Vorurteil fallen, das schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts von Jean Bodin (Bodinüs) als „der eingefleischte Irrtum von den vier Weltreichen“ bezeichnet worden war.

Von der Weltwoche und den vier Weltmonarchien als Einteilungsprinzipien der Weltgeschichte ist heute allerdings schon lange keine Rede mehr. Aber ein anderes derselben Quelle entstammendes Vorurteil blieb noch viel länger aufrecht: der Wahn, daß der mythische Inhalt des ersten Buches des Alten Testaments den Anfang der Weltgeschichte zu bilden habe; besonders die strenge Bibelgläubigkeit des Protestantismus bewirkte es, daß diese Wahnvorstellung unter allen derselben Quelle entspringenden am längsten Bestand hatte.

Noch im Jahre 1756 erschien ein durchaus im Geiste der Aufklärungsepoche geschriebenes durch eine deutsche Übersetzung auch auf dem Kontinent sehr verbreitetes Geschichtswerk der beiden Engländer Guthrie und Gray, das den Titel führt: „Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung bis auf die gegenwärtige Zeit“. Es steht also bezüglich des Anfangspunktes noch auf einem schon von Eusebios überwundenen Standpunkt. Der berühmte Göttinger Historiker Schlözer beginnt seine 1772 erschienene „Vorstellung der Universalhistorie“ mit Noe und der Sündflut. Dieses Ereignis bezeichnet er als den ersten geschichtlichen Ruhepunkt; vor diesem liegt nach seinen Worten der „werdende Erdkreis, die mit Adam beginnende Urwelt.“ Schlözer steht also ebenfalls noch auf dem nach Eusebios wieder zur Anerkennung gekommenen Standpunkt der älteren christlichen Universalhistoriker. Das bekannte, um 1797 erschienene Geschichtswerk K. F. Beckers beginnt dagegen, wie es einst Eusebios getan hatte, mit Abraham, also immer noch mit der jüdischen Geschichte und auch Johannes von Müller rechnet, genau wie Africanus oder Hippolytos, in seinen „Vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichte“ von dem „biblisch bekannten Ursprung des Menschen bis auf den heutigen Tag — gemeint ist das Jahr 1784 — 7506 Jahre“. Auch Karl von Rottet, der Gegner der Reaktion und Vertreter des deutschen Liberalismus unter den Historikern seiner Zeit, gibt in den ersten Kapiteln seiner 1813 bis 1826 erschienenen „Allgemeinen Geschichte“ eine Paraphrase des Alten Testaments.

Es ist nur recht und billig, daß dieser Standpunkt am längsten in den Schulbüchern festgehalten wurde. Vor noch nicht fünfzig Jahren wurde in den unteren Klassen der deutschen und österreichischen Gymnasien die Weltgeschichte nach einem Buche von Welter gelehrt, das mit den Erzählungen der Bibel vom Paradies begann. Unter besonderen Umständen erhalten sich also grundverkehrte Ansichten fast unausrottbar und sie bestehen auch dann noch fort, wenn die wissenschaftliche Forschung sie längst als unhaltbar erwiesen hat. Besonders das Zusammenwirken zweier so beharrender Mächte wie der Kirche und der der Vermittlung enzyklopädischer Bildung dienenden Schule vermag darin geradezu Unglaubliches zu leisten.

Schon vor mehr als hundert Jahren wurde festgestellt, daß der Verlauf der weltgeschichtlichen Ereignisse ein anderer war, als ihn die christlichen Universalhistoriker und ihre Nachtreter bis in die jüngste

Zeit dargestellt hatten; vereinzelte Anläufe dazu wurden sogar noch früher unternommen. Die endgiltige Widerlegung erfolgte aber erst durch die Entzifferung der Schriftsysteme des alten Orients. Die Hieroglyphen, die Keilschriften, die kyprische Silbenschrift wurden entziffert; die Sprachen der Ägypter, Babylonier und Assyrier sowie anderer Orientalen versteht man heute ebensogut wie Hebräisch, Griechisch oder Latein. Nur die Schrift und Sprache der Cheta in Vorderasien, die der Kreter und die Sprachen der Etrusker und Tyrier, deren Inschriften wir vorläufig bloß lesen können, sind kaum über die ersten Anfänge hinaus verständlich. Die aus diesen einheimischen Denkmälern gewonnene Einsicht wurde seit diesen Entzifferungen durch planmäßige Forschung im Mittelmeergebiet und dessen Hinterländern erweitert und vertieft. Erst seitdem uns diese Quellen wieder zugänglich geworden sind, besitzen wir einen wirklichen Einblick in den Gesamtverlauf der vorgriechischen Geschichte des Altertums.

Die einheimischen den Ereignissen gleichzeitigen Zeugnisse und die archäologische Forschung haben uns gelehrt, daß im Niltal schon im 5. Jahrtausend v. Chr., vielleicht sogar noch früher, eine verhältnismäßig sehr hoch entwickelte Kultur bestand. Die altbabylonische und vorderasiatische Kultur reicht mindestens bis ins 4. Jahrtausend zurück. Die Geschichte Ägyptens und Südmesopotamiens bildet also in Wahrheit den Anfang der Geschichte der Mittelmeerwelt, d. h. den Anfang der Weltgeschichte, soweit an ihr die europäischen und die von deren Kultur abhängigen Völker der Erde interessiert sind. In diesen beiden Ländern war die Menschheit längst den Kinderschuhen entwachsen und zu eigenartigen Kulturen vorgeschritten; auf Kreta, in Hellas und in Kleinasien bestand ebenfalls längst eine sehr hochentwickelte Kultur, ehe die Stämme der Israeliten und der Judäer ihren Einzug in die Geschichte hielten, die Städte der Kanaanäer eroberten und festhaft wurden, was schon Thukydides als die unerläßliche Voraussetzung jeder Machtentwicklung erkannt hat. Alle diese Völker hatten schon längst vor den Israeliten in einer reich entwickelten mythischen Tradition den Ursprung der Welt und des Menschen, jedes in seiner Weise, dargestellt, ehe die Erzählungen von Adam, dem Paradies und den Patriarchen, die wir jetzt im Alten Testament lesen, entstanden und aufgezeichnet worden waren.

Der so oft wiederholte und schließlich zum Dogma gewordene Altersbeweis der jüdisch-christlichen Apologeten und Geschicht-

schreiber ist endgiltig widerlegt: der Mythos der Hebräer gehört nicht an den Anfang der Weltgeschichte, und Mose war nicht der Lehrer der Griechen. Die Erzählungen des Alten Testaments gehören vielmehr ausschließlich in die sehr eigenartige und für die Zukunft bedeutungsvolle Geschichte der jüdischen und der christlichen Religion. Denn auch die christliche Religion konnte ihre jüdische Erbschaft niemals los werden, weil sie in einer Zeit entstanden war, in der man „die Wahrheit der Religionen nach ihrem Alter bemasß und deshalb auch die christliche als die bereits bei der Menschenschöpfung gegebene darstellte.“ Darum war trotz der Betonung des „Neuen Bundes“ das Alte Testament als Religionsurkunde auch für das Christentum unentbehrlich. Die Geschichte hat sich aber mit dem Mythos der Juden ebensowenig zu befassen wie mit den mythischen Erzählungen der Ägypter, Babylonier und so vieler anderer Völker des Altertums. So wenig als deren Mythen sind die der Juden Geschichte; keiner dieser mythischen Traditionen können historische Ergebnisse abgewonnen werden.

Nachdem Thukydides die Erkenntnis vom Wesen des Mythos und seiner Unverwendbarkeit für die Geschichte zum erstenmal gewonnen hatte, dauerte es also fast zweitausend Jahre, bis die Menschheit wieder zur gleichen Einsicht kam. So lange hielten die dogmatischen Fesseln fest, in die der forschende Menscheng Geist geschlagen worden war; erst jetzt ist nach unsäglicher Arbeit aus dem von den Hellenen errichteten Tempel Klio's der vom Christentum übernommene jüdische Geisterspuk endgültig gebannt. Die aus derselben Quelle stammende Angst vor dem Gerichte Jahves bildet aber auch heute noch eines der wirksamsten Mittel, wodurch die christlichen Kirchen ihre Befenner furchtsam und fügsam erhalten.

Namen- und Sachenverzeichnis.

	Seite
Aëthiopien, Kge. von . . .	143
Abraham . . . 15, 37, 138, 145	145
Abrahamsjahre d. Eusebios . . .	138
Abraham von Temonaria . . .	143
Achaz von Juda	123
Achisar, Roman des	61
Ackerbauer und Nomaden in Palästina	22, 26
Adamsjahre	122, 130, 132, 133, 136, 137
-jahr d. Flut	124
-jahr der Geburt Christi	123, 124
Aegypten	18, 146
Aeg's. Einfluß auf Herodot . . .	71
auf die Judäer	27, 34
Aeg. Namen im A. T.	27
Aeg. Propheten und Pro- phezeiungen	42
Reise des Hecataios n. Aeg. . .	60
des Herodot n. Aeg.	71
Aemilius Sura	115
Aeneas Sylvius	143
Aetiologische Erzählungen . . .	58
Africanus Serg. Jul.	52, 109, 120 ff., 140, 145
Briefe d. S. J. Afr.	121
Agamemnon	88
Ahab	30
Aigina	83
Aischylos	21
Akropolis v. Athen	84, 91
Alexander d. Gr. 38, 95, 101, 118	118
Alexander Severus 120, 121, 129, 132	132
Alexandreia	94, 119, 121
Katechetenschule v. Al.	121
Mönchschronik, alexandrin. . .	141
f. Museion	

	Seite
Alkmeoniden	64, 83
Allegorische Deutung	119
Altathen (bei Thuf.)	84
Altersbeweis, jüdischer u. christ- licher 35, 36, 40, 51, 54, 140, 146	146
Amenhoteb IV.	18
Ampelius	111, 141
Amphipolis	76, 92
Anabasis.	97
Anakalypterien	58
Anaximandros v. Milet	60
Anfang d. Weltgeschichte . . .	15 ff.
Annalen, orientalische	31
römische	19
von Israel u. Juda	28, 31
Anteros, Papst	129
Antichrist	52, 116, 118, 119, 133, 139, 142
Schrift über den Antichrist f. Hippolytos	
Antiochos Epiphanes	44, 48, 50
Anupu	28
Apion	41
Apokalypsen	44, 45
Apollodoros v. Athen	108, 109
Apologeten, christliche	123, 146
jüdische 12, 33 ff., 36, 37, 38, 146	146
Archäologie, jüdische des flav. Josephus	36
des Thukydides	80, 84
Aristarchos v. Samos	16
Aristobulos v. Kassandreia . . .	101
Aristophanes	13
Aristoteles	38, 86, 94, 100
As'. Verfassungsgesch. v. Athen	90, 100, 101
Zurückschließende Methode des A.	100

	Seite
Armenische Bearbeitung der Chronik d. Hippolytos . . .	133
Übersetzung des I. Buches der Chronik d. Eusebios	136
Arrian	101
Artapanos, Hellenist . . .	36, 54
Affrien	26, 27
Einfluß auf die Israelit.	34
Astruc	25, 30
Athen bei Herodot	63
Ruinen v. Athen bei Thuf.	88
Attika, älteste Bevölkerung von	84, 85
Unfruchtbarkeit v. Att.	85
Atticus, Freund Ciceros . . .	109
Auferstehung von den Toten .	9
11, 44, 51, 52	
Augustinus	65, 69, 109, 110
118, 140, 144	
Augustus 103, 107, 118, 138,	142
Baal	29
Babylonien	26, 27, 146
Einfluß auf die Israelit.	34
Bagratunier, arm. Fürsten . .	143
Barbaren, s. Hellenen und B.	
Barnabas, Brief d. B. 52, 119 ff.	
Becker K. f.	145
Beda, Schottenmönch	142
Beduinen, hebräische	26
Batai	28
Belsazar, bab. Kg.	49
Berosos	35, 39
Sibylle des Ber.	13
Bibliothek v. Alexandrien . .	94
107, 121	
v. Caesarea	135
v. Pergamon	94
Bildung, allgemeine als antikes pädagog. Ideal	17, 98, 99
Bodin Jean (Bodinus). . . .	144
Boghaz-Köi	18
Brasidas, Spartaner	76, 92
Buch, heiliges B. d. Cheops .	121
d. Jubiläen	45
Bücher d. Könige i. A. T.	33, 137
Buchreligion	72, 126
Caesar, Jul.	139, 142, 143
Caesarea, s. Bibliothek u. Eusebios	

	Seite
Caligula	44
Cheta	18
Chiliasmus	15, 45, 47, 51, 124
134, 137	
Christengemeinden, Chiliasmus in Chr. am Pontus und in Syrien	117, 118
Christliche Religion	17, 53
Hellenistisches in der chr. R.	9, 10, 11
Jüdisches in d. chr. Rel. passim.	
Christus	3
Chronik, antike u. christ. 104, 107 ff.	
f. Afrikanus, Apollodoros, Eusebios, Judas, Hippo- lytos, Kastor, Mönchs- chronik u. s. w.	
Chronographie, antike . . .	107 ff.
Chronographien des Serg. Jul. Africanus	122
Cicero	109
Cornelius Nepos	109
Daniel, Prophet, d. Buch Daniel 10, 15, 46, 48, 115, 118, 121, 139, 144 s. Weltmonarchien d. Dan.	
Daniellkommentar s. Hieronymus u. Hippolytos.	
David 24, 25, 26, 27, 28, 31, 132	
Reich Davids, künftiges 43, 44	
Debora, Prophetin	28
Delphi, kirchliche Stellung Ds.	73
Demetrios, Hellenist	36, 54
Deportierung der Isr. u. Jud.	22
Despotien, altorientalische .	18
Deuteronomion	31, 32
Diamerismos 20, 122, 131 ff., 134	
Diaspora, jüdische	23, 24, 35
Diodor v. Sizilien	50, 103, 104
109, 115, 116, 125, 136	
Dionysios v. Halikarnas 104, 109, 136	
Doppelerzählungen im A. T. .	30
Drakon	64
Dualismus, politischer in Hellas	83
Einleitung in das Geschw. d. Thukydides	79
in das Geschw. d. Ephoros 97, 98	

	Seite		Seite
Elephantine, Jahvetempel in E.,		Genesis, Buch G.	20, 46, 119
Judenkolonie in E.	23	Genesis, kleine	45
Elia	30	Geographie, moderne	87
Elohim	30	f. Länder- und Völkerkunde	
Elohist	30, 31, 32	Gericht Jahve's	43, 116, 147
Empirismus d. Herod.	69	Gericht, jüngstes	43 ff., 48, 51
Entzifferung d. orient. Schrift-		52, 134, 147	
systeme	40, 146	Geschichte, im Jugendunterricht	110
Ephoros v. Kyme	96, 97 ff.	Geschichtsschreibung, christliche.	12
102, 103, 105, 106		13, 14, 15 passim	
Eokalpatriotismus des E.	98	der Griechen	19, 54 ff.
Universalismus des E.	98	58 passim	
Epos, d. griechische 20, 56, 58, 68, 108		der Israeliten	22
Eratosthenes v. Kyrene 39, 87, 107 ff.		jüdisch-hellenistische	12, 14
Erbschaffung d. Welt, allegorische		als Kunst	65, 95
Deutung v. E. d. W.	46	der Römer	19
Erythrai	13	Ursprung der G.	18, 20 ff.
Erzähler, berufsmäßige in Klein-		Geschichtswerke der Israeliten	
asien	60	und Judäa	30, 31, 32
Eschatologie, christl.	47, 114	f. Elohist und Jahvist	
jüdische 13, 43 ff., 114, 117, 119		Deuteronomistisches G.	32, 33
Eschatologische Erwartungen,		Priesterkoder	32, 33
verfrühte	117 ff.	Geschichtswissenschaft, moderne	95
Eupolemos, Hellenist.	36, 54	Gesetzgebungen der Juden	
Europa, Mythos v. d. E. ratio-		von 621 v. Chr.	31
nalistisch umgedeutet 65, 66, 67		von 444 v. Chr.	32, 56
Eusebios v. Caesarea	103, 109	Gottesfürchtige, Anhänger des	
133, 134 ff., 145		jüd. Kultus	39
Chronik d. E.	135 ff.	Gott in der Geschichte	33, 41
Begner d. Chiliasmus	137	68, 79, 88, 90, 91, 93, 98, 113	
Eutropius	111	Gottessohn	9, 10, 38
Evangelium	53, 117	Großstaaten im alten Orient	17 ff.
f. Lukas, Markus, Matthäus		Gürtel, Werk d. Afrikanus	120, 121
Exil	22, 31, 32, 44	Guthrie u. Gray	145
Ezra	32		
Florus	111	Hagen, Chronik des sog. H.	143 ff.
Flut, Datum d. fl.	124	Hagiographen	33, 35, 49
Fremdvölker, Angriffe von f.		Halikarnassos	70, 75
auf Syrien u. Aeg.	34	Handbücher	17, 93, 95, 100
		112, 114, 123, 141, 145	
Gaius, f. Caligula		Hefataios v. Abdera	38
Geburt Christi, Datum d. 48, 123, 124		Hefataios v. Milet	20, 22, 31
Geheenna	44	57 ff., 59 ff., 61, 62, 65, 69, 70, 72	
Genealogie	21, 133	Helena	61, 66, 89
Genealogien, erfundene	27, 32	Hellanos v. Lesbos	38
143, 144		Hellen, Eponym. d. Hellenen	89
Genealogische Schriftstellerei	30	Hellenen und Barbaren	
58, 59, 61		bei Herodot	63, 65, 86, 125
		bei Thukyd.	86, 87

	Seite
Hellenenname, spätes Aufkom-	
men des H.	81
Hellenika (Geschichtswerke). . .	96
Hellenismus, Bedeutung d. H. . .	11
Hellenisten, jüdische	12
Heraklas, Vorstand der Kate-	
chetensch.	121
Herakleitos	13
Herennios Derippos	109
Hermann v. Reichenau	142
Herodot	20, 22, 25, 31, 32
37, 38, 39, 61, 62, 72, 74, 75	
78, 79, 83, 86, 95, 96, 97, 98	
99, 101, 106, 108	
Chronologie bei H.	65
Empirismus des H.	69
Götter bei H. 68 ff., 71 ff., 78	
Personenschilderung bei H. . .	70
Polemik d. H.	64
Rationalismus d. H.	66 ff.
Reisen d. H.	64, 65
Subjektivismus des H.	69
Tendenz d. Her.	63, 64
Hesiod	21, 30, 57, 81
Hieronymus	140, 142
Hippias v. Elis	21
Hippolytos	21, 52, 117,
126 ff., 140, 145	
Chronik d. H.	126 ff., 134
dreimalige Rechnung in	
der Chr.	131 ff.
Kommentar z. Daniel	118
133, 139	
Schrift über d. Antichrist. . .	118
133, 134	
Hippolytos, der heilige	128 ff.
Hölle, in der Mysterienrel. der	
Griechen	72
f. Gehenna	
Homer	21, 57, 68, 85, 88, 119
Humanitätsideal, f. Mensch-	
heitsideal	
Hyksos	34
Jahrwoche	45, 46
Jahve, Stammgott d. Judäer . .	4
5, 29, 30, 41, 43	
f. Gericht J's.	
Jahvist	30, 32

	Seite
Jeremias	46
Jeroboam	29
Jerusalem	26, 27
Jesus	5, 9, 10, 12, 15, 38
47, 53, 117, 127, 133, 137	
Jo	65, 66, 67
Jobelsjahre	45
Jobelperiode	45, 46
f. Buch d. Jubiläen	
Jon, Eponymos d. Jonier	89
Joseph, d. bibl. des A. T.	27
Josephus flavius	37, 38, 118
Josepos, Verf. d. Merkbuches . .	21
Josia v. Juda	31, 56
Josua, Buch	33
Jrenaeus v. Lyon	120
Isidor v. Sevilla	142
Isokrates	99
Israel, Nordreich v.	26
Jubiläen, f. Buch d. J.	
Juda, Südreich v.	26
Judaïos, erfundener Eponymos .	38
f. Udaïos	
Judas, Chronik des J.	118, 124
Judeisapta, Österreich	143
Judentum seit d. Eril 4, 22, 24, 32	
Jugendunterricht	99 ff., 110
Justinus, der Apologet	123
Justinus, der Rhetor	103, 105
Kallistus, Papst	127, 128
Kanaan, Kanaanäer 26, 27, 29, 146	
Kanon des Alt. Test.	16, 26
32, 33, 35, 49, 113, 114	
des Eusebios	138
Tabellen	109
Kastor v. Rhodos	104, 109, 136
Katechetenschule in Alexandrien	121
Katechon, der Hemmende	139
Kerkyra	83
Kirche, in Griechenland	73
Klemens v. Alexandrien 109, 141	
Klemens, 2. Brief des K.	53
Kleon	76, 78
Königsfrieden	98
Königslisten	19, 39
bei Afrikanus	122
" Eusebios	138
spartanische K.	107

	Seite
Kolonialreich der Miletier	56
Kompendien, f. Handbücher	
Konzentrierung des Kultus in Jerusalem	23, 24
Korinth bei Herodot.	64, 83
Kosmogonie d. Anaximandros	60
f. Erschaffung der Welt, Genesis	
Kritik des Alt. Testam.	23, 25 ff.
bei Thukydides	79
Kroisos	61, 67
Kult Jesu	10
Kyros I., Jugendgesch. d. K.	67
.	68, 69, 70
der Jüngere	96
Lade, Schlacht bei	55
Länder- und Völkerkunde	20, 59
Legende v. Hippolytos	129, 130
Legenden, heidenschristliche	11
hellenistische	10, 11, 38
judenchristliche	11
Leichenverbrennung	52
Levi, fingierter Stammvater	32
Listen f. Namenslisten	
Libius	19, 105
Logographen	61 ff.
Lukas	21, 133, 137
Mächte, reale in der Gesch.	80 ff.
f. Thukydides	
Massabäer	10, 25, 50
Manetho	35, 39
Marathon	68
Markus, Evangelium d.	53, 117
Martin von Troppau	142
Matthaeus	21, 133, 137
Magiminus Thyr	129
Medea	65, 66, 67
Megara	83
Menschensohn, der	10, 50
Menscheitsideal	87
Merkbücher, f. Handbücher	
Messias	9, 10, 11, 43, 44, 46, 47, 48, 123
Messiasreich	47, 116
Wiederkunft d. Mess.	46
.	52, 117

	Seite
Methoden d. Geschichtswissenschaft	79 ff., 84
zurückschließende Methode, f. Aristoteles, Thukydides	
Milet	35
Mönchschronik, alexandrinische	141
Konstantinopolitanische	141
Moralisieren in der Geschichtsschreibung	94, 98, 104
Mormonen	127, 143
Mose	29, 32, 33, 35, 122, 147
Erfinder der Buchstaben	37
göttliche Verehrung d. M.	37
gleich Musaios	37
— Ogyges, Synchronismus	37, 122, 123
Moses v. Chorene, der sogenannte	143
Müller, Johannes v.	145
Museion in Alexandrien	107, 121
Musaios	37, 72
Musterproömien bei den att. Rednern	99
Mykene	87, 88, 90
Myserien, griechische	10, 37, 72
orientalische	40
Mythos der Juden	15
u. Geschichte	16, 20, 78 ff., 93
der Griechen	58, 61, 65
rationalisierter M.	66 ff., 89
Nachahmung des Stiles d. A. T.	40
Nacktheit beim Ringkampf	86
Namenslisten	21
in der Chronik des Hippolytos	133
Natalis, Gegenpapst	127
Nebukadnezar	49, 145
Nehemia	52
Nikolaos v. Damaskus	50, 51
.	103, 106, 123
Noe, Teilung der Erde unter die Söhne des N., f. Diemerismos	
Nomaden, f. Ackerbauer u. Nom.	
Nordstämme, f. Stämme und Israel	
Novellen, ionische	20, 25
.	58, 59, 60, 61

	Seite
Nützlichkeitsstandpunkt in der Geschichtschreibung	77, 94, 98
Offenbarungsurkunde, f. Reli- gionsurkunde	
Ogyges, Flut des O.	37, 122, 125
Oloros, Vater des Thuf.	75
Olympiadenliste — O.rechnung	104
106, 107, 122, 125, 135, 138	
Orakel bei Herodot	68 ff.
bei Thukydides	90 ff.
bei Xenophon	96, 97
Oracula Sibyllina	14
Orientalische Geschichte	146
in der antiken Weltgesch. behandelt	103 ff., 125 ff.
Origenes	121, 128, 135
Orosius	140
Orpheus	37, 72
Orphis, Orphiker	37, 72
Otto v. Freising	144
Palatia	54
Pamphilos	135
Papyri	
ägyptischer P. eines Mär- chens	28
aramäischer des Achisar- romans	61
aramäischer Urkunden	23, 61
griechischer eines Schul- buches	112
griechischer der Gürtel des Afrkanus	120
Pascha	11, 45, 132
Paulus	10, 11, 51, 52, 117
119, 137, 139	
Peloponnesischer Krieg	80
Dauer d. p. Kr.	91
Gründe nach Thufyd.	83
Pelops	89
Pentateuch, f. Mose	
Pergamon	94
Periegeſe	20, 21, 30
des Hekataios	60
Perikles	62, 64, 75, 78
82, 83, 96	
Personen, Schilderung von P. bei Herodot	70

	Seite
Pest in Athen	77, 90
Petrus	9, 10, 119
Phalef	122, 123, 130
Pherekydes	58
Philipp II. v. Makedonien	104, 105
Philolaos	16
Philopoimen	102
Philosophie	18, 55, 87, 94, 100
stoische	94, 103, 119
Phlegon v. Tralles	109
Platon	13, 40, 100, 139
Plutarch über Herodot	65
Poesie, griechisch-religiöse	15
Polemik, bei Herodot	64
bei Thukydides	82
Polis, Bezeichnung f. Altathen	84
Polybios	94, 98, 101 ff.
105, 115	
Pompeius	44, 94
Pontianus, Papst	129
Poppaea Sabina	40
Porphyrus	48, 136
Poseidonios v. Rhodos	94, 105
Poteidaia	83
Potiphar	27
Priesterföder	33
Privilegien für die Juden	38
Prometheusſage	82
Propaganda der Juden	29, 35, 41
Propheten, ägyptische	42 ff.
die Bücher d. Pr.	33
„falsche“ Pr.	48, 52
117 ff., 133 ff.	
jüdische Pr.	4, 29
41, 43 ff.	
Liste d. Pr.	133
semitische	41
Propphetien, jüdische	15, 41 ff.
Prophezeiungen als historische Zeugnisse	43
Proselyten	35, 39
Prudentius	129, 130
Psalm, der 90.	40, 46, 119
Psalter	4
Pseudo-Daniel, f. Daniel	
Ptolemaeus Claudius	16, 115
Ptolemaios v. Aeg.	101
Quellenstudium, historisches	95, 101

	Seite
Ramses II.	18
Rationalismus des Aeneas Sylvius	143
der Ionier 57 ff. 62, 70, 73, 92	
des Herodot. . 62 ff., 66, 78	
Rechenkünsteleien	
christliche	141
jüdische	45, 46
Redner, Bildung der griech. R. .	99
Reich Gottes, messianisches, tausendjähriges 44, 45, 50, 119	
Reichsanzlei	
ägyptische	17
persische	18
Reisen des Herodot.	71
der kleinasiatischen Grie- chen	56, 57, 59
des Polybios	101
Religion, Irrationalität d. R. .	53
vollstümliche	68, 69, 71
Religionsurkunde	11, 17, 23
30, 32, 53, 72, 73	
Entstehung von Religions- urkunden	26, 29
Revolution von 411 in Athen .	90
Rhapsinit, Schatz d. R.	61
Rhapsoden	60
Rhetorik in der Geschichte . 94, 95	
97, 99, 100, 102	
Rigorismus, kirchlicher des Hip- polytos	128
Roman, antiker	95
Rottel, Karl von	145
Salamis, Schlacht v.	68
Salomon	25, 26, 27, 34
Sammlung d. Sibyllensprüche 13 ff.	
Schicksal, f. Tyche	
Schiffskatalog bei Homer . . .	21
Schisma in Rom	126 ff., 129
Schlözer, f. A.	145
Schulaufsatz	100
Schulbücher, f. Handbücher	
ägyptische	112
griechische 100, 110, 112, 131	
Schulgrammatik	100
Seemächte, Entwicklung der	
hellen. S.	81
Seeraub	81, 85, 87

	Seite
Seneca, ad Marc.	51
Phädra d. S.	130
Septimius Severus 117, 118, 120, 121	
Septuaginta	35, 46, 47
122, 130, 136	
Sesshaftwerden d. Griechen .	81
Severus, f. Alexander n. Sep- timius	
Sibylle, Sibyllensprüche	
christliche und griechische Sprüche	13
griechischer Ursprung d. S. .	13
Skeptizismus	92
Sleidanus	144
Sofia	54
Sokrates	100
Solon	61, 64, 101
Sophisten in Athen . 92, 98, 100	
Sosibios, Chronograph	109
Sparta, Größe von	88
Staatslehre	94
Stadiasmus	131
Stadtchronik	19
Städte, Lage und Typen d. St. .	87
Stämme, israelitische	22, 26
27, 29, 146	
jüdische 22, 26, 27, 29, 146	
angeblich verschollene jü- dische St.	143
Statue des Hippolytos	128
Stoische Philosophie, f. Philo- sophie	
Strategie d. Perikles	82 ff.
des Thukydides	76
Subjektivismus des Herodot 69, 78	
Südstämmen, f. Judäer und Stämme	
Sündflut, keilinschr. Bericht über d. S.	27
f. Flut	
Susanna im Bade	121
Synchronismen	57, 104, 122
123, 133, 138	
f. Mose-Ogyges	
Synokien	89
Taanak, Schlacht am Berge T. .	28
Tabellen, f. Handbücher und Kanones	

	Seite
Tacitus	19
Teilung d. Erde u. d. Söhne	
Noe's, s. Diamerismos	
Tell-el-Amarna, Tontafelfund	
von T.	18, 26
Tertullian	128
Testament, Altes 4, 5, 11, 13, 82	
jüdische Bearbeitung des	
A. T.	12, 36 ff., 45
geschichtliche Bestandteile	
im A. T.	20 ff., 30, 32
d. A. T. in der christl.	
Weltchronik	115
Testament, Neues	5, 53
Text, griechischer des A. T.,	
s. Septuaginta	
hebräischer d. A. T. 47, 136	
samaritanischer d. A. T.	136
der Chronik d. Africanus 124	
d. Hippolytos 130	
Thales v. Milet	57
Theben in Aegypten	17
in Böotien	64
Themistokles	73, 96
Theodotos	126, 127
Theopompos v. Chios	103, 104
Theseus	89
Thora	34
Thukydides	16, 22, 61, 74 ff.
95, 96, 97, 98, 99, 100, 101	
108, 146, 147	
Archäologie d. Th.	80 ff.
Th., Begründer der Ge-	
schichtswissenschaft	77
beschränkt sich auf das	
Reale	78 ff.
Einleitung s. Werkes	79 ff.
Herkunft d. Thuk.	75
Kritik, wissenschaft. d. Th.	79
Orakel bei Th.	90 ff.
Prozeß d. Th.	76
Rückschließende Methode 84 ff.	
89	
Urteil d. Th. über die	
Tradition	82 ff.
Verbannung d. Th.	77
Thuriói	32, 62, 75
Tracht, orientalische und grie-	
chische	86

	Seite
Traum d. Daniel	49
d. Nebukadnezar	49
Trieren	81
Troische Epoche	107, 108
Troischer Krieg 66, 87, 108, 187 ff.	
Trogus Pompeius	50, 103
104, 115, 116, 125	
Tyche	93, 94
Udaios	38
Übersetzungen	
des A. T., s. Septuaginta	
der Chronik des Eusebios,	
s. Hieronymos	
d. Danielkomm. d. Hippo-	
lytos, s. Hippolytos	
s. Armenische Übersetzung	
Unsterblichkeitslehre, antike 10, 51	
Varro	109
Vellejus	115
Verfassungsgeschichte Roms 24, 25	
Verhältnis zur Gottheit bei	
Griechen und Juden	22
Verschiedenheit der israel. und	
jüdischen Religion	29
Viktor, Papst	126
Völkerzerstreuung, s. Diame-	
rismos	
Vorderasien, Kultur v. V.	146
Vorsehung in der Geschichte	93
Wanderung, dorische	97
Weltanschauung d. Herodot 70 ff., 78	
des Thukydides	78 ff.
Weltchroniken	107
d. Apollodoros	109
d. Kastor	109
christliche	112 ff.
Weltende	117
s. jüngstes Gericht	
Welter, Geschichtsbuch v. W.	145
Weltgeschichte, moderner Begriff	
d. W.	125
christliche 14, 15, 74, 75, 96	
Wert der christl. W.	125 ff.
d. Herodot	62 ff.
d. hellenist. Zeit	93 ff.
d. Polybios	102 ff.

	Seite		Seite
f. Diodor, Nikolaos v. Damaskus, Trogus Pompeius, Handbücher, Weltchronik		Wilberforce	144
Weltmonarchien	15, 48, 49, 50	Wirtschaftsgeschichtliches bei Thukydides	84, 85, 88
51, 54, 114, 115, 119		Wissenschaft, freie bei den Griechen	56
d. Daniel	50, 116, 139	Woche, Ursprung d. W.	11
140, 142, 144		Wunder in der Gesch.	17, 53, 90
Weltreligion, das Christentum als W.	11	Xenophanes v. Kolophon	57, 73
Weltabbat	47	Xenophon	96, 97, 106
Weltwoche	45, 46, 48, 51, 54	Zahlenspiellerei	45, 46, 141
114, 116, 118, 119, 120 ff., 122		f. Rechenkünsteleien	
123, 139, 142, 144		Zephyrinus, Papst	126, 127
Widersprüche bei Herodot	58, 70	Zurückdatierungen in der jüd. u. röm. Überlieferung	24, 25
Wiederkunft des Messias, f. Messias			

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

5.—8. Tausend

Völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage

Unsere religiösen Erzieher

Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern

Herausgegeben von Prof. Lic. B. Bep

2 Bände mit 695 Seiten und 20 Taf. Geb. M 14.—

I. Band

Moses u. die Propheten Prof. J. Meinhold
Jesus Prof. Dr. A. Meyer
Paulus Prof. Dr. J. Kögel
Origenes u. Chrysostomus . . . Prof. Dr. E. Preuschen
Augustinus Prof. Dr. A. Dorner
Bernh. v. Clairvaux. Prof. Dr. J. v. Walter
Franz v. Assisi . . . Prof. Dr. R. Wend
Dante Prof. Dr. F. Wiegand
Heinrich Seuse. . . Prof. Dr. D. Clemen
Willel. und Hus. Prof. Dr. W. E. Schmidt

II. Band

Luther . Prof. Th. Kolbe Prof. B. Bep
Ulrich Zwingli . . . Prof. Dr. W. Köhler
Johannes Calvin . . Prof. Lic. B. Bep
Spener-Gründe . . . Zinzendorf . . Direktor D. Uttendorfer
Unsere Klassiker . Prof. Lic. L. Zscharnack
Schleiermacher . † Prof. D. Kirn Lic.
Bismarck . G. A. Prof. Dr. Baumgarten
J. S. Wichern . G. A. Prof. Nahlung
Religion d. Erziehg. Prof. W. Herrmann

Der Kampf um Deutschlands Bestand hat das religiöse Empfinden im deutschen Volke in seinen Tiefen aufgerüttelt und seine Sehnsucht nach geistigen Stützen gesteigert. Hier wird dies Buch ein Helfer sein. Von all diesen religiösen Erziehern geht eine stärkende emporziehende Kraft aus, denn sie führen den Leser zur Quelle wahren Lebens, zur Religion, zu Gott.

„Das ganze Werk ist ein trefflicher Beauftrag an alle Gebildeten unserer Nation, die Religion als Religion zu erkennen und anzuerkennen, und damit einer Wiedergeburt unseres Volkes aus den tiefsten Tiefen heraus die Bahn zu bereiten.“ Die Studierstube.

„Wer diesen verschiedenen Erziehern und Auslegern zu folgen bereit ist, wird in eine Fülle von Unvergleichlichem, in einen Reichtum des sieghaftesten Lebens hineinschauen, der das Herz mit Freude erfüllt, es aus der natürlichen Gebundenheit unseres Wesens ruft, es erquickt und erzieht.“ Evangel. protestant. Kirchenbote.

„Ein solches Werk konnte natürlich nur durch das Zusammenwirken einer ganzen Anzahl von Gelehrten gelingen, von denen jeder Einzelne insstande war, die von ihm übernommene Biographie selbständig aus den ursprünglichen Quellen herauszuarbeiten. . . . Sie haben uns mit einem Werk beschenkt, daß seine Stelle in der religionsgeschichtlichen Literatur lange behaupten wird.“

Die christliche Welt.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die alttestamentliche Wissenschaft

Von Geheimrat Prof. Dr. R. Kittel. 3. Auflage.
294 Seiten mit 14 Tafeln u. zahlr. Abb. Geb. M 5.—

„Alle wichtigen Gebiete alttestamentlicher Forschung kommen zur Sprache, die Förderung derselben durch die bedeutsamen Ertragnisse der Ausgrabungen innerhalb und außerhalb Palästinas, besonders der altbabylonischen; ebenso erfährt der Leser sorgfältige Einführung in die literargeschichtliche wie in die national- und religionsgeschichtliche Arbeit am Alten Testament, und überall wird sorgfältig abgewogen, wie weit man die bisherigen Urtheile für ausreichend begründet halten darf, ob und wie weit sie noch problematisch sind, also noch weiterer Arbeit bedürfen. Es ist ein ungemein reiches Material, das dem Leser dargeboten wird und dazu in einer höchst anziehenden Form.“

J. W. Rothstein. Theologisches Literaturblatt.

Die Weisheit Israels

in Spruch, Sage und Dichtung von Professor Dr. H. Meinhold. 351 Seiten. Gebunden M 4.80

„Diese schönsten Perlen biblischer Lehre werden von allen Seiten beleuchtet. Die Weltanschauung, die sich in ihnen birgt, ihre Entstehung und Entwicklung, ihre Ausgestaltung im Munde der Propheten bis herab zu den Schriftgelehrten. . . . Das auch typographisch schöne Buch wird das sich gesteckte Ziel der vollstümlichen Belehrung und die Erweckung neuer Liebe zur alten Bibel gewiß erfüllen.“

Literar. Zentralblatt für Deutschland.

Geschichte der Altchristlichen Literatur

Von Prof. Lic. Dr. H. Jordan. 537 S. Geb. M 17.—

„Es ist eine sehr gründliche Arbeit, die in seinem stattlichen Buche vor uns liegt. Eine seltene Belesenheit bekundet das Buch auf allen seinen Seiten. Dabei ist die Darstellung klar und durchsichtig, die Anordnung des Stoffes einfach und übersichtlich. Ein vortreffliches ‚Inhaltsverzeichnis‘ eröffnet das Werk, genaue Seitenüberschriften begleiten es, ein sorgfältiges alphabetisches ‚Register‘ von 18 dreispaltigen Seiten engen Druckes bildet den Schluß.“

Theologische Zeitblätter.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Rudolf Eucken:

Zur Sammlung der Geister

Ein Wort an das deutsche Volk. 4. und 5. Tausend. Buchausstattung von Prof. G. Delwe. 160 Seiten. Gebunden M 3.60
„Man fühlt sich mit diesem Buche in die Atmosphäre von Schleiermachers Monologen und Fichtes Reden an die deutsche Nation versetzt. Eine durch und durch lautere Persönlichkeit spricht mit ernst mahnender Stimme zu uns. Ein besonderer Geist weist hin auf die Gegenwartsgefahren, auf die Zerküftung, der das deutsche Wesen entgegensteuert.“
Kölnische Zeitung.

Der Sinn und Wert des Lebens

18.—20. T. 5. völlig umgearb. Aufl. 176 S. m. 1 Bildnis. Geb. M 4.40
„Es ist ein für weitere Kreise berechnetes Buch, in dem die Philosophie im schönsten und tiefsten Sinne Fühlung mit dem Leben sucht, und wie wenige geeignet, seelisches Leben und Begeisterung zu wecken. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, es werde einst zu den Büchern unserer Literatur gehören, welche dauern, nicht zuletzt auch um seiner hohen Genuß gewährenden Sprache willen.“
Der Gämann.

Einführung in die Philosophie

205 Seiten. 3. und 4. Tausend. Gebunden M 4.60
„Ich stehe nicht an, das nicht sehr umfangreiche letzte Werk des Jenaer Meisters zum Schönsten zu rechnen, was nicht nur er selbst, sondern die neuere Philosophie überhaupt geschaffen hat. Es waltet in ihm eine bewunderungswürdige, geradezu mustergültige Kunst, große, reiche Gedankenmassen, bündig und zugleich lebendig und den Leser innerlich bewegend darzustellen.“
Protestantenblatt.

Erkennen und Leben

Buchausstattung von Prof. G. Delwe. 192 S. Geb. M 3.80
„Es ist wieder ein echter Eucken, umfassend in seinem Stoff, modern in der Fragestellung, kritisch und doch nicht niederreisend... Man sieht auch aus dieser die Erkenntnistheorie vorbereitenden Schrift wieder, wie Eucken sich bemüht, die moderne Zeit im Tiefsten zu verstehen und zu würdigen. Er will ihr Sprecher sein und ihre berechtigten Forderungen zur grundlegenden Anerkennung bringen.“
Monatsschrift der Comeniusgesellschaft.

Der goldene Zweig Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Tiberius.
Von Karl Gjellerup. 360 S. m. Buchschmud. Geb. M 6.—

Diese feierlich ernste, mit eigenartigem Humor gewürzte Erzählung steht an der Wende zweier Welten. Alle Schönheit und Macht, aller Glanz und Reichtum der römischen Kaiserzeit taucht vor uns auf, aber in den Trägern der Erzählung spiegelt sich bereits die beginnende Versehung, der das Imperium zum Opfer fallen sollte. Es ist die Zeit der sterbenden Götter; denn schon erhebt das Christentum sein Haupt und wirft seine Strahlen in die römische Welt; das siegreiche Germanentum hält seinen Einzug. In wachsender Spannung verfolgen wir die Handlung, die zu einem machtvollen Hymnus auf das Germanentum in der Welt ausklingt.

Das Glück in der Sackgasse Roman von Hermann Kurz. Mit Buchschmud von Paul Hartmann. 326 Seiten. Gebunden M 5.— *

Das Buch und der Verfasser lächeln immer, was auch geschehen mag, ihr siebenmal weises, irdisch-unirdisches Lächeln. Ob Menschen, die sich lieben, dann auch finden, ob ein jugendlicher Blüthenraum reißt ob Seelen sinken, was liegt daran? „Geh an der Welt vorüber, es ist nichts!“ Und doch ganz fein durchschwingt das Buch das triumphierende, fröhliche „Trotz alledem“ des Lebensbejahers, wenn es zum Schluß in einer großen, festlichen Harmonie ausklingt. Es sind meist liebenswerte Menschen, die uns auf der Fahrt zum Glück begegnen, und ein großes, liebevolles Herz schenkte ihnen seine Wärme.

39. bis 50. Tausend

Winkelglück Ein fröhlich Buch in ernster Zeit. 237 S. mit Buchschmud. Gebunden M 2.80

„Die Fröhlichkeit, die das Buch kündigt, quillt aus dem Herzen, aber was mehr ist: sie strömt aus dem reichen Herzen eines echten Dichters. Und das vergoldet sie, macht sie feingliedrig, füllt sie mit still leuchtenden Farben und läßt doch tief, tief auf ihrem Grunde auch das große Herzweh der Zeit in wehmütig heimlicher Musik zitternd weiterklingen. Ein kluger und innerlich reicher Mensch, dem verliehen ist mit Dichteraugen in die Welt zu schauen, zeigt uns, wie auch die schweren Dinge Glanz und Schimmer erhalten, wenn sie ein helles Auge und ein aufrechtes vertrauendes Herz ansehen.“

Leipziger Neueste Nachrichten.

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Tiere der Vorzeit. Von Rektor E. Haase.

Dies Buch bietet Schilderungen einer Reihe besonders interessanter Vorwelttiere in Wort und Bild dar. Ohne sich auf trodene Beschreibungen einzulassen, erzählt es vor allem von dem Leben jener Tierwelt. Es ist nicht nur für die erste Einführung geeignet, sondern wird auch solchen Lehrern, die sich schon mit dem Gegenstande beschäftigt haben, eine Fülle neuer Anregungen bieten.

Die Tiere des Waldes. Von Forstmeister R. Sellheim.

„Die Sehnsucht nach dem Walde ist dem Deutschen eingeboren . . . Aber wie wenig wird er dabei das Tierleben gewahr, das ihn da umgibt. Da wird dieses Buch ein willkommener Führer und Anleiter sein.“
Deutsche Lehrerzeitung.

Unsere Singvögel. Von Professor Dr. A. Voigt.

„Mit nicht geringen Erwartungen gingen wir an Professor Voigts neuestes Buch. Aber als wir nur wenige Abschnitte gelesen, da konnten wir mit Freude feststellen, daß diesmal der Meister sich selbst übertroffen.“
Nationalzeitung

Das Süßwasser-Aquarium. Von E. Heller. 2. Aufl.

„Dieses Buch ist nicht nur ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Aquarienfrend, sondern es macht vor allen Dingen seinen Leser mit den interessantesten Vorgängen aus dem Leben im Wasser bekannt . . .“
Bayerische Lehrerzeitung.

Reptilien- und Amphibienpflege. Von Dr. P. Krefst.

„Die einheimischen, für den Anfänger zunächst in Betracht kommenden Arten sind vorzüglich geschildert in bezug auf Lebensgewohnheiten und Pflegebedürfnisse — die fremdländischen Terrarientiere nehmen einen sehr breiten Raum ein.“
D. Kr. Pädagogische Reform.

Bienen und Wespen. Von E. d. Scholz.

„Das Interesse der Naturfreunde wendet sich meist den farbenprächtigen Schmetterlingen und Käfern zu. Darum freut es um so mehr, daß ein gründlicher Kenner einmal die Ergebnisse jahrelanger Beobachtung der Stacheln in einem so volkstümlich geschriebenen Buche niederlegt.“
Landwirtschaftl. Umschau.

Die Ameisen. Von H. Viehmerer.

Viehmerer ist allen Ameisenfreunden als bester Kenner bekannt. Von seinen Bildern kann man sagen, daß sie vom ersten bis zum letzten Wort der Natur geradezu abgeschrieben sind.“
Thüringer Schulblatt.

Die Schmarotzer der Menschen und Tiere. Von Dr. v. Linstow.

„Es ist eine unappetitliche Gesellschaft, die hier in Wort und Bild vor dem Leser aufmarschiert. Aber gerade jene Parasiten . . . verdienen von ihm nach Form und Wesen gekannt zu sein, weil damit der erste wirksame Schritt zu ihrer Bekämpfung eingeleitet ist.“
K. Süddeutsche Apotheker-Zeitung.

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer. Von E. Reulauf.

„Nur wenige haben eine Ahnung von dem ungeheuren Formenreichtum und eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Wesen jener Mikroorganismen, die unsere Gewässer bevölkern. Als ein Schlüssel hierzu wird das vorliegende Bändchen vorzüglich geeignet sein.“

Deutsche Zeitung.

Unsere Wasserinsekten. Von Dr. G. Ulmer.

Für Freunde des Wassers, für Liebhaber von Aquarien ist dies Buch geschrieben. Es bietet eine Fülle von Anregungen und wird den Leser veranlassen, selbst hinauszuziehen in die Natur, sie mit eigenen Augen zu betrachten.

Aus Seen und Bächen. Von Dr. G. Ulmer.

Zusammen mit Ulmers Wasserinsekten bildet die Schrift ein kleines Lehrbuch der Hydrobiologie. Der erste Teil bringt in reichillustrierten Einzeldarstellungen das niedere Tierleben unserer Binnengewässer zur Anschauung. Der zweite Teil handelt von dem Tierleben der einzelnen Gewässerformen, mit besonderer eingehender Berücksichtigung des Plankton.

Wie ernährt sich die Pflanze? Naturbeobachtungen draußen und im Hause. Von D. Krieger.

Entgegen dem alten Brauche, den Tätigkeitstrieb der Jugend in die Bahnen des Naturaliensammelns zu lenken, will dies Buch den Leser zu einer selbsttätigen Beschäftigung mit der Natur anleiten. Durch Wald und Feld, durch Wiese und Garten wird er geführt, um Beobachtungen zu sammeln und mittels einfacher Vorrichtungen Versuche anzustellen.

Niedere Pflanzen. Von Prof. Dr. R. Limm.

„In dieser Weise führt das kleine Büchlein den Leser in die gesamte Welt der so mannigfachen Kryptogamen ein und lehrt ihn, sie verständnisvoll zu beobachten.“

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Häusliche Blumenpflege. Von Paul F. F. Schulz.

„Der Stoff ist mit großer Übersichtlichkeit gruppiert, und der Text ist so faßlich und klar gehalten, außerdem durch eine Fülle von Illustrationen unterstützt, daß auch der Laie sich mühelos zurechtfinden kann. ... Dem Verfasser gebührt für seine reiche, anmutige Gabe Dank.“

Pädagogische Studien.

Der deutsche Obstbau. Von F. Meyer.

„Der Obstbau ist ein Zweig der Bodenkultur, der heute mit besonderer Energie gefördert wird. Dieses Buch möchte weiteren Kreisen einen Einblick geben in die Betriebsweise des gegenwärtigen deutschen Obstbaues, es will insbesondere auch dem Besitzer des kleinen Gartens ein Ratgeber und Wegweiser sein.“

105491

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Chemisches Experimentierbuch. Von D. Hahn.

Das Buch will jedem, der Lust zum chemischen Experimentieren hat, mit einfachen Apparaten und geringen Mitteln eine Anleitung sein, für sich selbst im Hause die richtigsten Experimente auszuführen.

Die Photographie. Von W. Zimmermann.

„Das Buch behandelt die theoretischen und praktischen Grundlagen der Photographie und bildet ein Lehrbuch bester Art. Durch die populäre Fassung eignet es sich ganz besonders für den Anfänger.“

„Apollo“, Zentralorgan f. Amateur- u. Fachphotogr.

Beleuchtung

„Ich möchte
mischen
liegt, vor alle

Kraftma

„Schüzes
biblioth
Das Büchlei
Kenntnisse se

Signale i

„Ein interess
Signalwesen
völlern bis

Seele

Ch
„M
zw
in
St

M

M

R

T

B

D

in

B

D

BR

129

J8

B3

Bauer, Adolf

Vom Judentum zum Chris-
tentum

105491

DATE DUE

BORROWER'S NAME

Bauer

Vom Judentum

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA



